Ferdinand Lassalle.

Sein Leben und Wirken.

Auf Grund der besten und zuverlässigsten Quellen geschildert

von

Dr. Adolph Kohut.

Mit ungedruckten Briefen und Berichten Ferdinand Lassalle's, Georg Klapka's, Johann Philipp Becker's und der Gräfin Sophie Hatzfeldt.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1889.

c

Dr. H. Druskowitz

in freundschaftlicher Ergebenheit

der Verfasser.

Vorwort.

Wir haben über Ferdinand Lassalle, den Begründer des deutschen Socialismus, den Philosophen, Agitator, Politiker, Redner und Kämpfer, den durch sein Leben und Wirken wie sein tragisches Ende gleich merkwürdigen Mann, keine erschöpfende Biographie, welche alle Phasen des Erdendaseins und der Thätigkeit desselben beleuchten würde. Sehr beachtenswerthe Monographien von Brandes, Plener, Aaberg, Becker u. A. sind allerdings über ihn geschrieben worden, aber noch kein umfassendes Buch, das, ohne jegliche Parteifärbung und Voreingenommenheit, gestützt auf die besten und zuverlässigsten Quellen und mit Zugrundelegung neuen Materials, ein Porträt- und Charakterbild Lassalle's zeichnen würde.

Die nachfolgenden Blätter wollen diese Lücke in der Literatur ausfüllen.

Der geneigte Leser wird hoffentlich finden, daß ich mich bestrebt habe, sine ira et studio das Leben und die Wirksamkeit des zweifellos sehr bedeutenden Menschen zu schildern und den geschichtlichen Lassalle, wie er leibte und lebte, mit seinen Vorzügen und Schwächen, seinen großen und kleinen Eigenschaften, seinen richtigen Anschauungen und verhängnißvollen Irrthümern, in die Erscheinung treten zu lassen.

Die moderne Socialdemokratie liebt es nicht, wenn ihr geistiger Ahnherr aus dem Schlafe erweckt wird, denn er legt ein beredtes Zeugniß gegen die Marx-Bebel-Liebknecht'sche Richtung ab, denn er war stets ein guter Deutscher und eifriger

Verfechter des monarchischen Gedankens, denn er hat den Beruf Preußens und das Genie Bismarck's zu einer Zeit schon anerkannt, als mächtige Parteien mit beiden in heftiger Fehde lagen, — aber dieser Umstand bestärkte mich nur noch in meinem Vorhaben, ein biographisches Charaktergemälde des Mannes zu zeichnen, dessen Lebensmotto lautete: „An's Vaterland, an's theure, schließ' Dich an“.

Mein Buch ist keineswegs eine Tendenzschrift, sondern ausschließlich ein kritisches, sachgemäßes und leidenschaftsloses Werk über das Dichten und Trachten Lassalle's auf culturgeschichtlicher Grundlage, in dem die geistigen Strömungen in Deutschland von 1848 bis 1864 — der Zeit der öffentlichen Thätigkeit Lassalle's — gleichsam den Hintergrund meiner Darstellung bilden.

Es ist mir geglückt, nicht nur das gesammte Material über Lassalle zu sammeln, zu sichten und auf seine Echtheit zu prüfen, sondern auch so manches Neue und Bemerkenswerthe liefern zu können. Besonders gestatte ich mir hier auf die sowohl im Text wie im Anhang mitgetheilten bisher ungedruckten Briefe bez. Berichte Ferdinand Lassalle's, der Gräfin Sophie Hatzfeldt, des ungarischen Generals Georg Klapka und des schweizerischen Obersten Johann Philipp Becker rc. aufmerksam zu machen.

Die volksthümliche Schreibweise wird hoffentlich dem Buche einen weiten Leserkreis zuführen; denn dasselbe war bestrebt, den Freunden sowohl wie den Gegnern Lassalle's in allgemein faßlicher Darstellung eine der auffallendsten und eigenartigsten Erscheinungen des modernen deutschen Geisteslebens in treuester Naturwahrheit vorzuführen.

Dresden, Juli 1889.

Dr. Adolph Kohut.

Inhaltsverzeichniß.

Ferdinand Lassalle.

Sein Leben und Wirken.

Erstes Kapitel.

Jugendzeit. — Erziehung und Bildung.

Gleich so vielen namhaften Politikern, Dichtern, Gelehrten und Schriftstellern, welche im Geistesleben des deutschen Volkes in unserem Jahrhundert eine hervorragende Rolle gespielt haben, gleich einem Heinrich Heine, Ludwig Börne, Eduard Lasker, einer Rahel von Varnhagen und Anderen, gehörte auch Ferdinand Lassalle dem jüdischen Volke an. Wenn ich diese Thatsache hier an der Spitze der Lebensbeschreibung des merkwürdigen Mannes erwähne, so soll hierin weder ein Vorzug noch ein Nachtheil der Eigenart desselben hervorgehoben werden. Diese Constatirung der Zugehörigkeit zur jüdischen Race ist unerläßlich nothwendig, wenn man das Leidenschaftliche, Heftige und Maßlose, aber auch das Begeisterungsvolle, vor keinen Schwierigkeiten Zurückschreckende in seinem Wesen begreifen will. In ihm kam Zeit seines Lebens stets etwas Orientalisches zum Vorschein; trotz seines Scharfsinns und seiner philosophisch-kritischen Begabung beherrschte ihn eine oft ungeheuerliche Einbildungskraft und die Liebe für äußere Effecte, das Entzücken an der Entfaltung von Luxus und Pracht und an all' dem Krimskrams der zur Schau gestellten Eitelkeit einer östlichen Welt.

Aber nicht im Ghetto, gleich Löb Baruch, — Ludwig Börne — wurde er geboren, sondern im Schooße des Reichthums erblickte er zu Breslau das Licht der Welt am 11. April 1825. Sein Vater schrieb sich Lassal und war ein reicher Seidenhändler. Erst im Jahre 1846, als der 21jährige Jüng-

ling in Paris gewesen, nahm er den französisch klingenden Namen Lassalle an. Wir wissen von diesem 1864 verstorbenen Vater, daß er durch rastlosen Fleiß und glückliche Speculationen sich ein großes Vermögen erworben, sonst aber für Politik und schöne Literatur wenig Verständniß besaß. Seine Mutter, welche 1870 starb, wird als eine wohlthätige Frau gerühmt, welche die schönen Tugenden der Nächstenliebe und Unterstützung Armer und Nothleidender in vollem Umfange übte. Obschon Ferdinand mit Zärtlichkeit an seinen Eltern hing, zeigte sich schon frühzeitig sein herrischer und störrischer Sinn, welcher auch den Eltern gegenüber sich nicht beugen wollte. Häufige körperliche Strafen steigerten seinen Trotz, welcher ihn besonders kennzeichnete und der ihn zwar zu manchen Erfolgen führte, ihm aber auch zum Verderben gereichte. Mit wahrer Liebe schloß er sich seiner einzigen Schwester Friederike an. Sie war ein sehr schönes Mädchen, welche später den Bankier Ritter von Friedland und nach dessen Tode den österreichischen Artillerie-Hauptmann von Warska heirathete.

Der Vater, welcher den Kaufmannsstand über Alles liebte, hatte natürlich auch seinen Sohn für diese Laufbahn bestimmt, ohne zu erwägen, daß der unruhige, ein wenig abenteuerliche Geist Ferdinands an der gleichmäßigen Beschäftigung und dem Einerlei eines Seidenhändlers unmöglich Gefallen finden konnte. Um sich für seinen Beruf gründlich auszubilden, wurde Lassalle als 15jähriger Knabe auf die Handelsschule in Leipzig geschickt. Wie es scheint, vermochten die dortigen Lehrer sein Interesse nicht zu erwecken und deren flacher Unterricht stieß ihn ab. Wie Alfred von Wurzbach nach den Mittheilungen der Frau von Warska erzählt, lag der Jüngling noch spät bei Nacht über seinen Büchern und las mit Feuereifer die großen Dichter und Klassiker, zum Aerger des Directors der Handelsschule, Schiebe, der ihm das vergebens wehren wollte. Schiebe's Ideal war der Kaufmann, wie er sein soll, und gewiß war es in seinen Augen der härteste Tadel, den er aussprechen konnte, wenn er zu Lassalle

sagte: „Höre, Lassalle, aus Dir wird nimmermehr ein rechter Kaufmann!" *)

Und Schiebe hatte Recht! Anderthalb Jahre hindurch quälte sich Lassalle auf der Handelsschule ab und verließ dann Leipzig heimlich, immer mehr erkennend, daß der Kaufmannsstand nicht für ihn geschaffen sei.

In Leipzig **) hatte der Knabe ziemlich zurückgezogen gelebt. Er bewohnte ein kleines Zimmer im 3. Stock eines in dem damaligen Boseschen Garten befindlichen Hintergebäudes. Dieser stille Aufenthalt, diese Einsamkeit hatte jedoch für seine geistige Entwicklung einen hohen Werth, indem er nun Muße fand, seinen Geist zu vertiefen und über den Zweck seines Lebens nachzudenken. Damals entwickelte sich immer mehr sein zäher Charakter, seine eiserne Energie und jener titanische Trotz, welcher ihm stets eigen war. Sein Widerspruchsgeist brachte ihn schon um jene Zeit in Conflikte mit seinen Vorgesetzten. So sollte er einmal eine schriftliche Arbeit liefern über das Thema: „Wer ist unser Freund?"; er erklärte, diese Aufgabe nicht lösen zu können und führte vor der ganzen Classe mit glänzender Beredtsamkeit den Beweis, der Begriff „Freundschaft" lasse sich nicht auf dem Wege des Denkens logisch zergliedern, er sei nur Gefühlssache. Der beleidigte Lehrer rief zum Schutze seiner Autorität den Director als höhere Instanz an, aber der Knabe trotzte auch dem gemessenen Befehle Schiebe's und erst durch Vermittelung dritter Personen wurde der Conflikt beigelegt ***).

Nicht minder bezeichnend für den leidenschaftlichen und reizbaren Charakter des Knaben ist ein anderer Zug, den Max Ring, der bekannte Romancier, welcher 1837 zu Breslau die Stelle eines Hauslehrers bekleidete, aus jenem Jahre berichtet. Er fand eines Tages beim Nachsehen der Schulhefte seines Zöglings eine förmliche, wohlstilisirte Herausforderung von einem

*) „Zeitgenossen", 3. Heft, 1871, S. 10.
**) „F. Lassalle" von A. Aaberg, 1883, S. 6.
***) A. a. O., S. 7.

anderen Mitschüler. Der Provocant war der kleine Ferdinand Lassalle. Gewiß, sehr bezeichnend für ihn, der im Duelle fiel und der doch stets einer der heftigsten Gegner des Zweikampfes war. Nicht ohne Mühe gelang es dem genannten Hauslehrer, die beiden kleinen Gegner, die aus Eifersucht über einen reizenden Backfisch sich gefordert hatten, zu versöhnen, wobei der frühreife Lassalle sich weniger durch Drohungen als durch vernünftiges Zureden bestimmen ließ, da ihm Ring die Lächerlichkeit eines solchen kindlichen Duells, die er bald einzusehen schien, vorgestellt hatte.

Der Vater zürnte anfänglich darüber, daß sein Sohn aus der Art schlage, aber schließlich willigte er in eine Aenderung des Studienplans. Für Philosophie, Philologie und Rechtswissenschaft schwärmte der junge Lassalle, auf die Universität wollte er gehen und an den Brüsten der alma mater seinen Durst stillen, — um jedoch dieses Ziel zu erreichen, mußte zuvörderst das Abiturientenexamen gemacht werden. Mit rastlosem Fleiß suchte Ferdinand die Lücken seines Wissens zu ergänzen. Trotz seiner Kenntnisse und seines Feuereifers wäre es ihm beinahe nicht gelungen, seinen Plan zu verwirklichen; denn in dem deutschen Aufsatze, den er beim Abiturientenexamen lieferte, legte er bereits die Keime jener radicalen Ansichten, die ihm später einen solchen Namen machten, mit rücksichtsloser Offenheit nieder; dies hatte zur Folge, daß er vom Examen zurückgewiesen wurde. Er recurrirte bei den Behörden und hatte es nur außerordentlicher Verwendung zu verdanken, daß er nachträglich die Erlaubniß zur Prüfung erhielt.

Die Bahn war nun für den kühnen Aar frei — er konnte seinen Flug beginnen.

Die Finanzlage des Vaters Lassalle's war in Breslau eine Zeit lang eine kritische, hob sich jedoch wieder, so daß Lassalle nach Vollendung seiner Studien sich im Besitz eines bedeutenden Vermögens befand.

Zweites Kapitel.

Die Universitätsjahre. — Das Leben in Berlin. — Beziehungen zu Humboldt, Savigny und Böckh. — Begegnung mit der Gräfin Sophie Hatzfeldt. — Ihr Charakterbild.

Ein Stürmer und Dränger voll Ungestüm und himmelanstrebender Ideen, ein schöner, schlanker Jüngling mit krausem, vollem Haar und blitzenden Augen — lenkte der 17jährige Student, welcher 1842 zuerst die Breslauer, dann die Berliner Universität bezog, sowohl durch seine Persönlichkeit wie auch seine Begabung bald die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich. Philologie und Philosophie waren die zwei Hauptgegenstände, welche ihn ganz besonders fesselten. Daß er daneben auch den Göttern Bacchus und Gambrinus eifrig huldigte, bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung. In Breslau verkehrte er am liebsten in Kießlings Keller, wo er über philosophische Fragen mit Commilitonen disputirte, und sein Scharfsinn und seine Schneidigkeit erregten selbst die Bewunderung bemooster Häupter. Die Hegel'sche Philosophie übte einen ganz eigenartigen Reiz auf die Einbildungskraft und den Scharfsinn des Bruders Studio und er setzte seinen Stolz darein, mit den schwierigsten Problemen Hegel'scher Dialektik gleichsam Fangball zu spielen und seine Virtuosität in der Lösung von logischen Fragen zu zeigen. Noch kaum dem Knabenalter entwachsen, gab er bereits erstaunliche Beweise seiner Schlagfertigkeit und seiner rednerischen Meisterschaft. Seiner Ueberlegenheit sich bewußt, entwickelte sich in ihm immer mehr und mehr jenes an Dreistigkeit grenzende Selbstgefühl, welches später den Massen so sehr imponirte, das aber auf feiner organisirte Naturen, denen Eigenlob und Ueberhebung zuwider sind, einen abstoßenden Eindruck machte. Von den Eltern verhätschelt, wegen seines Reichthums und seiner Schönheit von interessirten Leuten verhimmelt, gab er zuweilen Beweise einer grenzenlosen Anmaßung, welche auf sein literarisches

und öffentliches Auftreten manchen dunklen Schatten warf und ihm eine ganze Schaar erbitterter Gegner zuzog.

Ein Zeitgenosse Lassalle's, der ihn zu jener Zeit in einem Concerte sah, charakterisirte ihn folgendermaßen*): „Er sah aus wie lauter Trotz, aber auf seiner Stirne lag eine solche Thatkraft, daß es Einen nicht hätte wundern können, wenn er sich einen Thron erobert hätte". Etwas überschwenglich und schmeichlerisch sagt auch Georg Brandes von ihm**): „Es war etwas von einem Cäsar in diesem Jüngling, den geängstete Bürgersleute dereinst für einen Catilina halten sollten. Er war für die Macht geschaffen, er war zum Herrscher gestempelt, und da er nicht als Prinz und Edelmann, sondern als Kind des Mittelstandes und einer zurückgesetzten Race geboren war, so wurde er Denker, Demokrat und Agitator, um auf diese Weise das Element zu erreichen, für das er geschaffen ward".

Schon als Studiosus liebte er es, den Dandy herauszukehren; er kleidete sich wie ein Stutzer, mit ausgesuchter Eleganz und feinsten Allüren. Obwohl er stolz auf seine bürgerliche Abstammung war und im Jahre 1860 an Fräulein Soluzeff, eine schöne Russin, für die er damals in Liebe erglühte, das selbstbewußte Wort schrieb***): „Sie haben meinem Namen ein „von" vorgesetzt, welches mir nicht gebührt; ich habe die Ehre, nicht adelig zu sein; bürgerlich von Geburt, zum Volk nach meinem Herzen mich rechnend, habe ich weder das Recht noch die Lust, dieses „von" zu führen, welches der unterscheidende Theil von Familien ist, welche sich deshalb adelig nennen, weil sie im Besitz irgend eines kleinen Dorfes oder Landguts waren, deren Name mit einem „von" den Besitz und die Abstammung bekundeten. Da mir aber aber nichts geringeres als

*) „Ferdinand Lassalle" von Georg Brandes, 2. Aufl., Leipzig 1889, Seite 11.

**) A. a. O.

***) „Eine Liebesepisode aus dem Leben Ferdinand Lassalles", Leipzig, 1878, S. 10.

die ganze Welt gehört, so kann ich nicht jene Vorsatzsilbe annehmen, noch will ich meinen Ursprung und Besitzstand durch dieses Abzeichen verkleinern" — sah er's doch nicht ungern, wenn man ihn für einen Aristokraten hielt und er trug stets aristokratische Manieren zur Schau. Er erinnert in diesem Punkte vielfach an Benjamin D'Israeli, den späteren Lord Beaconsfield, gleichfalls einen Juden von Geburt, der selbst zu jener Zeit, als er Führer der radicalen Whigs war, den Edelmann in Sprache, Kleidung und Haltung zu copiren pflegte.

Gleich so manchen andern Cavalieren, hatte auch der junge Studiosus seine noblen Passionen, welche viel Geld verschlangen und den Vater bei seinen Geldsendungen oft veranlaßten, dem Sohne Strafpredigten zu halten, — freilich ohne jeglichen Erfolg. Er stürzte sich in den Strudel kostspieliger Vergnügungen, und es zeugt von seiner gesunden und kräftigen Natur, daß er in dieser Sturmfluth nicht unterging, sondern das Schiff seiner Ehre und seines Lebens in den Hafen der Ordnung und der guten Sitte zu retten wußte.

Natürlich hatte er schon damals seine „Affairen". So hatten ihm zwei vornehme Herren einst bittere Rache geschworen, sie lauerten ihm eines Abends auf, um ihn durchzuprügeln. Das war leichter gedacht als gethan; denn Lassalle schlug, obschon er allein und ganz unvorbereitet war, nicht blos seine Gegner entschieden zurück, sondern prügelte sie auch gehörig durch. Ein Freund Lassalle's, der von diesem Abenteuer erfuhr, schenkte ihm aus diesem Anlaß den — angeblichen — Stock Robespierre's, den Lassalle seitdem immer trug und auf den er große Stücke hielt.

Seine eiserne Gesundheit vertrug das excentrische Leben, welches er nun führte, aber die nächtlichen Gelage blieben nur Episoden, und Perioden von wildem, studentischem Treiben folgten eben so lange, in denen er Tage und Nächte hindurch seinen Studien oblag.

Es konnte nicht fehlen, daß seine hohe Begabung, seine

ungewöhnlichen Kenntnisse und sein, trotz aller jugendlichen Streiche, ernstes wissenschaftliches Streben auch die Aufmerksamkeit seiner akademischen Lehrer erregte. Er trat mit diesen, namentlich aber mit dem großen Naturforscher Alexander von Humboldt, dem berühmten Rechtslehrer Friedrich von Savigny und dem ausgezeichneten Philologen August Böckh in intime Verbindung.

Er verkehrte viel im Hause des Bankiers Alexander Mendelssohn, des bekannten Verehrers Alexander von Humboldts; dort lernte er auch den modernen Polyhistor kennen, welcher sich bald für den Jüngling und dessen großes Wissen lebhaft interessirte. Man sprach damals auch davon, daß Humboldt ihn vorgeschlagen hätte, um den jungen Thronfolger halb als Mentor, halb als Gesellschafter auf dessen Reisen zu begleiten — gewiß hat dieses Gerücht keinen historischen Werth, aber schon das Auftauchen desselben ist bezeichnend für die Stellung, die Lassalle schon als Student einnahm. Humboldt nannte ihn „das Wunderkind“ und äußerte sich wiederholt in sehr anerkennender Weise über ihn.

Zu Savigny und Böckh zog ihn deren stupende Gelehrsamkeit, gepaart mit freiem, unbefangenem Forscherblick, hin; der Einfluß dieser Männer auf die spätere schriftstellerische Thätigkeit Lassalle's ist unverkennbar. Schon während seiner Universitätszeit arbeitete er an einem Werke über den griechischen Philosophen Herakleitos, mit dem er seine wissenschaftliche Laufbahn beginnen wollte, aber erst 1858 brachte er es zum Abschluß, wie wir noch weiter unten sehen werden.

Sehr zum Schaden der Wissenschaft und der harmonischen Ausbildung Lassalle's wurden seine Studien 1844 jählings unterbrochen, indem er damals durch seinen Freund, den Dr. med. Arnold Mendelssohn, die Gräfin Sophie Hatzfeldt kennen lernte, welche von nun an für sein ganzes Leben verhängnißvoll werden sollte.

Die Gräfin war damals fast 40 Jahre alt — sie wurde

am 10. August 1805 geboren, — aber noch immer eine schöne, majestätische und vor Allem geistvolle und leidenschaftliche Frau. Seit ihrem 16. Jahre mit dem Grafen Edmund von Hatzfeldt-Wildenburg in höchst unglücklicher Ehe lebend, befand sie sich in Scheidung mit ihrem Gatten. Das traurige Loos der unglücklichen Frau, gewiß auch ihre noch immer verführerische Schönheit entflammten den ritterlichen Sinn Lassalle's dermaßen, daß er, ein moderner Troubadour, Alles für seine Dame zu opfern bereit war. Er wurde nun der Anwalt dieser Frau, obschon er wenig praktische Rechtskenntnisse besaß und führte fast neun Jahre hindurch mit einer geradezu bewunderungswürdigen Zähigkeit und mit unerhörter Ausdauer ihre Prozesse — was um so erstaunlicher ist, als die arme, gekränkte Frau nirgends Recht finden konnte und man auch ihr letztes Kind dem Bereiche des mütterlichen Einflusses entziehen wollte!

Ich will die Triebfäden und die Motive nicht näher untersuchen, welche den 19jährigen Jüngling veranlaßten, seine so glanzvoll begonnene Carrière aufzugeben und sein ganzes Leben, Sinnen und Trachten in den Dienst dieser Frau zu stellen; ich will nicht auf das verfängliche Kapitel näher eingehen, ob heiße, glühende Liebe zu der Gräfin seine Sinne entflammt habe, — immerhin dürfte das Schauspiel, welches sich der erstaunten Welt darbot, einzig in seiner Art gewesen sein!

Man denke sich einen blutjungen Licentiaten der Philosophie, der sich bisher nur mit den Classikern und den altgriechischen und modernen Philosophen abgequält, plötzlich als Sachwalter einer 40jährigen Gräfin, welche sich an den Strohhalm der Hilfe anklammert, die ein Jüngling ihr gewährt, der bisher von der Rechtskunde kaum eine Ahnung hatte! Und dieser Jüngling bietet der von der Gesellschaft verfehmten, von den Anwälten zurückgewiesenen, Noth leidenden Frau nicht nur seine Dienste, sondern auch sein Vermögen an; er kämpft fast ein Jahrzehend hindurch gegen alle möglichen Vorurtheile, gegen Verunglimpfungen und Verläumdungen, gegen ein ganzes Heer von

Feinden, bis er — ein Ritter Bayard ohne Furcht und Tadel — seiner Dame ein erobertes großes Vermögen zu Füßen legen kann und als Triumphator ihrer Sache erscheint. Wie sich die Verhältnisse auch immer gestalteten, die Besserdenkenden pflichteten doch der Aeußerung eines hervorragenden Mannes *) bei, der in späteren Jahren noch sagte: „Ich gäbe Lassalle's philosophische und juristische Werke hin für die That seiner Jugend, das chevalereske Eintreten für eine unglückliche Frau".

Diese Bekanntschaft mit der Gräfin gab auch seinen Studien eine andere Richtung. Die philosophischen und philologischen Arbeiten blieben liegen und dafür vertiefte er sich in die Geheimnisse der Rechtswissenschaft, um aus dem Arsenale der Jurisprudenz die Waffen gegen den Grafen von Hatzfeldt und seinen Anhang zu holen.

In welche Gefahren sein Auftreten für Sophie Hatzfeldt ihn stürzte, werden wir bald sehen, denn wenn er auch schließlich Sieger in diesem Riesenprozeß geblieben ist, so untergrub er doch dadurch seine gesellschaftliche Stellung und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre er auch in seiner bürgerlichen Ehre durch ein Gerichtsurtheil für immer geschädigt worden. Hätte der Cassetten-Diebstahl-Prozeß zu seiner Verurtheilung geführt, so wäre, wie ich vermuthe, sein späteres öffentliches Auftreten unmöglich gewesen.

Eine sehr anschauliche Schilderung der Gräfin Hatzfeldt, ein packendes Charakterbild derselben, entwirft Reinhold Schlingmann, ein Freund Ferdinand Lassalle's. Er schreibt mir über dieselbe: „Der bewegte Lebenslauf dieser Frau zeigt uns mehrere einander ganz unähnliche Charaktere. So verändert ein Strom, obwohl er von seinem Ursprung bis zur Mündung denselben Namen trägt, sein Aussehen, je nachdem er fremde Länder durchfluthet, wie uns dieses Leben so verschiedene Portraits wiederspiegelt. Besäßen wir von ihr fünf

---

*) „Zeitgenossen", 1871, S. 17.

in auseinanderliegenden Perioden aufgenommene Photographien, so könnte man ihnen folgende Unterschriften geben: 1. Ariadne auf Calkum, 2. Amazone, 3. Matrone, 4. Niobe und 5. Agitatrice. Dieser Physiognomienwechsel ist nichts Anderes, als ein Produkt ihrer Lebensschicksale. Unwillkürlich drängt sich dem Biographen bei dem Versuch, diese Erscheinung zu charakterisiren, das Bild der Margaretha von Anjou auf, der Gemahlin des frommen englischen Königs Heinrichs VI., die der beständige Krieg der Häuser York und Lancaster zu einem Mannweibe machte.

Nehmen wir ihre erste Photographie mit der Jahreszahl 1822 zur Hand. Sie zeigt uns eine 17jährige Fürstin voll Anmuth und Reiz; ihr Wuchs ist schlank, ihre Formen scheinen noch etwas mager, aber aristokratisch und fein gebildet. So von der Natur verschwenderisch ausgestattet, vom Glück durch die Anwartschaft auf ein reiches Erbe begünstigt, schien sich vor ihr eine lachende Zukunft auszubreiten. Und nun gar, als der gräfliche Vetter auf der Bildfläche erschien und die eben erschlossene Mädchenblüthe zu einer glücklichen Braut machte, da hätte ihr wohl kein Unglücksrabe gekrächzt, daß sie eine so namenlos unglückliche Frau werden sollte, als sie es wurde. So trat sie am 10. August 1822, gerade an ihrem siebzehnten Geburtstage, mit der Myrthe geschmückt, an der Seite des Grafen Edmund von Hatzfeldt, zum Altar.

In dieser Zeit erscheint sie uns im Bilde der verlassenen Ariadne. Das gab in den Damenkaffees von Düsseldorf — man hat sich dabei noch nicht jene Künstler-Großstadt zu denken, wie wir sie heute kennen, sondern ein kleines Städtchen mit 20000 Einwohnern und ohne Akademie — das gab also bald ein Getuschel und ein Geflüster, da raunte man sich mit leidigem Achselzucken die Liebesaffairen des Grafen in's Ohr, wie er jetzt wieder der Frau von H. die Cour mache und wie die schöne Einfalt vom Lande auf ihrer Solitude zu Calkum doch recht zu beklagen sei! Und dies blieb Jahr aus, Jahr ein der un-

erschöpfliche Gesprächsstoff, der stets neuen Zufluß durch Erzählungen erregter Eheszenen erhielt. Bald schwatzten die Spatzen auf den Dächern des ganzen Rheinlandes auf den Schlössern des Adels und der Bürgerhäuser aus, daß der Graf und die Gräfin, so zu sagen, wie Katz und Hund miteinander lebten. Haarsträubende Dinge wurden von Gebärdenspähern und Geschichtenträgern in Umlauf gebracht, von Demüthigungen und sogar Mißhandlungen, welche der schönen Gräfin von ihrem wüsten Gatten auferlegt und zugefügt wurden. Sie bildete den Gegenstand allgemeiner Theilnahme. Wer weiß, ob ihr Name je so viel auf die Zungen der Menschen gekommen wäre, wenn sich ihr Gatte als der rechte Bildner für dieses damals nur von edlen Empfindungen und Gedanken erfüllte Frauenherz erwiesen hätte! Aber das war keine Ehe mehr, das war der grausamste Hohn auf jeden kirchlichen und civilen Trauakt, das war der auf das Familienleben übertragene dreißigjährige Krieg, geführt in seinen ersten zwei Jahrzehnten mit all' seinen Qualen und Grausamkeiten, in seinem letzten Decennium ausartend in jene Verwilderung, in welcher jedes zum Zweck geeignet scheinende Mittel den Krieg führenden Parteien recht erschien. Verlassene Ariadne erschien sie nicht allein dem Gatten gegenüber, verlassen war sie auch von ihrer ganzen mächtigen Familie, welche um der Ehre des Namens willen sich der Lösung dieses unglücklichen Bandes entschieden abgeneigt zeigte. „Fürsten- und Grafenkronen", so sprach einst ihr späterer Erretter vor dem Gerichtshofe, „bedecken die Brüder der Gräfin, aber nicht Einer, der seine Hand ausstreckte, um seine Schwester zu schützen". Es blieb eben beim Mitleid. Einige schwache Versuche, es ist wahr, wurden im Laufe der Jahre gemacht, den Grafen an weiterer Mißhandlung seiner Gattin zu hindern; mehrere Male war er zu Versprechungen und Verträgen gezwungen worden, die er sofort brach, nachdem er sie eingegangen; der Chef der Familie wandte sich einmal sogar in einem Aufflammen von Unwillen an den König selbst deshalb. Als aber der böse Wille des

Grafen unbeugsam und hartnäckig blieb, da zog man sich von ihm zurück und überließ die Gräfin ruhig ihrem Elend. Man opferte den lebendigen Menschen seinem Namen auf. Im Jahre 1842 schien dem Faß endlich der Boden ausgestoßen zu sein. Unter dem Schutze theilnehmender fremder junger Männer suchte die Gräfin nunmehr die von ihrem Gatten hartnäckig verweigerte Trennung der unsäglich zerrütteten Ehe zu erzwingen. Zwanzig Jahre lang war von ihr das Joch getragen, dreien Kindern hatte sie das Leben geschenkt; ihr jüngster Sohn, Paul, war jetzt neun Jahre alt und auf ihn konzentrirte sich ihre ganze mütterliche Sorge und Zärtlichkeit. Eine erwünschte Waffe wußte sich hieraus ihr erbitterter Widersacher zu schmieden, um neue Martern für die Unglückliche zu schaffen. Nun tritt auch die Amazone in unseren Gesichtskreis. Sie zählt jetzt 37 Jahre, aber weder Kummer noch Leid haben den Reiz ihrer persönlichen Erscheinung hinweg zu tilgen vermocht. Zurückgewiesen von jedem Advokaten, aller Existenzmittel beraubt, vertraut sie die Leitung ihres Prozesses zwei jungen Leuten, Namens Dr. Mendelssohn und Assessor Oppenheim, an. Dessenungeachtet hätte die Sache wohl ein klägliches Ende genommen, wenn nicht der Bedrängten ein Bundesgenosse zur Seite getreten wäre, der das, was ihm an materiellen Machtmitteln seines Gegners abging, durch außerordentlichen Scharfsinn und zähe Energie voll aufgewogen hätte. Der Kampf wurde jetzt planvoller, organisirter. Aber welch' ein Kampf! Das war wiederum nicht ein simpler Ehescheidungsprozeß, das war ein Rattenkönig von 36 vor verschiedenen rheinischen Gerichtshöfen geführten Prozessen, von welchen jeder einzelne in allen Instanzen durchgefochten werden mußte; ein langer Krieg, der erst nach neunjährigem Wüthen den Gegner mürbe machte und auch da noch nicht gerichtlich abgeschlossen war, sondern durch einen Vergleich beendigt wurde.

Für den Charakter der Verwilderung, den dieser Krieg angenommen hatte, mag beispielsweise erwähnt sein, daß der Graf mit großen Summen eine organisirte Spionage in's Werk setzte,

Diener der Gräfin in seinen Dienst zog und sie zu Zeugen gegen ihre Herrin verwendete, daß diese seine Gattin beschimpften, und daß er selbst einmal einen Pistolenschuß nach dem Wagen, in dem sich die Gräfin befand, abfeuerte. Eine große Rolle spielte in dieser jahrelangen Fehde auch der Streit um den Besitz des jüngsten Sohnes Paul, unseres jetzigen Botschafters in London. Der Knabe wurde der Gegenstand eines steten Raubkrieges. Jede der beiden Parteien hielt denselben so lange bei sich, bis es dem Andern mit List oder Gewalt gelang, ihn zu entführen. Endlich legte sich der König in's Mittel und befahl seine Unterbringung in eine Kadettenanstalt. Auch das legte keinesfalls den Guerillakrieg bei. Eines Tages bettelte mit rührenden Wendungen die Mutter beim Monarchen, doch den Sohn bei ihr seine Ferien zubringen zu lassen. Das ward genehmigt, und die Mutter konnte sich wochenlang des langentbehrten Kindes erfreuen. Aber die Ferien waren abgelaufen und der Kadett kehrte nicht zurück. Der Gouverneur forderte dringend die Wiederkehr des Flüchtlings. Keine Antwort erfolgte. Endlich sah er sich genöthigt, an den König zu berichten. Dieser sandte einen seiner Flügel-Adjutanten mit dem Auftrage, selbst den Knaben sofort zurück zu führen. Die Gräfin empfing den Abgesandten, den Knaben an der linken Hand, in der rechten eine Pistole. „Hier ist mein Sohn", rief sie dem Offizier entgegen. „Wagen Sie es aber, ihn mir mit Gewalt zu entreißen, bei Gott! sobald Sie ihn anrühren" hier richtete sie die Mündung der Pistole gegen seine Brust — „schieße ich Sie nieder". — Der Offizier eilte nach Berlin zurück und berichtete über den Ausgang seiner Mission.

Hier tritt uns so recht die kriegführende Amazone, zu welcher sie der lange Kampf gehärtet hatte, entgegen.

Die mütterliche Fürsorge für diesen jüngsten Sohn war es auch, welche jene vielbesprochene Entwendung einer Cassette (siehe weiter unten) veranlaßte, und es ist ebenfalls als ein Zeichen der verwilderten Kriegsführung anzusehen, daß man in der

Leidenschaft nicht vor Thaten zurückscheute, welche unter den Gesichtspunkt des gemeinen entehrenden Verbrechens fallen konnten.

Bei dieser Gelegenheit machte die Gräfin einen letzten Versuch, durch persönliche Einwirkung den treulosen Gatten zu einer gütlichen Einigung zu bestimmen. In Begleitung des Pfarrers Bochum und eines alten, 60jährigen Cavaliers, des Grafen Kayserlingk, begab sie sich auf des Grafen Villa bei Aachen und verlangte die Aufhebung der Leibrenten-Verschreibung an die Baronin von Meyendorff. Der Graf räumte ein, ihr Unrecht gethan zu haben und forderte sie auf, ihm Vergleichsbedingungen zu machen. So sonderbar es klingt, die Gräfin verlangte Wiederherstellung der Ehe und Herausgabe der Tochter aus dem Kloster. Der Graf versprach die Bewilligung und ersuchte die Gräfin, alsbald mit ihrem Advokaten zu erscheinen, um den Vergleich bindend zu machen. Als sie wiederum nach einigen Tagen vor den Pforten der Villa erschien, wurde ihr vom Capitän K., einem Parteigänger des Grafen, mit vorgestrecktem Stocke der Eintritt verweigert. Sie hatte sich in dieser Zeit vollständig zur Emancipirten entwickelt. Ihre Excentricitäten boten vielfach den Stoff zur gesellschaftlichen Conversation und trugen nicht wenig dazu bei, ihr die Sympathieen zu entfremden. Was man dem Manne vergiebt, verzeiht man dem Weibe niemals. Wahrscheinlich hatte sie sich jetzt schon das Rauchen angewöhnt, aber die weibliche Emancipation war damals gerade durch Louise Aston u. A. m. gewissermaßen als neues Gesellschaftsproblem aufgeworfen worden. Was Wunder, daß eine Frau, die so schmachvoll unterdrückt, deren Privatleben so rücksichtslos in die Oeffentlichkeit gezerrt, deren Charakter so mit Verläumdungen aller Art besudelt worden war, gegen alle hergebrachte Gesellschaftsordnung Front zu machen sich geneigt zeigte! Allgemein galt sie für die Geliebte Lassalle's. Sprach auch die Verschiedenheit der Jahre dagegen, stellte auch Lassalle selbst jedes Liebesverhältniß in Abrede und betonte, daß nur seine Theilnahme für das Schicksal der unglücklichen Frau ihm

Diener der Gräfin in seinen Dienst zog und sie zu Zeugen gegen ihre Herrin verwendete, daß diese seine Gattin beschimpften, und daß er selbst einmal einen Pistolenschuß nach dem Wagen, in dem sich die Gräfin befand, abfeuerte. Eine große Rolle spielte in dieser jahrelangen Fehde auch der Streit um den Besitz des jüngsten Sohnes Paul, unseres jetzigen Botschafters in London. Der Knabe wurde der Gegenstand eines steten Raubkrieges. Jede der beiden Parteien hielt denselben so lange bei sich, bis es dem Andern mit List oder Gewalt gelang, ihn zu entführen. Endlich legte sich der König in's Mittel und befahl seine Unterbringung in eine Kadettenanstalt. Auch das legte keinesfalls den Guerillakrieg bei. Eines Tages bettelte mit rührenden Wendungen die Mutter beim Monarchen, doch den Sohn bei ihr seine Ferien zubringen zu lassen. Das ward genehmigt, und die Mutter konnte sich wochenlang des langentbehrten Kindes erfreuen. Aber die Ferien waren abgelaufen und der Kadett kehrte nicht zurück. Der Gouverneur forderte dringend die Wiederkehr des Flüchtlings. Keine Antwort erfolgte. Endlich sah er sich genöthigt, an den König zu berichten. Dieser sandte einen seiner Flügel-Adjutanten mit dem Auftrage, selbst den Knaben sofort zurück zu führen. Die Gräfin empfing den Abgesandten, den Knaben an der linken Hand, in der rechten eine Pistole. „Hier ist mein Sohn", rief sie dem Offizier entgegen. „Wagen Sie es aber, ihn mir mit Gewalt zu entreißen, bei Gott! sobald Sie ihn anrühren" hier richtete sie die Mündung der Pistole gegen seine Brust — „schieße ich Sie nieder". — Der Offizier eilte nach Berlin zurück und berichtete über den Ausgang seiner Mission.

Hier tritt uns so recht die kriegführende Amazone, zu welcher sie der lange Kampf gehärtet hatte, entgegen.

Die mütterliche Fürsorge für diesen jüngsten Sohn war es auch, welche jene vielbesprochene Entwendung einer Cassette (siehe weiter unten) veranlaßte, und es ist ebenfalls als ein Zeichen der verwilderten Kriegsführung anzusehen, daß man in der

Leidenschaft nicht vor Thaten zurückscheute, welche unter den Gesichtspunkt des gemeinen entehrenden Verbrechens fallen konnten.

Bei dieser Gelegenheit machte die Gräfin einen letzten Versuch, durch persönliche Einwirkung den treulosen Gatten zu einer gütlichen Einigung zu bestimmen. In Begleitung des Pfarrers Bochum und eines alten, 60jährigen Cavaliers, des Grafen Kayserlingk, begab sie sich auf des Grafen Villa bei Aachen und verlangte die Aufhebung der Leibrenten-Verschreibung an die Baronin von Meyendorff. Der Graf räumte ein, ihr Unrecht gethan zu haben und forderte sie auf, ihm Vergleichsbedingungen zu machen. So sonderbar es klingt, die Gräfin verlangte Wiederherstellung der Ehe und Herausgabe der Tochter aus dem Kloster. Der Graf versprach die Bewilligung und ersuchte die Gräfin, alsbald mit ihrem Advokaten zu erscheinen, um den Vergleich bindend zu machen. Als sie wiederum nach einigen Tagen vor den Pforten der Villa erschien, wurde ihr vom Capitän K., einem Parteigänger des Grafen, mit vorgestrecktem Stocke der Eintritt verweigert. Sie hatte sich in dieser Zeit vollständig zur Emancipirten entwickelt. Ihre Excentricitäten boten vielfach den Stoff zur gesellschaftlichen Conversation und trugen nicht wenig dazu bei, ihr die Sympathieen zu entfremden. Was man dem Manne vergiebt, verzeiht man dem Weibe niemals. Wahrscheinlich hatte sie sich jetzt schon das Rauchen angewöhnt, aber die weibliche Emancipation war damals gerade durch Louise Aston u. A. m. gewissermaßen als neues Gesellschaftsproblem aufgeworfen worden. Was Wunder, daß eine Frau, die so schmachvoll unterdrückt, deren Privatleben so rücksichtslos in die Oeffentlichkeit gezerrt, deren Charakter so mit Verläumdungen aller Art besudelt worden war, gegen alle hergebrachte Gesellschaftsordnung Front zu machen sich geneigt zeigte! Allgemein galt sie für die Geliebte Lassalle's. Sprach auch die Verschiedenheit der Jahre dagegen, stellte auch Lassalle selbst jedes Liebesverhältniß in Abrede und betonte, daß nur seine Theilnahme für das Schicksal der unglücklichen Frau ihm

die Beschützerrolle aufgenöthigt habe — das Alles konnte den Glauben an ein Liebesverhältniß nicht erschüttern. Ein Beweis ist niemals erbracht worden, so wichtig dem weder Mittel noch Kosten scheuenden Grafen auch ein Beweis des Ehebruchs für den Ausgang des Prozesses gewesen wäre. Hatte dieser doch selbst Lassalle's Kammerdiener durch Geldversprechungen zu seiner Partei herübergezogen. Aber die von allen Mitteln entblößte Gräfin lebte thatsächlich aus der Börse ihres Beschützers — es wurden ihr zwar vom Gericht 8000 Thaler Unterhaltungskosten zugebilligt, diese mußten aber jedesmal erst exekutivisch beigetrieben werden und reichten dann kaum zur Deckung der Prozeßkosten hin, — wenn nun die Beiden in ihrer Isolirtheit wirklich in engsten Beziehungen gelebt hätten, es wäre nur zu natürlich gewesen! Die Scheidung wurde im Jahre 1851 ausgesprochen. Die 46jährige, jetzt sehr gealterte Frau siedelte später nach Berlin über und tritt uns nun als Matrone entgegen.

In diese Rolle hat sie sich niemals recht hineingelebt. Ihre Antecedentien machten sie für diese resignirte Stellung untauglich. Die Berliner Gesellschaft, sowohl die adligen wie bürgerlichen Kreise, refüsirten ihre Erscheinung; einen eigenen Freundeskreis vermochte sie sich nicht zu bilden, Lassalle's Freunde waren auch die ihrigen. Jetzt bestand ihre Aufgabe nur in der mütterlichen Fürsorge für ihren ritterlichen Beschützer. Aber auch dieser Einzige, an den sie sich mit allen Fibern ihres Wesens anklammerte, er sollte ihr durch einen jähen Tod entrissen werden. Als Niobe, die „ganz Thränen“ den Sarg des ihr Entrissenen von einer Rheinstadt zur anderen begleitete, hat sie unzweifelhaft die größte menschliche Theilnahme gefunden. „Mit ihm“ — so schrieb sie damals einem Freunde Lassalle's — „ist Alles, Vergangenheit wie Gegenwart und Zukunft für mich versunken! Die Mühen und Aufopferungen meines Lebens waren mit ihm und für ihn, der Zweck derselben in ihm verkörpert. Seine Größe war mein Ruhm und meine Rechtfertigung!“

„Meine Rechtfertigung!" Galt ihr dies als ein Schuldbekenntniß? Ja, sie fühlte sich ganz wie eine Mutter, die ihren liebsten Sohn verloren hat. Mutter im geistigen Sinne. Was galt ihr die natürliche Mutter, die ebenfalls schmerzerfüllt an dem Sarge stand? In einem heftigen Wortwechsel mit dieser vor dem noch nicht geschlossenen Sarge, als sich jene auf ihre natürlichen Rechte berief, gab sie dieser Geringschätzung Ausdruck. „Mutter?" entgegnete sie, „ja, eine Gans, die einen Adler ausgebrütet hat". Im letzten Bilde tritt sie uns als Agitatrice entgegen, und in dieser Rolle ist sie noch zu frisch in aller Zeitgenossen Gedächtniß, als daß wir hier die Züge ihres Porträts zu zeichnen nöthig hätten. Sie will die Erbin der Mission Lassalle's sein, die Vollstreckerin seines geistigen Testaments, das unsichtbare Oberhaupt des von ihm gestifteten allgemeinen deutschen Arbeitervereins. Es war ein idyllisches Bild, als die trauernde Wittwe in ihrem Salon des Hotel Windsor, unaufhörlich Cigarren rauchend, die Feder führte, und im benachbarten Gemach der Präsident des Arbeitervereins, aus langer Tabackspfeife qualmend, seine zuvor mit ihr berathenen Decrete in die Welt sandte. Was sie hier that, setzte sie mit ungeschwächten Fonds mit Beckers Nachfolger, Mende, fort, und von der Zeit ab erhielten diese Agitatoren den ehrenvollen Beinamen der Präsidenten des „Allgemeinen deutschen Arbeitervereins weiblicher Linie". Ihren großen Reichthum hat sie niemals zu einem Zwecke verwendet, der für die Dauer der Arbeiterwelt hätte zum Segen gereichen können. Nicht einmal die Ehrenpflicht, die zerstreuten und theilweise vergriffenen Werke Lassalle's zu einer Gesammt-Ausgabe zu vereinigen, — ist von ihr erfüllt worden. Und jetzt, wo wir bei der im Jahre 1881 verstorbenen Gräfin das Facit ihres Lebens ziehen, kann man sagen: Die Gesellschaft hatte ihr ihre Vergehen gegen die hergebrachte Ordnung und Sitte nie verziehen — und doch, wie viel ist auch an ihr gesündigt worden!" — —

* * *

Mag man wie immer über sie urtheilen, so muß man doch gestehen, daß sie eine außerordentliche Frau war. Lassalle bewahrte ihr bis zu seinem letzten Athemzuge seine Anhänglichkeit. Das beweisen seine Briefe an Helene von Dönniges und Sophie Soluzeff und das beweist auch sein Testament, worin er seiner Freundin in hochherziger Weise gedachte.

Drittes Kapitel.

Reise nach Paris. — Beziehungen zu Heinrich Heine.

Schon in frühester Jugend las Ferdinand Lassalle mit Leidenschaft die Schriften des ungezogenen Lieblings der Grazien, Heinrich Heine's, den persönlich kennen zu lernen die heißeste Sehnsucht des Jünglings bildete. Der 20jährige Feuergeist reiste deshalb Ende 1845 nach Paris, wo er sofort den Dichter des Buches der Lieder aufsuchte.

Und merkwürdig! Der Spötter und Skeptiker Heine, der besonders seinen in Schaaren nach der Seinestadt strömenden Landsleuten gegenüber sich kühl bis an's Herz hinan zeigte, war von dem Wesen und der Erscheinung des jungen Mannes auf's Angenehmste berührt und faßte eine innige Zuneigung zu demselben. Mit dem ihm eigenen genialen Scharfblick erkannte er die geistige Bedeutung Lassalle's, und die Briefe, welche der Dichter an seinen neuen Freund wie an Andere nach Deutschland richtete, bekunden auf's Beredteste die Gesinnungen Heine's.

Als Lassalle Anfang Januar 1846 wieder nach Berlin zurückkehrte, um dort mit der Gräfin Sophie Hatzfeldt vorläufig seinen Aufenthalt zu nehmen, gab ihm der Dichter an seinen Freund Varnhagen von Ense jenen bekannten Brief mit, worin ein treffendes Urtheil Heine's über Lassalle's Wesen und Charakter sich befindet. In diesem vom 3. Januar 1846 datirten Brief heißt es u. A. in Bezug auf Lassalle:

„Ich ergreife mit innigster Freude die Gelegenheit, Ihnen durch einen Freund mündliche Nachrichten von mir zukommen zu lassen, und da dieser Freund eingeweiht ist in alle meine Nöthen, kann er Ihnen umständlich mittheilen, wie entsetzlich mir von meinen Sippen und Magen mitgespielt worden, und was in dieser Beziehung noch etwa für mich zu thun wäre. Mein Freund, Herr Lassalle, der Ihnen diesen Brief bringt, ist ein junger Mann von den ausgezeichnetsten Geistesgaben; mit der gründlichsten Gelehrsamkeit, mit dem weitesten Wissen, mit dem größten Scharfsinn, der mir je vorgekommen, mit der reichsten Begabniß der Darstellung verbindet er eine Energie des Willens und eine Habilité im Handeln, die mich in Erstaunen setzen; und wenn seine Sympathie für mich nicht erlischt, so erwarte ich von ihm den thätigsten Vorschub. Jedenfalls war diese Vereinigung von Wissen und Können, von Talent und Charakter, für mich eine freudige Erscheinung, und Sie, bei Ihrer Vielseitigkeit im Anerkennen, werden gewiß ihr volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Herr Lassalle ist nun einmal so ein ausgeprägter Sohn der neuen Zeit, die nichts von jener Entsagung und Bescheidenheit wissen will, womit wir uns mehr oder minder heuchlerisch in unserer Zeit hindurchgelungert und hindurchgefaselt. Dieses neue Geschlecht will genießen und sich geltend machen im Sichtbaren. Wir, die Alten, beugten uns demüthig vor dem Unsichtbaren, haschten nach Schattenküssen und blauen Blumengerüchen, entsagten und flennten und waren vielleicht doch glücklicher als jene harten Gladiatoren, die so stolz dem Kampftode entgegen gehen“.

Auch nach der Abreise Lassalle's wurde der Briefwechsel zwischen beiden rege fortgesetzt und Heine schüttet darin sein ganzes Herz aus. Man erstaunt, wenn man den „Peliden“, den „Schattenfürsten der Unterwelt“ zu seinem jungen Freunde (Brief vom 10. Februar 1846) sagen hört: „Ich habe noch bei Niemand soviel Passion und Verstandesklarheit vereinigt im Handeln gefunden. Wohl haben Sie das Recht, frech zu sein

— wir Anderen usurpiren blos dies göttliche Recht, dieses himmlische Privilegium — in Vergleichung mit Ihnen bin ich doch nur eine bescheidene Fliege".

Lassalle ließ sich bei Varnhagen von Ense sofort einführen: der Brief Heine's öffnete ihm alsbald das gastliche Haus, wo damals die Geistesblüthe Berlins verkehrte. Heine hatte ihm gute Rathschläge gegeben, wie er sich dort zu benehmen habe. „Achten Sie", schreibt er ihm, „auf seine Worte, auch auf das, was er nicht sagt. Sein Sprechen ist belehrend, sein Schweigen bildend".

Zu einer Zeit, als Lassalle noch gar nicht daran dachte, mit der socialen Frage sich zu beschäftigen, wirft Heine bereits mehrere sociale Probleme auf; so rühmt dieser z. B. einen freimüthigen Brief des Fürsten Pückler-Muskau und freut sich über die Lektion, welche dieser „letzte Ritter der Geburtsaristokratie" dem — Bürgerthum gebe, welches hier seine kläglichste Niederlage finde.

Der Einfluß Lassalle's auf Heine ging so weit, daß dieser jenem zu Liebe manche heftige persönliche Angriffe gegen die ihm antipathischen Personen unterdrückte; ich nenne hier nur Felix Mendelssohn-Bartholdy, den Heine mit seinen Malicen verfolgte, bis Lassalle intervenirte. Ueber den Grund des Hasses, womit der Dichter den Componisten bedachte, heißt es in einem Briefe des Ersteren vom 11. Februar 1846: „Ich habe Malice auf ihn wegen seinen Christelns; ich kann diesem durch Vermögensumstände unabhängigen Menschen nicht verzeihen, den Pietisten mit seinem großen, ungeheuren Talent zu dienen. Wenn ich das Glück hätte, ein Enkel von Moses Mendelssohn zu sein, so würde ich wahrlich mein Talent nicht dazu hergeben, die P. . . . des Lämmleins in Musik zu setzen . . . Ich schreibe Ihnen das Alles mit Vorsatz und ausführlich, damit Sie die Gründe meines Zerwürfnisses mit Mendelssohn besser kennen mögen als der Pöbel, dem man sie entstellt insinuiren wird".

Eine bedeutende Rolle wurde Ferdinand Lassalle Seitens

Heine in dem Streit mit dessen Vetter Karl Heine um die von Salomon Heine an den Dichter zu zahlende Rente zugewiesen. Lassalle mußte die deutsche Presse für den Dichter gründlich bearbeiten. Karl Heine wurde wegen seiner Knickerei an den Pranger gestellt, sowie als Vertreter des Geldsackes, welcher den Genius nicht begreife, geschmäht und die ganze unsaubere Familienwäsche gewaschen.

Ich stehe nicht an, hier hervorzuheben, daß die Rolle, welche Heine seinem jungen Verehrer zutheilte, eine für beide Theile recht entwürdigende war; man wird auch nicht fehl gehen, wenn man behauptet, daß die Lust am Skandale in der Seele Lassalle's durch das Beispiel Heine's noch genährt wurde. Mit Widerwillen wird man erfüllt, wenn man die nachstehenden Ordres Heinrich Heine's liest: „Legen Sie dem Bären die Daumenschrauben an; schonen Sie kein Mittel, den Bär zum Tanzen nach unserer Pfeife zu bringen“ — und dergleichen mehr!

Als Heine im April 1850 von Lassalle keine Nachricht erhielt, wandte er sich an den Vater des Letzteren. In diesem merkwürdigen Schreiben giebt der Dichter Kunde von seiner religiösen Umkehr. Es heißt darin u. A.: „Ich möchte sein (Lassalle's) Gesicht sehen, wenn ihm zu Ohren kommt, daß ich, aller atheistischen Philosophie satt, wieder zu dem demüthigen Gottesglauben des gemeinen Mannes zurückgekehrt bin. Es ist in der That wahr, was das Gerücht, obgleich mit Uebertreibung, von mir verbreitet hat. Hat Ferdinand noch etwas innere Geistesruhe, so dürfte auch bei ihm die Nachricht ein heilsames Nachdenken hervorbringen“.

Auch die Schwester Lassalle's, die bereits genannte Friederike, welche mit dem Ritter von Friedland, der die Finanzgeschäfte des Dichters führte, vermählt war, liebte Heine sehr. Er ward nicht genug müde, ihren Geist, ihre Schönheit und ihre Aehnlichkeit mit ihrem Bruder zu rühmen.

Der ritterliche Zug, welchen wir bei Lassalle hinsichtlich

der Gräfin Hatzfeldt wahrnehmen, bewährte sich also auch betreffs des Erbschaftsstreites des todtkranken Dichters, und dieser Umstand läßt die wenig wählerischen Mittel, welche in Anwendung kamen, einigermaßen entschuldbar finden.

Viertes Kapitel.

Der „Triumph seines Lebens“. — Der Cassettenprozeß. — Lassalle's Vertheidigungsrede.

Im Jahre 1846 aus Paris nach Deutschland zurückgekehrt, nahm er sich der Sache der Gräfin Sophie Hatzfeldt mit erneuter Energie an.

Wie er diesen Prozeß führte, auf welche Weise er in den Cassettenprozeß verwickelt wurde, was er zu seiner Vertheidigung und zur Vernichtung des Grafen vorbrachte und von welchem Gesichtspunkte er den „Triumph seines Lebens“ betrachtete, darüber hat er sich selbst in einem umfassenden Brief an die erwähnte Russin Sophie Soluzeff — vom Oktober 1860 — geäußert*). Da diese in hohem Grade interessanten und bezeichnenden Bemerkungen durchaus der Wahrheit entsprechen, folge ich der Lassalle'schen Darstellung.

Im Winter 1845 hatte man zwischen dem Hatzfeldt'schen Ehepaar eine neue Versöhnung zu Stande gebracht, aber von seiner, des Mannes, Seite nur äußerlich. Im April 1846 sollten sie wieder zusammen kommen. Anstatt dies zu thun, schrieb der Graf kurz vorher an den Sohn der Gräfin, Paul, den sie anbetete und der sie zärtlich liebte, das einzige Kind, das der Graf ihr nicht hatte entreißen oder abspenstig machen können, daß er ihn enterben würde, wenn er nicht der Mutter heimlicher Weise entfliehe. Der 14jährige Knabe brachte

*) Eine „Liebesepisode aus dem Leben Ferdinand Lassalle's“, S. 47 ff.

diesen Brief seiner Mutter. Nachdem Lassalle diese Geschichte von der weinenden Gräfin hörte, war er auf's Tiefste erschüttert. Alle diese Schrecken und Unterdrückungen gegen ein wehrloses Weib!

Lassalle hatte zwei sehr intime Freunde, beide hohen und reichen Familien Berlins angehörig. Oppenheim war Assessor, Sohn eines Bankiers, der fünf bis sechs Millionen Thaler besaß, und Dr. Arnold Mendelssohn ein Arzt, nicht minder glänzend situirt. Er fragte sie, ob sie ihm auf Tod und Leben helfen wollten, die Gräfin zu beschützen und ob sie, wenn es sein müßte, bereit wären, selbst ihre eigene Existenz zu opfern. Sie schwuren es ihm zu. Darauf reiste er mit ihnen nach Düsseldorf, der damaligen Residenz des Grafen. Die beiden sammelten nun eifrig in der ganzen Rheinprovinz juridische Beweise für die Untreue und Verschwendungssucht des Grafen, um gegen ihn vorzugehen. Inzwischen war dieser nach Aachen gereist; in seiner Gesellschaft befand sich seine Freundin, eine Frau von Meyendorff. Lassalle hatte in Aachen, wohin er sich gleichfalls begeben hatte, in Erfahrung gebracht, daß der Graf Hatzfeldt der Baronin von Meyendorff unter der maskirten Form einer Anleihe eine Schenkung gemacht, welche die Zukunft des Sohnes der Gräfin, Paul, völlig ruiniren mußte, da dessen Vermögen, als des jüngsten Sohnes, nicht durch die großen Familienmajorate, welche bekanntlich nur den ältesten Kindern gehören, gesichert war. In dieser Zeit war der Graf eben im Begriff, die Schenkung auf die Allodialgüter, welche die Zukunft von Paul sichern sollten, hypothekarisch sichern zu lassen. Auf diese Nachricht hin reist auch die Gräfin nach Aachen und eilt, mit den Beweisstücken in der Hand, zu dem Grafen. Er spielt zuerst den Reuigen, gesteht Alles, bittet um Verzeihung und verspricht nicht nur, den Schenkungsakt rückgängig zu machen, sondern auch seine Ungerechtigkeiten gegen sie einzustellen. Er bittet sie, ihren Notar aus Düsseldorf zu holen und mit demselben zurückzukommen; er wolle sich zu Allem, was sie ver-

lange, notariell verpflichten. Die Gräfin reist nach Düsseldorf und kommt mit ihrem Notar zurück; aber schon hatte der Graf seine Gesinnung geändert; er verschließt die Thür vor der Gräfin und empfängt sie nicht mehr.

So stand die Angelegenheit, als Lassalle in Erfahrung bringt, daß Frau von Meyendorff nach Köln zu reisen beabsichtigt. Er beauftragt in Folge dessen seine beiden Agenten, Oppenheim und Mendelssohn, welche bei ihm sind, ihr überall hin, wohin es auch sei, selbst bis an's Ende der Welt, zu folgen, sie beständig im Auge zu behalten und sich darüber Gewißheit zu verschaffen, ob die Schenkungsurkunde zurückgenommen sei oder nicht. Sie fliegen davon und kommen mit der Baronin zu gleicher Zeit in Köln an und steigen in demselben Hotel — Mainzer Hof — ab. Am anderen Tage, unmittelbar vor Abfahrt des Dampfboots, sieht Oppenheim, auf der Treppe stehend, wie der Bediente der Dame ihre Gepäckstücke hinanträgt; er bemerkt darunter auch eine Cassette, wie man solche gewöhnlich zur Aufbewahrung von Papieren benutzt. Ein unbedachter, unüberlegter Plan steigt rasch in ihm auf. Da der Diener eben in das Zimmer zurückgekehrt war, stürzt er sich auf die Cassette, ergreift sie und weil er von Aachen keinen Koffer mitgebracht hatte, worin er sie hätte verstecken können, eilt er in Mendelssohns Zimmer, damit dieser sie in seinem Koffer verberge. Dieser ist über diesen unsinnigen Streich verblüfft und erstaunt, will aber seinen Freund nicht im Stich lassen. Man hegt aber bald Verdacht gegen Mendelssohn, der sofort abreist, aber von der Polizei beobachtet wird. Unterwegs springt er aus dem Waggon und verschwindet, den Koffer mit der Cassette — in welcher übrigens die Schenkungsurkunde nicht vorhanden war — im Stiche lassend. Er flüchtet querfeldein und erreicht Paris. Aber da er aus Gefälligkeit auch den Reisesack Oppenheim's mitgenommen, denselben indessen ebenfalls im Waggon zurückgelassen hatte, so findet man Oppenheim's Papiere darin und verhaftet diesen als des Diebstahls verdächtig.

Der Richter eines oberen Gerichtshofs, der Sohn eines fünffachen Millionärs, in's Gefängniß gebracht wegen Diebstahls! Die Sache machte in ganz Deutschland ungeheures Aufsehen.

In der Assissensitzung gestand Oppenheim die That, aber auch die Gründe, welche ihn dazu verleitet, und da es in hohem Grade unwahrscheinlich war, daß er sich durch die Kasse hätte bereichern wollen, wurde er freigesprochen. Dies geschah im December 1846. Im Juni 1847 kehrte Mendelssohn aus Paris zurück, in der Annahme, daß für ihn keine Gefahr vorhanden sei, denn da Oppenheim, welcher die Cassette entwendet hatte, freigesprochen wurde, so konnte man Mendelssohn, der nur sein Mitschuldiger war, nicht verurtheilen. Er begab sich freiwillig in's Kölner Gefängniß; man stellte ihn vor die Assissen, und das Unerwartete geschah — er wurde im Januar 1848 durch ein Geschworenengericht als des Diebstahls in einem öffentlichen Gasthause schuldig zu 5jähriger Zuchthausstrafe verurtheilt. Auf Verwendung Humboldt's beim König von Preußen wurde diese Zuchthausstrafe auf dem Wege der Gnade in ein Jahr Gefängniß verwandelt, mit der Bedingung, daß Mendelssohn Europa verlassen müsse. Nachdem er aus der Haft entlassen war, ging er nach Constantinopel und Syrien. 1854 nahm er als Arzt Theil am Orientkriege und starb auf einem Parforcemarsche nach Bajazid.

Nun kam die Reihe der Anklage an Ferdinand Lassalle. Da man ihn — nicht mit Unrecht — als die Seele seiner Freunde hielt, wurde gegen ihn ein Criminalprozeß anhängig gemacht, worin er als der *intellectuelle Urheber* des Diebstahls angeklagt wurde.

Sieben Tage hindurch dauerte der Sensationsprozeß; Lassalle hielt eine 6stündige Vertheidigungsrede und das Ergebniß war eine glänzende Freisprechung. —

Da dieser Prozeß zum ersten Male die allgemeinste Aufmerksamkeit auf den ritterlichen Vertreter der Frauenrechte, der vor keiner That zurückscheute, um sein Ziel zu erreichen, den

ausgezeichneten Redner und den schneidigen Dialektiker lenkte, wird es von Nöthen sein, auf den Verlauf der Verhandlungen hier etwas näher einzugehen.

Der Anklageact giebt von Lassalle eine für den Biographen desselben sehr wichtige und daher dankenswerthe Personalbeschreibung, also lautend:

„Ferdinand Lassalle, 23 Jahre alt, Privatmann, geboren zu Breslau, zuletzt wohnhaft zu Berlin, 5 Fuß 6 Zoll groß, mit braunen, krausen Haaren, freier Stirn, braunen Augenbrauen, dunkelblauen Augen, proportionirter Nase und Munde, rundem Kinn, länglichem Gesicht und schlanker Statur.“

Die Anklage stützte sich hauptsächlich auf das Zeugniß des früheren Dieners Lassalle's, H., welcher aussagte, daß Mendelssohn, ehe er am 20. August 1846 der Baronin Meyendorff nachreiste, bei Lassalle gewesen sei und hier habe er — Zeuge — den Letzteren zum Ersteren sagen hören, er solle so weit reisen als nöthig und solle suchen, die Cassette der Baronin an sich zu bringen, oder auch deren Papiere. Er habe auch öfter gesehen, daß Lassalle Mendelssohn's Rechnungen bezahlt und ihm auch baares Geld gegeben habe, namentlich sei dies bei der Abreise Mendelssohn's nach Köln geschehen.

Am 11. August 1848 hielt nun der Angeklagte vor dem Assissenhof in Köln eine meisterhafte Vertheidigungsrede gegen die hier erwähnte Beschuldigung, worin er auch die Gelegenheit wahrnahm, über sein Verhältniß zur Gräfin Hatzfeldt und die Beweggründe, welche ihn veranlaßten, ihre Partei gegen alle Welt zu ergreifen, sich zu äußern. Er sagte da u. A.:

„Die Familie schwieg; aber es heißt: wo die Menschen schweigen, werden Steine reden. Wo alle Menschenrechte beleidigt werden, wo selbst die Stimme des Blutes schweigt und der hilflose Mensch verlassen wird von seinen geborenen Beschützern — da erhebt sich mit Recht der erste und letzte Verwandte des Menschen, der Mensch. Sie alle kennen und haben mit Empörung gelesen die entsetzliche Geschichte der unglücklichen Herzogin

von Praslin. Wer von Ihnen hätte sich nicht beeilt, ihr in ihrem Todeskampf beizustehen? Nun wohl, meine Herren, ich sagte mir: Hier ist zehnmal Praslin. Denn was ist der kurze Todeskampf einer Stunde gegen die Qualen eines durch 20 Jahre verlängerten Todesschmerzes! Was sind die Wunden, die ein Messer schlägt, gegen den langsamen Meuchelmord, den man mit raffinirter Grausamkeit an der ganzen Existenz eines Wesens begeht, gegen dies ungeheure Weh einer Frau, an der man 20 Jahre hindurch Tag für Tag jedes Lebensrecht mit Füßen tritt, jedes Recht des Menschen beleidigt, die man, um sie ungestraft zu mißhandeln, vorher geflissentlich der Verachtung Preis zu geben gesucht hat?!

„Auch mein Blick, meine Herren, war seit je vorzugsweise auf die allgemeinen Fragen und Angelegenheiten gerichtet, und ich hätte vielleicht angestanden, zur Besserung meines blos individuellen Mißgeschickes meine ganze Fähigkeit zu verwenden, meine ganze Laufbahn wenigstens auf Jahre zu unterbrechen, obschon es herzzerreißend ist für einen Menschen von Herz, einen anderen Menschen, den er für gut und edel hält, hilflos untergehen zu sehen, mitten in der Civilisation, der Gewalt gegenüber. Aber ich sah in dieser Angelegenheit auch allgemeine Standpunkte und Principien verkörpert. Ich sagte mir, daß die Gräfin ein Opfer ihres Standes sei, ich sagte mir, daß man nur in der übermüthigen Stellung eines Fürsten und Millionärs solche Unthaten, solche Beleidigung der Gesellschaft in ihrer sittlichen Tiefe ohne Scheu wage und wagen dürfe ... Ich verhehlte mir keineswegs die Schwierigkeit dieses Unternehmens. Ich sah wohl, welche schwierige Aufgabe es sei, dies angeführte, historisch gewordene Unrecht aufzuklären, wie es, wenn es zu einem Prozesse käme, meine ganze Thätigkeit ausschließlich erfordern und damit eine lange Unterbrechung meiner eigenen Carrière ernöthigen würde, diese verwickelten Verhältnisse zu Ende zu führen; ich wußte recht wohl, wie schwer es ist, einen falschen Schein zu besiegen; ich verhehlte mir nicht, welche furchtbare Gegner Rang,

Reichthum und Einfluß sind und daß nur sie stets und stets Allianzen finden in den Reihen der Bureaukratie, welche Gefahr ich somit selbst dabei laufen könnte. Ich wußte dies, ohne daß es mich hindern konnte. Ich beschloß, dem falschen Scheine die Wahrheit, dem Range das Recht, der Macht des Geldes die des Geistes entgegenzusetzen; die Hindernisse, die Opfer, die Gefahren schreckten mich nicht; hätte ich aber gewußt, welche unwürdige und infame Verleumdungen mir entgegentreten, wie man die reinsten Motive mir gerade in ihr Gegentheil verdrehen und verkehren, und welchen bereitwilligen Glauben die elendesten Lügen finden würden, — nun, ich hoffe, mein Entschluß wäre auch dadurch nicht geändert worden, aber es hätte mir einen schweren, schmerzlichen Kampf gekostet...

„Es sprachen mir, meine Herren, sehr angesehene Männer dieser Stadt, Männer die mir wohlwollten, Männer, die über meine Verhältnisse Erkundigungen einholten und durch die ehrenvollen Aufschlüsse, die sie erhalten hatten, an einen schmutzigen Eigennutz nicht glauben konnten, diese Männer sprachen mir selbst ihre Ueberzeugung aus, daß ich schlechterdings in einem Liebesverhältniß zu der Gräfin stehen müsse! Und als ich mir zu fragen erlaubte, worauf sie die Annahme gründeten, da wurde mir ebenso offen geantwortet: auf nichts — auf nichts in der Welt, als darauf, daß sich sonst eine so große Aufopferung für eine fremde Sache gar nicht erklären ließe! Diese Männer, meine Herren, ich gebe es zu, urtheilen als gereifte Weltkenner und Erfahrungsmenschen. Aber sie übersehen eins: sie übersahen meine Jugend und sie übersahen, daß, wie sehr auch unsere Zeit die des Egoismus sein mag, die Jugend doch zu allen Zeiten das Alter der Uneigennützigkeit, der Begeisterung, der Aufopferungsfähigkeit gewesen ist und bleiben wird". —

Ich erwähne bei diesem Anlaß, daß Lassalle auch an anderen Stellen sich aufs Entschiedenste gegen ein Liebesverhältniß mit der „guten Gräfin" verwahrt. So schreibt er z. B. in seiner Generalbeichte an die wiederholt erwähnte russische Dame Sophie Soluzeff

u. A.: „Ich liebe sie (die Gräfin) mit der Liebe des zärtlichsten Sohnes, der je existirt hat; ich liebe sie wie meine Mutter, nein! ich liebe sie dreimal mehr als meine zärtlich geliebte Mutter. Das kommt daher, weil sie mir weit näher steht durch Seelenhöhe und Gefühlsgröße, die ich noch bei Niemand sonst gefunden habe, außer bei Ihnen. Ja, Sie sind die einzige Frau, die ich bis jetzt kennen gelernt habe, die ihr darin gleicht. Ja, Sie gleichen ihr sehr. Sie sind aus demselben Holze, von derselben Geistesrichtung, von demselben Enthusiasmus für Alles, was es Hohes und Edles giebt. Welches Glück für mich, denselben Typus für Mutter und Frau gefunden zu haben! Ich liebe sie mit der Liebe eines Sohnes; ich liebe sie wie eine treue Waffengefährtin, die mit mir zehn Jahre des Kampfes und der Gefahren getheilt hat. Ich liebe sie endlich mit philosophischer Liebe, d. h. ich liebe sie als den schönsten Typus des Menschengeschlechts, als den Typus der leidenden Menschheit ... Und glauben Sie mir, jeder Mann, der sie so leidend, ihre Leiden so edel und staunenswerth tragen gesehen, wie ich sie sah im Laufe so vieler Jahre, würde sie ebenso lieben und verehren wie ich, und wenn dieser Mann ein Herz von Eisen gehabt hätte... Ueberdies habe ich ihr sehr viel zu danken, denn sie hat mich viel besser gemacht, als ich war. Ich kann wohl sagen, daß ich ein ausgezeichnetes und warmes Herz hatte, aber ich hatte auch die Laster der Kraft. Ich hatte in mir wilde Instinkte, einen fürchterlichen Zorn, eine grenzenlose Leidenschaftlichkeit; ich konnte grausam hart sein und ohne Mitleid. Sie hat mir das alles abgewöhnt. Sie hat in mir die guten Instinkte entwickelt und die anderen unterdrückt.. Wenn ich jetzt so bin, daß Sie mit mir glücklich werden können, so ist das ihr Werk". — —

Auf die Anklage selbst übergehend, suchte Lassalle zu beweisen, daß die ihn belastenden Zeugen erkaufte seien und falsch geschworen haben.

„Der Beschuldigung gegen mich", rief er aus, „liegt die unerhörte, beispiellose Logik zu Grunde, daß, weil ich Mendels-

sohn den ganz allgemeinen Auftrag gegeben haben soll, sich den Vertrag „auf jede Weise zu verschaffen“, ich deshalb Complice sei an jeder beliebigen Handlung, an jedem beliebigen bestimmten Verbrechen, welches zu begehen Oppenheim oder Mendelssohn sich hätten einfallen lassen können. Wenn Oppenheim und Mendelssohn also meinetwegen in einem Anfall von Wahn und Verblendung den Mainzer Hof in Brand gesetzt hätten, um sich den Vertrag zu verschaffen, wenn sie Ueberfall, Raub, Mord, Todtschlag dazu angewandt hätten, — war ich der Complicität an einer Brandstiftung, an einem Morde u. s. w. anzuklagen? Und doch würde das mit unerbittlicher Consequenz daraus folgen, wenn die Anklage der Complicität an dem Cassettendiebstahl für begründet erachtet werden würde; denn ebenso sehr und ebenso wenig wie in dem Auftrag, „sich den Vertrag auf jede Weise zu verschaffen“, die Verabredung und Verleitung lag, sich ihn durch den Diebstahl der Cassette zu verschaffen, — ebenso wenig, aber auch ebenso sehr liegt auch die Verleitung darin, sich ihn durch Mord, Tod, Revolution und Gott weiß was zu verschaffen“.

Selbst im Falle einer moralischen Mitschuld, führte er weiter aus, sei die strafrechtliche Verantwortlichkeit ausgeschlossen. Das Strafrecht habe seine eigene Sphäre. Das Strafrecht gebildeter Völker beschränke sich auf das, was in das Element der Bestimmtheit trete; denn die Bestimmtheit allein sei das Element der That. Es ziehe sich zurück vor dem Unbestimmten; das sei das Reich des Gewissens, des freien Innern. Darum sei ein unbestimmtes Verbrechen gar kein Verbrechen; gehe das Strafrecht weiter, so arte es in Inquisition aus.

Er schloß seine flammende Rede mit den denkwürdigen Worten*): „Das öffentliche Ministerium möge nicht vergessen, daß es da ist, Verbrechen, wo welche vorliegen, zu verfolgen, nicht aber jenes Schwerste, Gehässigste von Allen zu begehen:

*) „Der Criminalprozeß wider mich wegen Verleitung zum Cassettendiebstahl oder die Anklage der moralischen Mitschuld. Von F. Lassalle.“ Köln 1848. S. 53 ff.

Verbrechen zu schaffen, wo sie nicht sind!... Die systematischen, leidenschaftlichen und niedrigen Verfolgungen, die nun schon an die zwei Jahre unausgesetzt gegen mich gerichtet werden, die Verleumdungen und Anfeindungen gegen mich, betrieben von der vereinigten Macht des Geldes, des Ranges und jener Allianzen, welche diese beiden Mächte immer finden, würden mich einer wahrhaften Gefahr exponiren, wenn nicht zum Glück in diesen Tagen all überall das System des Lugs, der Unterdrückung und der Heuchelei zusammenstürzte und somit nun auch endlich der Tag der Wahrheit hereinbrechen müßte über eine Einzelangelegenheit, über ein individuelles Loos und Leiden, welches, so innig es ein individueller Fall nur immer vermag, gleich einem Mikrokosmos, das allgemeine Leiden, die zu Grabe keuchende Misère und Unterdrückung in sich abspiegelt, und somit auch über mein redliches und durch alle Criminal- und andere Verfolgungen unerschüttertes Bemühen, mißhandeltes Menschenrecht zur Anerkennung zu bringen!“

Wie schon erwähnt, sprach das Gericht den Angeklagten frei. Das Publikum schrie stürmisch Hurrah und er wurde triumphirend aus dem Gerichtssale getragen. Er nannte diesen Sieg stets den „Triumph seines Lebens“. Auf dem Platze vor dem Gerichtsgebäude traf er seinen alten Vater, der sich mit dem Rufe: „Mein Kind! mein Kind!“ schluchzend in seine Arme warf. Vergebens beschwor ihn der Alte, seinen Kampf gegen den mächtigen Grafen Hatzfeldt aufzugeben — er wollte siegen oder zu Grunde gehen.

Noch 12 Jahre später schreibt er, schwelgend in der Erinnerung an den Triumph seines Lebens: „Nichts kann auch nur annähernd eine Vorstellung von dem elektrischen Eindruck geben, den ich hervorbrachte; die ganze Stadt, die Bevölkerung der ganzen Provinz schwamm sozusagen auf den Wogen des Enthusiasmus! Das Volk hatte das Antlitz eines Mannes geschaut. Es hatte mich verstanden. Aber nicht nur das Volk, alle Klassen, die ganze Bourgeoisie war trunken vor Entzücken. Als wir in

Düsseldorf ankamen, betäubten mich die Bewohner dieser Stadt fast mit ihren Zurufen. Sie spannten die Pferde der Equipage, in der ich mit der Gräfin saß, aus und zogen uns selbst. Obschon der Prozeß kein eigentlich politischer war, hatte das Volk wohl begriffen, daß es im tiefsten Sinne des Wortes doch ein solcher war, daß es die Auflehnung gegen die Unterdrückung war.

„Ich war nicht nur freigesprochen, sondern hatte auch meinen Gegnern einen entscheidenden Schlag beigebracht. Der Tag verschaffte mir in der Rheinprovinz den Ruf eines Redners ohnegleichen und eines Mannes von unbegrenzter Energie, und die Zeitungen trugen diesen Ruf durch die ganze Monarchie. Alle priesen mich als einen Menschen, der die Fähigkeit habe, allein gegen die ganze Welt anzukämpfen. Seit diesem Tage erkannte mich die demokratische Partei in der Rheinprovinz als einen ihrer Hauptführer an."

Wie man schon aus dieser Probe sieht, war übertriebene Bescheidenheit und Demuth nicht die Sache Ferdinand Lassalle's!

Fünftes Kapitel.

Der Ausgang des Hatzfeldt'schen Prozesses. — Das Leben in Düsseldorf mit der Gräfin Hatzfeldt. — Anfänge socialistischer Anschauungen.

Bevor ich das weitere Leben und Streben Lassalle's schildere, sei es mir gestattet, die chronologische Folge zu verlassen und schon an dieser Stelle ein Wort über den nach fast neun Jahren rastloser Arbeit, zahlreicher Kämpfe und Skandale erfolgten Ausgang des Hatzfeldt'schen Prozesses zu sagen.

Beharrlich führte Lassalle die Prozesse der Gräfin, selbst vom Gefängnisse aus. Nach 1848 trat eine Wendung zu ihren Ungunsten ein, indem man sie mit Lassalle, dem gehaßten Führer der Revolutionspartei in der Rheinprovinz, — wo er mit der Gräfin inzwischen seinen Wohnsitz genommen hatte —

identificirte. Sie verlor einen Prozeß nach dem andern. All das entmuthigte aber den zähen Ritter der Gräfin nicht, und nach verschiedenen Wandlungen und Wendungen hatte er im August 1854 endlich die Genugthuung, den Grafen Hatzfeldt mürbe zu machen. Es kam ein Vergleich zu Stande, nach welchem dieser seiner gleichzeitig geschiedenen Gattin ein großes Vermögen abtreten mußte. „Ich dictirte ihm den Frieden“, rühmte sich Lassalle später, „nicht nur unter für ihn erniedrigenden, sondern geradezu entehrenden Bedingungen“.

Die Gräfin war ihrem Retter sehr dankbar, indem sie ihm die Summe von 100000 Thalern auszahlte — die Advocaten hätten freilich vielleicht dieselbe Summe liquidirt!

Einen mächtigen Bundesgenossen fand Lassalle in seinem erbitterten Kampfe gegen den Grafen Hatzfeldt in der von ihm beeinflußten demokratischen Presse, deren Angriffe zuweilen das Maß des Erlaubten überschritten. In Briefen an Heinrich Heine enthüllte der merkwürdige Anwalt schon 1846 seinen Plan, den Gatten seiner Dame durch die deutsche, französische und englische Presse zu Grunde zu richten. Als in dem Cassetten-Prozeß der Präsident ihm sagte: „Sie haben geäußert, daß in der Oppenheimschen Sache an die Geschworenen Anfragen gemacht werden müßten, und daß man aus dem Gesichtspunkte des Socialismus dahin wirken müßte, daß die Gräfin als Proletarierin dargestellt werde, die man aushungern wolle“, leugnete er das nicht, sondern entgegnete: „Ja, aushungern, das ist der rechte Ausdruck, denn erst vor 4 Monaten hat sie eine Unterstützung erhalten“.

Und in einem Briefe aus jener Zeit schreibt er: „Gebraucht nur das schöne Wort: aushungern, Proletarier. Es geht vortrefflich! Die Communisten und Socialisten sind in die Falle gegangen. Die Presse thut Wunder für uns; die Geschworenen sind gegen Hatzfeldt eingenommen“.

In einem Briefe an Heine stellt er den Prozeß sogar als in die Hegel'sche Philosophie einschlagend dar, und in einer Flugschrift als Tendenzprozeß, als in das Gebiet der Politik fallend.

Wie es scheint, war er mit der Agitation Heine's in der deutschen und französischen Presse nicht zufrieden, denn er äußerte sich später ziemlich erbost über den Dichter in seiner wiederholt erwähnten Beichte an Sophie Soluzef, indem er sagt: „Die ganze demokratische Presse erhob sich auf meinen Ruf. Ich vernichtete den Grafen in der öffentlichen Meinung. Es war ein täglicher Kampf und ein Kampf auf Leben und Tod. Bei dieser Gelegenheit ließ mich Heine im Stich, und zwar deshalb, weil die Baronin Meyendorff die Freundin der anderen russischen Spionin, der Fürstin Lieven, und diese wieder die specielle Freundin von Guizot war, von dem Heine eine Pension bezog. Aber wenn er mir fehlte, so unterstützten mich andere, und es gab täglich ein Toben in der demokratischen Presse gegen den Grafen".

Mit dem ihr ausgezahlten Vermögen hatte die Gräfin kein Glück. Sie verlor einen großen Theil desselben in der Krisis von 1857 und einen anderen Theil übergab sie ihrem Sohne Paul. Dessenungeachtet hatte sie noch immer sehr bedeutende Summen behalten. —

Die Gräfin trennte sich nicht mehr von ihrem Beschützer. Bis 1857 wohnten Beide zusammen in Düsseldorf. In ihrem Hause verkehrten u. A. der Dichter Ferdinand Freiligrath und der Schriftsteller und Redacteur Hermann Becker — der rothe Becker, später Oberbürgermeister in Köln —; es waren dies die glücklichsten Jahre im Leben Lassalle's. Er veranstaltete gerne kleine Gelage, wobei es hoch her ging und der Champagner in Strömen floß; er konnte sich das auch leisten! Denn abgesehen von der ihm von der Gräfin gespendeten Summe hatte er eine jährliche Rente von 4000 Thalern zu verzehren — für einen Junggesellen immerhin ein ganz hübsches Einkommen! —

In den Reden, welche Lassalle vor den Kölner Assissen hielt und den Flugschriften, welche er in Folge des Cassetten-Prozesses veröffentlichte, zeigten sich bereits die ersten Spuren seiner socialistischen Lehren. Ohne Zweifel machten ihn die erlittenen Verfolgungen und Unbilden einerseits und das Schicksal seiner

Freundin, der Gräfin, andererseits in hohem Grade verbittert, sie steigerten seine ohnehin vorhandene Oppositionslust und nährten mit Drachengift seinen revolutionären Geist.

Das angeblich gebeugte Recht und die niedergehaltene individuelle Freiheit waren wohl der erste Sporn in seiner Seele, um an alles Bestehende die kritische Sonde anzulegen. So meint er z. B. in der erwähnten Broschüre: „Der Kriminal-Prozeß wider mich“ (1848), daß Tendenzprozesse ihn in das Lager der Opposition trieben. In seiner pathetisch-effecthaschenden Weise sagt er u. A.: „Die Anklage einer „moralischen Mitschuld“, einer „intelligibeln Urheberschaft“ ist bisher unerhört gewesen in Deutschland. Gesinnungen, Tendenzen, Gedanken strafrechtlich zu verfolgen, widerstrebt den ersten Grundsätzen des Strafrechts, der Gesittung, der Freiheit. Zu zwei verschiedenen Perioden sind diese Anklagen der moralischen Mitschuld, der Gesinnungscomplicität bei unseren französischen Nachbarn aufgetaucht, um immer bald wieder unter dem allgemeinen Schrei der Entrüstung zu verschwinden. Zuerst war es zur Zeit der höchsten politischen Leidenschaft, während der Schreckensherrschaft, daß die „intelligible Urheberschaft“ eine flüchtige, vorübergehende Rolle spielte. Einige vierzig Jahre darauf, zur Zeit der tiefsten politischen Bassesse und Corruption, konnte es der Justizminister Hebert — ich erinnere an den Prozeß Dupoty's — wagen, zu diesem meuchelmörderischen Mittel zu greifen, um die Freiheit der französischen Presse zu proscribiren. Am 24. Februar d. J. hat das Volk von Paris Herrn Hebert bewiesen, welches Gedächtniß es dieser tiefen Beleidigung zu bewahren wußte... Die Anklage der moralischen Mitschuld war von je ein politisches Mordinstrument, taugt nur zu einem solchen. Sie wurde stets nur dann angewandt, wenn eine herrschende Partei die entgegenstehende Partei proscribiren, massacriren wollte, auch ohne in den Handlungen derselben einen Rechtsgrund dafür zu haben“.

Wenn das lateinische Sprichwort lautet: „ira facit versum“, d. h. daß die „Entrüstung den Dichter mache“, so kann man

bei Lassalle behaupten, daß das Martyrium, welches er freilich selbst verschuldete, ihn in die Arme der Politik und des Radikalismus getrieben habe.

Sechstes Kapitel.

Betheiligung an der Revolutionsbewegung von 1848. — Die „Neue Rheinische Zeitung". — Verbindung mit Karl Marx. — Seine damalige socialistische Ueberzeugung. — Die Assissenrede zu Düsseldorf. — Im Gefängniß.

Die leidenschaftliche und unruhige Natur Lassalle's sehnte sich immer nach neuen Aufregungen. Er fand dieselben am besten in dem Revolutionsjahre von 1848 vertreten, und eine hervorragende politische Rolle zu spielen, erschien ihm verlockender als die stille Thätigkeit des Gelehrten, Forschers und Docenten. Er stürzte sich mit der ihm eigenen Energie und Todesverachtung in die politische Bewegung des 48er Jahres, trat im März mit rheinischen Socialisten und Demokraten in Verbindung und entfaltete eine geradezu fieberhafte agitatorische Thätigkeit. Er ließ aufrührerische Plakate an den Straßenecken anschlagen, forderte die aufgehetzte Bürgerschaft zum bewaffneten Widerstande auf, hielt in politischen Versammlungen wahrhafte Brandreden u. s. w. Als das Ministerium Manteuffel die erste preußische Nationalversammlung sprengte, kam es in Düsseldorf zu Unruhen, an denen er seinen Antheil hatte. Schon früher hatte er Düsseldorf am rheinischen Demokraten-Congreß vertreten, jetzt aber plaidirte er für Steuerverweigerung und organisirte die Revolution. Seine Anschauungen waren die der radicalen Demokratie. Unter den Führern derselben nahm er sofort neben Marx, Engels, Freiligrath, Becker und Bürgers einen hervorragenden Platz ein.

In der „Neuen Rheinischen Zeitung" von Karl Marx, dem neu gegründeten damaligen Centralorgan der rheinischen Demokratie, veröffentlichte er zahlreiche socialdemokratische Artikel, wie

denn überhaupt der Einfluß Marx' auf seine ganze sociale Welt- und Lebensanschauung eine mächtige und epochemachende war. Stets war und blieb er ein Schüler von Karl Marx. Mit einer wahren Gier sog er die Lehren dieses Großmeisters der deutschen Socialdemokratie ein, und man kann wohl behaupten, daß er ohne Marx schwerlich sein Leben der Socialdemokratie gewidmet hätte.

Damals begann er auch Fühlung mit den Arbeitern zu suchen, die er das „einzige zukunftsfähige Geschlecht" nannte. In Arbeiterkreisen hielt er mit Vorliebe Vorlesungen und Vorträge, und den „vierten Stand" auf eigene Füße zu stellen, erschien ihm als eine hehre, des Schweißes der Edelsten werthe Aufgabe.

Nachdem Ferdinand Freiligrath wegen seines bekannten Gedichts: „Die Todten an die Lebenden" am 29. August 1848 verhaftet worden war, berief Lassalle eine große Volksversammlung nach Köln, worin er gegen diese Verhaftung protestirte. In Düsseldorf verfaßte er eine Adresse an den dortigen Staatsprocurator, worin er den eingekerkerten Dichter vertheidigte, und am 22. November hielt er in Neuß eine leidenschaftliche Rede über die politische Lage und forderte das Volk auf, die Nationalversammlung auf ihren Ruf mit den Waffen in der Hand zu unterstützen.

Hierauf wurde der Revolutionär noch am selben Tage verhaftet und angeklagt: „Die Bürger zur Bewaffnung gegen die königliche Gewalt aufgereizt zu haben". Erst nach sechsmonatlicher Untersuchungshaft kam sein Prozeß am 3. Mai 1849 vor den Geschworenen in Düsseldorf zur Verhandlung und endete mit der Freisprechung des Angeklagten.

Damals hielt Lassalle seine berühmte Assissen-Rede, welche den Ruf des Agitators als den eines der größten Volksredner begründete und die überhaupt zu den glänzendsten Schöpfungen dieses merkwürdigen Mannes gehört. Wenn ich sage „hielt", so ist das nicht buchstäblich zu nehmen; Lassalle ließ vielmehr seine

Rede*) schon vor der Verhandlung drucken, und als er auf die Frage des Präsidenten bejahte, die Rede halten zu wollen, wurde, weil man Unruhen befürchtete — es waren, um der Verhandlung beizuwohnen, Arbeiter und politische Parteigenossen Lassalle's zu vielen Tausenden aus zahlreichen Städten herbeigeströmt —, die Oeffentlichkeit ausgeschlossen; in Folge dessen erklärte Lassalle nach einem wirkungsvollen Plaidoyer über diese Maßregel, daß er es unter seiner Würde halte, sich vor diesem Gerichtshofe zu vertheidigen, und richtete nur an die Geschworenen die Bitte, ihn freizusprechen, was auch geschah. Es sei noch erwähnt, daß Lassalle den Beschluß des Gerichtshofes auf Ausschluß der Oeffentlichkeit vor den Geschworenen als eine hochverrätherische Verletzung der Gesetze bezeichnete. Als der Präsident ihn aufforderte, das Richtercollegium nicht zu beleidigen, wandte er dem Ersteren absichtlich den Rücken zu, wobei er ausführte, daß selbst bei den spanischen Inquisitionsprozessen es den Angeklagten gestattet gewesen sei, sich und ihre Lehren zu vertheidigen, obwohl dies nach den Anschauungen der Inquisition als Gotteslästerung erachtet worden wäre. Er schloß mit den Worten: „Wenn es damals erlaubt gewesen, Gott zu lästern, so würde es wohl berechtigt sein, auch „solche“ Richter zu lästern.“

Diese Rede des 23jährigen Jünglings ist eine oratorische Meisterleistung, ein Cabinetstück der forensischen Beredtsamkeit und verdient es, daß man sich eingehender mit ihr beschäftigt, — denn in nuce zeigt sich hier schon der spätere Lassalle, wie er leibt und lebt.

Er beginnt damit, offen einzugestehen, daß er seiner innersten Ueberzeugung nach auf dem revolutionären Standpunkt stehe und daß er ein entschiedener Anhänger der „socialdemokratischen Republik“ sei. Die Anklage werfe ihm vor, die Bürger zum be-

*) „Meine Assisenrede, gehalten vor den Geschworenen zu Düsseldorf am 3. Mai 1849 gegen die Anklage, die Bürger zur Bewaffnung gegen die königliche Gewalt aufgereizt zu haben“. Düsseldorf 1848. Schaub'sche Buchhandlung.

waffneten Widerstand gegen die königliche Gewalt aufgereizt zu haben; darauf erwidere er, daß er blos in jenen Novembertagen, als in Folge „unerhörter Ereignisse“ das ganze Land sich in zwei Lager theilte, als das Land am Rand des Bürgerkrieges schwebte und jeder sich um das Banner schaarte, wo seiner Ueberzeugung nach das Recht zu wohnen schien, auch seinerseits Partei ergriffen habe. In solchen Fällen überhaupt Partei zu ergreifen und Gut und Blut für seines Herzens Wollen in die Schanze zu schlagen, das sei an sich des Mannes erste Pflicht. Schon Solon, der weiseste Gesetzgeber des Alterthums, habe ein Gesetz erlassen, daß derjenige Bürger als ein Verräther des Vaterlandes zu betrachten sei, der in einer solchen Spaltung des Staates keine Partei ergreife. Nicht Partei ergreifen, das heiße: keine Ueberzeugung haben oder sie verleugnen; nicht Partei ergreifen, das heiße: in einer schmachvollen Gleichgültigkeit gegen die höchsten Interessen, welche das Herz der Menschheit durchzucken, die eigene Ruhe und Behaglichkeit den gewaltigen Fragen vorziehen, von denen das Wohl und Wehe des Vaterlandes abhänge, und so die Pflichten verrathen, welche man dem Vaterlande schulde. Die Geschichte habe Verzeihung für alle Irrthümer, für alle Ueberzeugungen, sie habe keine für Ueberzeugungslosigkeit.

Er verwarf nun in eingehender und scharfsinniger Auseinandersetzung die Lehre vom passiven Widerstand, wobei er in schneidiger Weise die bekannten Ereignisse von den Versprechungen am 18. März bis zur Auflösung der Nationalversammlung und der Octroyirung der Verfassung am 5. December 1848 kritisirte.

Um die unerhört kühne Sprache dieser Assissenrede zu kennzeichnen, sei nur die nachstehende Stelle aus derselben mitgetheilt: „Jener Befehl (des Ministeriums), durch welchen die Versammlung suspendirt und nach Brandenburg verbannt werden sollte, war eine flagrante und insolente Rechtsverletzung! Was wird mir der Mann in der Robe dort, der Staatsprocurator, der officielle Wächter des Gesetzes, auf

alles das zu entgegnen wissen? Ich denke gar nichts!... Jetzt ertheilt das Ministerium der Bürgerwehr Berlins den Befehl, die Nationalversammlung gewaltsam aufzulösen.... Wenn in Frankreich zur Zeit der ärgsten Erniedrigung, unter den besten Jahren Louis Philipps, der Pariser Nationalgarde ein solcher Befehl ertheilt worden wäre, bei Gott, ich glaube, der verstockteste Epicier, der friedlichste Dütendreher wäre zum Löwen geworden und hätte geschworen, daß nur Blut solche Beleidigung abwäscht".

Auch in dieser Rede bekennt sich Lassalle als Socialdemokrat, aber als ein solcher, dessen Theorien erst in der Zukunft verwirklicht werden würden. Er sagt: „Es ist wahr, ich und meine Partei hängen vor Allem an der socialen Reform, der höchste Ausdruck unserer Ueberzeugungen ist die sociale Republik. Aber nicht jetzt ist der Augenblick, unsere Theorien zu verwirklichen; ihre Verwirklichung gehört der Zukunft an. Jetzt verlangt der Proletarier weiter nichts, als Euch Eure Freiheiten, Eure Rechte, Eure Gesetze schützen zu helfen. Er verlangt weiter nichts, als seinen Verdiensten um Euch ein neues hinzufügen zu dürfen, als eine neue Inschrift zu graben auf die Säule seiner Großthaten, damit er dereinst bei der großen Abrechnung vor Euch treten kann und sagen, wie ich Euch mit meinem Blute die Freiheit erkämpft habe, im März 1848, so habe ich sie mit meinem Blute für Euch vertheidigt im November".

Er billigte in keiner Weise den passiven Widerstand der Nationalversammlung; derselbe sei bloß der innere böse Wille ohne äußere That; er sei eine der seltsamsten, absurdesten Erfindungen, welche je das Licht der Welt erblickt und sichere seinen Erfindern ewig das Erbtheil eines unauslöschlichen Gelächters zu, das die Geschichte an ihre Namen knüpfen werde. Der passive Widerstand sei ein Widerspruch in sich selber, er sei der duldende Widerstand, der nicht widerstehende Widerstand, der Widerstand, der kein Widerstand sei; wie Lichtenbergs

Messer ohne Stiel, dem die Klinge fehle, wie der Balg, den man waschen soll, ohne ihn naß zu machen.

Mit flammender Beredtsamkeit betonte er das Recht des Gesetzes der Gewalt gegenüber. „Die Preßfreiheit und das freie Vereinigungsrecht für immer garantirt durch das Gesetz vom 6. April, diese Grundrechte des Volkes, wurden aufgehoben. Die gesetzliche Freiheit ist damit von Grund aus confiscirt. Mit welchem Recht konnte man diese Grundrechte aufheben? Die Gesetze aufheben, die sie garantiren? Ein Gesetz läßt sich, wenn das Gegentheil nicht durch es selbst ausdrücklich bestimmt ist, nur wieder durch ein Gesetz aufheben.... Gleichwohl löste man die Versammlung auf, ja statt eine neue auf Grund desselben Wahlgesetzes zusammentreten zu lassen, octroyirte man die Verfassung, d. h. man cassirte den ganzen öffentlichen Rechtszustand mit einem Strich; man war es müde, den Rechtsorganismus des Landes langsam zu rädern, indem man ihm ein Glied nach dem andern, Gesetz für Gesetz in Stücke brach. Mit einem Griff warf man ihn in die Rumpelkammer und setzte offen an seine Stelle das sic volo sic jubeo und die Beredtsamkeit der Bajonette. Es handelt sich bei der Aburtheilung dieser Dinge um das Recht, das geschriebene Recht.... Hatte man kein Recht, so hatte man Besseres als das. Man hatte in Berlin den Belagerungszustand, Wrangel, 60,000 Mann Soldaten und so und so viel Kanonen. Man hatte in Breslau, Magdeburg, Köln, Düsseldorf so und so viele Soldaten, so und so viele Kanonen. Das sind Gründe, eindringliche, die jeder begreift!"

Und an einer anderen Stelle ruft er aus: „Der Säbel ist zwar der Säbel, aber er ist nie das Recht. In Richtern, welche sich dazu herbeilassen würden, Bürger deshalb, weil sie die Gesetze vertheidigen wollten, auf Grund eben der Gesetze, deren Schutz sie sich weihten, zu verfolgen; in Richtern, welche einer Nation den Schutz ihrer Gesetze zum Verbrechen anrechnen, werde ich nicht mehr Richter, sondern — und mit mir vielleicht die Nation — nur noch Seiden der Gewalt er-

blicken können. Ich werde in meinem Kerker Alles erdulden, was der Säbel, die Formen des Rechts entweihend, über mich verhängt; ich werde lieber dulden, daß mein Prozeß die nachtheiligste Gestalt für mich annehme, als durch Ertheilung von Antworten und sonstige Vollziehung irgend einer Prozedurförmlichkeit meinerseits eine Rolle in dem Rechtsgaukelspiel übernehmen, welches der Gewalt aufzuführen beliebt".

Auf seine Neußer Rede übergehend, verschmäht er es, zu beweisen, daß dieselbe keinen directen Aufruf zu den Waffen im Sinn des Gesetzes enthalte; er wolle auf keinen anderen Grund vom Gerichtshof freigesprochen werden, als auf jenen souverainen, daß „der Aufruf zu den Waffen damals das Recht und die Pflicht des Landes gewesen sei".

Voll Erbitterung, aber doch hoffnungsfreudig, schloß er sein Plaidoyer mit den Worten: „Wie der Panzer eines Kriegers mit Pfeilen, so bin ich gespickt mit Criminalverfolgungen. Die vielen Hunde sollen endlich des Wildes Tod sein. Nun, ich fühle hier etwas, was mir sagt, die vielen Hunde werden nicht des Wildes Tod sein. Ist es der Kraft meines guten Rechtes gelungen, drei Criminalprozeduren wie Glas zu zerbrechen und meinen Gegnern in das beschämte Antlitz zu werfen, so wird mir das auch noch mit einem Dutzend anderer möglich sein.... Nicht um diese elende Anklage zu widerlegen, die mit drei Worten, wie Sie sehen, vernichtet ist, hab' ich gesprochen. Ich werde stolz darauf sein, zu den Novembergefangenen gehört zu haben; aber es war meine Pflicht, die Decke zu reißen von den Wunden des Vaterlandes, die Verbrechen anzuklagen, die man täglich ungescheut begeht.... Indem ich schließe, kann ich die Gedanken, welche meine ganze Seele durchdringen, nicht besser ausdrücken, kann ich nicht angemessener von Ihnen Abschied nehmen, als mit den Worten, die einer unserer edelsten Dichter einem ähnlich unterdrückten Volke in den Mund legt:

Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen!

Jetzt gehe Jeder seines Weges still
Zu seiner Freundschaft und Genoßsame.
Wer Hirt ist, wintre ruhig seine Heerde
Und werb' im Stillen Freunde für den Bund;
Was noch bis dahin muß erduldet werden,
Erduldets! Laßt die Rechnung der Tyrannen
Anwachsen, bis Ein Tag die allgemeine
Und die besondre Schuld auf einmal zahlt.
Bezähme Jeder die gerechte Wuth
Und spare für das Ganze seine Rache;
Denn Raub begeht am allgemeinen Gut,
Wer selbst sich hilft in seiner eig'nen Sache."

Lassalle wurde zwar von der Anklage — der Staatsanwalt hatte fünf Jahre Zuchthaus beantragt — freigesprochen, aber trotz alledem aus der Untersuchungshaft nicht entlassen, sondern jetzt wegen derselben Rede eines geringeren Vergehens, die Bürgerwehr zur Widersetzlichkeit gegen die Beamten aufgefordert zu haben, angeklagt. Vergebens machte Lassalle auf das Ungesetzliche dieses Verfahrens aufmerksam, indem Niemand wegen derselben Handlung zweimal angeklagt werden könne. Vergebens fragte er den Gerichtshof, was er dazu sagen würde, wenn man einen Dieb vor die Assissen stellte, weil er z. B. in einen Garten eingebrochen und freigesprochen, ihn zuchtpolizeilich wegen Zerstörung von Umzäunung verfolgte? — Er wurde vom Düsseldorfer Zuchtpolizeigericht am 5. Juli 1849 zu 6 Monaten Gefängniß verurtheilt, welche er auch absaß. Schmerzhaft bewegt hatte Lassalle am 3. Mai 1849 ausgerufen: „Ihre Freisprechung ist keine Freisprechung für mich. Sie ist nur ein neues Verweisungsurtheil. Sie wirft mich nur der Charybdis königlich preußischer Gerechtigkeit in die Arme, der ich nicht entgehen werde". —

Daß Lassalle sehr ungern im Gefängnisse saß, das bestätigen die Krankheitsatteste, welche er schon in der Untersuchungshaft eingereicht hatte. Dieselben bekundeten, daß er an den bedenklichsten chronischen Krankheiten leide; eine ärztliche Militärcommission bestätigte, daß er dieser inneren Uebel wegen gänzlich

vom Militärdienst befreit wurde, und der Gefängnißarzt verlangte seine sofortige Entlassung, weil seine Krankheit durch eine längere Haft unheilbar werden würde. Es nützte ihm nichts. Er mußte den Leidenskelch über sich ergehen lassen. Doch wurden ihm Seitens der Verwaltung so manche Freiheiten gewährt; man gestattete ihm z. B. die Führung der Prozesse der Gräfin Hatzfeldt mit unvermindertem Nachdruck, die Beschäftigung mit literarischen Arbeiten u. s. w. Er erzählte selbst einmal in späterer Zeit, daß er, während er im Düsseldorfer Gefängnisse saß, von der dortigen Regierung die Erlaubniß erhielt, jedesmal das Gefängniß verlassen zu dürfen, um in dem Scheidungsprozeß der Gräfin zu plaidiren.

Durch diese politischen Sensationsprozesse und die Gefangenschaft hatte er gleichsam die Legitimation als demokratischer Parteiführer erhalten und er dachte damals weder in der Einsamkeit seiner Studirstube, noch in der Kerkerzelle je daran, daß er dereinst den Liberalismus aufs Heftigste befehden und gegen die freisinnige „Bourgeoisie" eine neue, auf socialer Grundlage stehende Partei bilden werde!

Die Theilnahme an der 48er Revolution wurde für ihn in sofern verhängnißvoll, als es ihm nicht gestattet wurde, in Berlin, wohin es ihn stets mächtig hinzog, seinen Aufenthalt zu nehmen. Düsseldorf war sein unfreiwilliges Exil, und die zehn Jahre, welche er am Rhein verlebte, wie viel Ehren und Lorbeeren sie ihm auch Seitens seiner Parteigenossen einbrachten, betrachtete er dennoch als halb verloren, weil sein rastloser Ehrgeiz sich am Besten in der preußischen Metropole bethätigen konnte. Ueber diese 10jährige Periode äußerte er sich im Jahre 1863 in einer Rede, gehalten in den Versammlungen des Allgemeinen deutschen Arbeiter-Vereins zu Barmen, Solingen und Düsseldorf, mit folgenden Worten: „Ich hatte zehn Jahre unter dem Rheinischen Arbeiterstande gelebt, die Revolutionszeit wie die Zeit der weißen Schreckensherrschaft der 50er Jahre hatte ich mit Euch verbracht. Ihr hattet mich, wie Ihr mir in Eurer Adresse mit Recht zuruft, in der einen

wie in der anderen gesehen. Ihr wußtet, welches Haus, trotz der weißen Terreur von Hinckeldey-Westphalen, trotz aller wilden Rechtlosigkeit jener Zeit, und zwar bis zum letzten Augenblick meines Verweilens in der Rheinprovinz, das furchtlose Asyl demokratischer Propaganda, das treue Asyl der furchtlosesten und entschlossensten Parteihilfe gewesen".

Siebentes Kapitel.

Endgültige Uebersiedelung nach Berlin. — „Herakleitos der Dunkle". — Lassalle's Stellung zur Hegel'schen Philosophie. — Kleine Skandale. — Das Verhalten der Berliner Gesellschaft. — Seine Häuslichkeit.

Erst 1857 wurde seine Sehnsucht, nach Berlin übersiedeln zu dürfen, gestillt. Früher hatte er nur auf eine Aufenthaltskarte hin in der Residenz verweilen können, jetzt suchte er durch seine Gönner die Erlaubniß zum dauernden Aufenthalt zu erwirken. Man erzählt, daß er, als Fuhrmann verkleidet, nach Berlin kam und daß er es den Bemühungen des stets hilfsbereiten und liebenswürdigen Alexander von Humboldt zu verdanken hatte, daß der Bann von ihm genommen wurde. Georg Brandes meint*), daß man im Grunde höheren Ortes an sich wenig oder nichts dagegen gehabt habe, daß Lassalle seinen Aufenthalt in der Hauptstadt nehme, aber die vermögende Familie der Gräfin Hatzfeldt habe durchaus verhindern wollen, daß diese Dame in der Nähe ihrer Verwandten wohne. Eines Abends drang jedoch Alex. von Humboldt, als er in einer größeren Gesellschaft bei Tische neben dem Polizeipräsidenten von Hinckeldey zu sitzen kam, mit Eifer in diesen, Lassalle die Aufenthaltserlaubniß zu geben. Hinckeldey gab die Antwort: „Meinethalben gern, ich habe nichts dawider, mir ist es ganz gleichgültig, aber der König will es

*) „Ferdinand Lassalle" von Georg Brandes, S. 71.

durchaus nicht". — „Wenn weiter nichts im Wege steht", antwortete Humboldt, „so übernehme ich's, den König umzustimmen". Er hielt Wort und Lassalle zog mit der Gräfin nach Berlin ein!

Die preußische Metropole hatte nun einen berühmten Mann, dessen Name im Munde aller war, mehr; und wenn auch einzelne vornehme und exquisite Kreise von dem Demagogen und Revolutionär, dessen Cassettenprozeß noch immer nicht vergessen war, sich abwandten, so versammelte er doch eine Schaar älterer oder jüngerer Berühmtheiten um sich. In dem Kapitel: „Lassalle's Freundeskreis" werde ich die Freunde und Genossen desselben Revüe passiren lassen.

In Berlin fand er endlich Muße, sein geschichtsphilosophisches Werk: „Herakleitos der Dunkle" zu vollenden. Dasselbe erschien 1858 in 2 Bänden und führte den Titel: „Die Philosophie Herakleitos des Dunklen von Ephesos".

Alle Welt war darüber erstaunt, daß der Politiker, Agitator und Anwalt der Damen ein so gründliches und ernstes Werk, die Frucht Jahre langer Arbeit und strenger Denkthätigkeit, liefern konnte!

Der Held seiner Darstellung — der griechische Philosoph Herakleitos mit dem Beinamen: „Skoteinos" (der Dunkle, weil seine Lehre sehr unverständlich war) aus Ephesos, — lebte um 500 v. Chr. Mit der Anerkennung seiner Zeitgenossen nicht zufrieden, zog er sich grollend von den öffentlichen Geschäften zurück. Er lehrte im Geiste der dogmatischen Schule: das Feuer, als Urelement oder Grundkraft, ist selbst fortwährend thätig, in stetem Wandel, und erhält Alles in beständigem Flusse, in entgegengesetzter Bestimmung und einer strengen Nothwendigkeit. Daher ist die endliche Welt weder Gottes- noch Menschenwerk, sondern ein harmonisches Wechselspiel der Natur. Das Feuer ist das Ein und Alles, die Seele der Welt, gleichsam die Gottheit, sowie die Seelen der Menschen feurige, eingeathmete Wesen sind. Da er alles auf eine nothwendige Grundursache

zurückführte, gab es bei ihm keinen Unterschied zwischen gut und böse. Im Gegensatz zu der Eleatischen Schule, sprach er dem Begriff des Seins alle wissenschaftliche Bedeutung ab und setzte an dessen Stelle den des ewigen grund- und zwecklosen Werdens, wodurch er der Schöpfer eines kühnen speculativen philosophischen Systems wurde, welches sich seitdem in veränderten Gestalten wiederholt geltend gemacht hat.

Gerade das „Dunkle“ und Schwerverständliche des Herakleitos reizte die logische Denkkraft Lassalle's. Er sah in ihm, wie E. Plener treffend sagt, das platonische Ideal des überlegenen Genius, welcher als Verkörperung des Allgemeinen für das Volk wirkt, welcher die Vorurtheile und kleinen Interessen der Menschen verwirrt, die Scheelsucht und den Neid der Mittelmäßigen überwindet und der ein geborener Führer des Volkes ist, zur Herrschaft fähig und dazu berufen, sowie die allgemeine Vernunft siegreich über den Meinungen des gemeinen Verstandes waltet. Das war sein Ideal, die Dictatur des überlegenen Geistes, der seine bedeutende Persönlichkeit einsetzt für das gemeine Wohl. . . .

Diese Analyse verräth den Beweggrund, welcher Lassalle's Genius zu dem ihm wahlverwandten griechischen Weltweisen hingezogen! Mit Begeisterung erzählt er das Leben und Wirken seines philosophischen Helden und zergliedert mit großer Meisterschaft sein System.

Es ist freilich eine andre Frage, ob die Lassalle'sche Auslegung des alten mystischen griechischen Denkers die richtige sein dürfte; daß sie geistreich und scharfsinnig ist, muß jedoch auch von seinen Gegnern anerkannt werden. Nach seiner Auffassung bedeuten bei Heraklit die Gegensätze in der Welt nicht wirkliche Gegensätze, sondern nur die Bezeichnung für den einen großen Gegensatz zwischen Sein und Nichtsein. Die physikalischen Vorstellungen des alten griechischen Weltweisen sucht er, der Hegelianer, in metaphysische Formeln aufzulösen. Das Feuer des Heraklit z. B. ist, nach seiner Ansicht, weder das sinnliche, noch

das kosmische Feuer, sondern nur die Bewegung des Seins, rastlos in sein Gegentheil umzuschlagen; der Weltbrand ist keine Zerstörung der Welt im empirischen Sinne, sondern die Ewigkeit des Werdens. In der Ethik des Heraklits erblickt Lassalle die ewigen Grundbegriffe der Sittlichkeit, die Hingabe an das Allgemeine. Willkür und Uebermuth, Sinnlichkeit und Egoismus sind zu verdammen; der Ruhm des Menschen nach seinem Tode ist das wahre Sein. „Der Ruhm" — sagt Lassalle-Heraklit, „ist in der That das Entgegengesetzte von Allem, das Entgegengesetzte gegen die Kategorie des unmittelbaren, realen Seins überhaupt und seiner einzelnen Zwecke. Er ist Sein der Menschen in ihrem Nichtsein, eine Fortdauer im Untergang der sinnlichen Existenz selbst, er ist darum erreichte und wirklich gewordene Unendlichkeit des Menschen. . . . Wie dies der Grund ist, weshalb der Ruhm seit je die großen Seelen so mächtig ergriffen und über alle kleinen und beschränkten Zwecke hinausgehoben hatte, wie dies der Grund ist, weshalb Platen von ihm singt, daß er einst annahen kann „Hand in Hand mit dem prüfenden Todesengel", so ist es auch der Grund, weshalb Heraklit in ihm die ethische Realisirung seines speculativen Princips erblickt."

Noch ein Moment machte Heraklit dem Verfasser besonders werth; der griechische Philosoph war wie der deutsche Schwarmgeist ein Menschenverächter mit außerordentlich ausgeprägtem Selbstgefühl. Der griechische Denker hat sogar einmal das Paradoxon ausgesprochen, die Menschen „verdienten, gehenkt zu werden, da die Masse sich doch nur mäste, wie das Vieh"; ferner, daß „die Menschen schlechthin unvernünftig seien, und daß er allein wisse, während alle anderen wie im Schlafe handeln". Die Vertreibung seines Freundes Hermodoros erpreßt ihm die bittern Worte: „Den Ephesiern gebührt, wie sie erwachsen sind, Allen, erwürgt zu werden, und den Unwürdigen, die Stadt zu verlassen, da sie den Hermodoros, den trefflichsten von ihnen, vertrieben haben, sagend: bei uns soll Keiner der

Trefflichste sein; ist aber Einer ein solcher, so sei er anderswo und bei Anderen". —

Das philosophische Werk Lassalle's ist im Grunde nur eine Illustration Hegel'scher Sätze durch Heraklitische Aussprüche. Lassalle war eben Hegelianer durch und durch. Die Hegel'sche Dialektik und Spitzfindigkeit, das virtuose Spielen mit Begriffen, die scharf secirende Analyse — all' das sagte seinem vorwiegend kritischen Geiste, seinem eindringlichen Verstande ganz besonders zu. Treffend sagt Brandes in seinem Lassallebuch*) über diese Seite der Lassalle'schen Geistesrichtung: „In seiner Organisation war etwas, das ihn mächtig zu der in seiner ersten Jugend absolut siegreichen Hegel'schen Philosophie hinziehen mußte: die dialectische Anlage seiner Natur und der Drang, in den Besitz eines Schlüssels oder Dietrichs zu gelangen, mittels dessen er sich den Weg zu seinem Verständniß und Wissen verschaffen könne, welches Macht ist. Was verhieß nicht die Hegel'sche Philosophie ihren Pflegern! ... Unverkennbar verspürte der begeisterte Hegelianer Lust, einen Geist zu schildern, der ihn als ein früher Vorläufer Hegel's selbst und als ein solcher erschien, der eben wegen seiner Verwandtschaft mit dem modernen Meister unverstanden geblieben war ... Ist also die Methode, welche Lassalle bei seiner historisch-philosophischen Forschung anwendet, rein hegelianisch, so erhellt andererseits eben so deutlich, daß das Hauptinteresse an dem Gegenstande seiner Forschung für ihn darin lag, seinen großen Meister hier vorgebildet zu sehen. Wäre Hegel gegen den Schluß des 6. Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung im asiatischen Griechenland geboren, so wäre er Heraklit geworden. Von Heraklit hatte man ja schon im Alterthum bemerkt, daß er, welcher die Gegensätze als Urprincip setze, mit dem Satze des Widerspruchs nicht einverstanden sei. Heraklit hatte ja schon mit einer an Spinoza's Pantheismus erinnernden Wendung erklärt, daß „dem Gott Alles schön und

---

*) S. 24 ff.

gerecht sei, die Menschen aber das Eine als ungerecht, das Andere als gerecht angenommen haben". Und bei Heraklit schon fand sich die philosophische Neigung, welche zur Blüthezeit des Hegelianismus so vorherrschend war, bei jeder Gelegenheit dem gesunden Menschenverstande unangenehme Wahrheiten zu sagen. Lassalle bemerkt selbst: „Wenn eine moderne Philosophie sich darin gefiel, wiederholt hervorzuheben, daß scheinbar das Bekannteste und Alltäglichste, was Jedermann ganz von selbst zu wissen glaube, dennoch vielmehr gerade am wenigsten gewußt werde und von einer dem reflectirenden Verstande schlechthin unfaßbaren Natur sei, so ist es Heraklit gewesen, der als erster Verkünder einer wahrhaft speculativen und sich als solche erfaßt habenden Idee auch zuerst diesen selben Ausspruch über die Ohnmacht des unspeculativen Denkens und des subjectiven Verstandes gethan hat."" —

Bei all' seinen wissenschaftlichen Arbeiten fand Ferdinand Lassalle noch immer Muße, sich der süßen Gewohnheit des Daseins zu erfreuen und als Welt- und Lebemann in seinem Hause in der Potsdamer Straße allerliebste kleine Soupers zu veranstalten, welche sich bald großen Zuspruchs erfreuten, freilich auch der Klatschsucht so manchen Stoff lieferten. Leider war er in seiner überschäumenden Jugendlust und seinem dämonischen Wesen selbst oft sehr unvorsichtig und provocirte dadurch Skandale, welche ihn zwar populär machten, seiner moralischen Werthschätzung jedoch vielfach Eintrag thaten.

So störte er*) in einer angesehenen Berliner Familie einen Hausfreund in seiner still gemüthlichen Behäbigkeit. Dieser, ein königlicher Intendantur-Beamter F., ließ ihn fordern, welches Ansinnen er mit Hohngelächter zurückwies. Im Thiergarten überfiel ihn Tags darauf der betreffende Herr bei einem harmlosen Spaziergange. Der Angegriffene schlug mit seinem Rohrstock mit stählerner Handhabe den Angreifer mit großer Energie zurück.

*) „Zeitgenossen", S. 29 ff.

Bei der Arndt-Feier im Berliner Victoria-Theater — 1860 — saß Lassalle in einer der ersten Reihen im Parquet, als ein Engländer mit zwei Damen sich mitten in der Vorstellung an ihm und den neben ihm sitzenden Damen vorbei auf seine Plätze am Ende der Reihe drängte. Lassalle machte ihn aufmerksam, daß jene Sitze bereits von anderen Personen eingenommen wären. Ohne aber hierauf zu antworten, bestand der Engländer auf seinem Schein und den bewußten Plätzen. Die Unterhaltung wurde laut und Lassalle wehrte dem Engländer, der seine Damen, eine nach der anderen, nach ihren Plätzen geleiten wollte, endlich die Passage. Die Vorstellung wurde in Folge des Lärms und des Wortwechsels gestört und Lassalle wieder einmal Held des Tages, beziehentlich Skandals.

Bei der Säcularfeier Fichte's hielt Lassalle in der Philosophischen Gesellschaft zu Berlin eine Rede von zu großer Ausdehnung und er wurde durch das Tellergeklapper der Kellner gestört und zum Schlusse gezwungen. Die Gesellschaft der Festtheilnehmer fand die zu lange Ausdehnung taktlos, was zu einem Conflicte des Redners mit dem Historiker und preußischen Historiographen Dr. Förster führte.

Die Berliner Gesellschaft freilich machte oft aus einer Mücke einen Elefanten. Man dichtete ihm z. B. an, daß er Gönner und Freunde an seinen wöchentlichen Besuchsabenden Haschisch rauchen lasse, um sie zu betäuben und ihre Phantasien zu beobachten — ein Märchen, welches ganz und gar aus der Luft gegriffen ist und sich darauf zurückführen läßt, daß einmal in einer Gesellschaft, welcher Dohm, Pietsch u. A. beiwohnten, Haschisch geraucht wurde.

Sein auffallendes, eigenartiges, allerdings zu Ausschreitungen neigendes Wesen gab Stoff zu allerlei mehr oder minder gelungenen Bonmots; so nannte ihn eine Dame, welche ihn zum ersten Male sah: „einen in's Blonde übersetzten Mohren“; der bekannte Humorist und Feuilletonist Ernst Kossak charakterisirte ihn, einen Ausdruck Lord Byron's entlehnend, mit den Worten:

„Durch seine Seele zog sich ein Faden von Afrika“. Derselbe Gewährsmann erzählte die drastische Anecdote, daß Lassalle, als eine reizende Künstlerin seine Liebesanträge ablehnte, gedroht habe, ihr — die Nase abzubeißen! —

Eine sehr interessante und anschauliche Schilderung des häuslichen Lebens Lassalle's aus dem Jahr 1860 verdanken wir einer weiblichen Feder, Sophie Soluzeff, welche Lassalle mit ihrem Vater in Berlin besuchte. Sie schreibt u. A.:

„Er wohnte damals in einer schönen Straße, die ganz aus einer Reihe von Villen bestand, der Bellevue-Straße. Seine Wohnung war eine Mischung des verfeinerten Comforts und Dilettantismus mit strengem Gelehrtenthum; die Verkörperung des letzteren war sein Cabinet. Ein nicht großes Zimmer mit einem Arbeitstisch, bedeckt von verschiedenen Papieren und Schreibutensilien, Alles einfach, ernst und geschmackvoll. Am Tisch ein bequemer Arbeitsstuhl. Alle Wände des Zimmers bis zur Decke waren mit Regalen bedeckt, die mit Büchern, theuren Folianten, alterthümlichen Papyrus, Atlanten und dergleichen vollgepfropft waren. Hier hing auch ein nicht großes, schönes Porträt der Gräfin Hatzfeldt aus ihren Jugendjahren. Hinter diesem Cabinet befand sich ein in orientalischem Geschmack decorirtes Zimmer, mit niedrigen türkischen Divans, die mit theuren orientalischen Seidenstoffen bedeckt waren, Etagèren, Tischchen und Tabourets mit Incrustationen und angefüllt mit Rauchutensilien; luxuriöse Nargiles, theure türkische Pfeifenröhre mit enormen Bernsteinspitzen. Aus diesem Zimmer war ein Ausgang in einen kleinen Wintergarten, der mit schönen Pflanzen angefüllt war. Der Salon, zugleich auch Speisezimmer, war mit guten Bildern und seltenen Stichen geschmückt. Mehrere bekannte Statuen in Lebensgröße, unter ihnen die sehr gut ausgeführte Copie der Venus von Melos. Hier stand auch ein prachtvoller Flügel. Ein nach ausländischen Begriffen ziemlich großes Gesellschaftszimmer ging mit den Fenstern nach der Straße und war mit den theuersten Teppichen versehen, mit

schweren sammetnen Drapirungen, mit den luxuriösesten Möbeln, einer Menge von großen Spiegeln und Bronzen, großen japanischen und chinesischen Vasen. Dieses Gesellschaftszimmer gefiel mir nicht; es war zu bunt und zu sehr auf den Effect berechnet.

„Lassalle nahm uns wie Verwandte auf. Bald kam sein Vater. Letzterer war eine schöne, offene Persönlichkeit, der Typus eines sehr kräftigen und gesunden Alten, von nicht großem Wuchse, mit ganz grauem, dichtem Haar. Er blickte mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit mit seinen blauen Augen auf den Sohn. Man sah es, daß er seinen Schatz zu würdigen wußte und stolz auf ihn war. Diese ehrliche, gute Physiognomie voll Verstand machte einen sehr angenehmen Eindruck und flößte Zutrauen ein. Die Liebe zum Sohne sprach aus dem ganzen Wesen des Alten. Ich erinnere mich einer charakteristischen Phrase aus dem Gespräche des Vaters mit dem Sohne:

„Vater, was hast Du heute zu thun?“ fragte Lassalle bald nach dessen Ankunft.

„„Blos Dich zu lieben, mein Kind!““ antwortete heiter der Alte, indem er die Hand auf die Schulter des Sohnes legte. —

„Nun, das ist ausgezeichnet. So besorge eine Loge im Theater, heute wird „Lohengrin“ von Wagner gegeben, er wird selbst das Orchester dirigiren“ *).

„„Ich eile, eine Loge zu holen, ich werde bestimmt eine auftreiben““.

„ . . . Darauf kam die Gräfin Hatzfeldt. Der alte Lassalle brachte die Billets zur Loge und ging selbst, die Mutter Lassalle's zum Mittagessen abzuholen. Die Mutter war das gerade Gegentheil von ihrem Manne. So kräftig, jugendlich, frisch und beweglich der Alte war, so gebrechlich, schwach und kraftlos war seine Frau. Ein kleines, krankes Mütterchen, ganz

*) Wagner durfte in jener Zeit noch nicht nach Berlin kommen.

verschrumpft, ganz taub, blickte sie ebenso liebevoll mit ihren kleinen, zusammengekniffenen und blöden Augen auf den Sohn wie auf den Vater. Nur mit den Augen folgte sie dem Gespräch und nickte gutmüthig, zustimmend mit dem Kopfe, lächelnd, als ob sie sagen wollte: „Ich verstehe nichts von all dem, was ihr alle da so fröhlich mit einander plaudert, aber ich freue mich, daß ihr vergnügt seid“. Zuweilen zupfte sie ihren Mann am Aermel und verlangte, daß er ihr erklären solle, was um sie herum gesprochen wurde. Und es war rührend, zu sehen, wie der Alte versuchte, ihr das zu verdeutlichen, wovon die Rede war, ordentlich wie eine gute Wärterin einem kleinen Kinde. Ueberhaupt ging er sehr zärtlich und liebevoll mit ihr um; man sah, daß ihm das vollständig zur Gewohnheit geworden war. Die Hände zitterten ihr vor Schwäche — er schnitt ihr das Essen vor. Sie hatte eine lange und schwere Krankheit durchgemacht, deren Folge eine vollständige Schwäche des Organismus war. Ungeachtet dessen glänzte in ihren Augen der Ausdruck vollkommenen Glücks und der Liebe zu den zwei Wesen, die bei Tische zu ihren beiden Seiten saßen. Hätte man wohl, wenn man dieses alte Mütterchen ansah, sich vorstellen können, daß dieses schwache, gebrochene Geschöpf, welches so hilflos wie ein Kind war, sowohl den angebeteten Mann wie auch den Sohn in's Grab legen würde! Es geschah indeß also: sie überlebte Mann und Sohn.

„Die Gräfin war sehr liebenswürdig. Ihre immer verständige und sympathische Unterhaltung belebte unseren kleinen Kreis sehr; in ihrer Nähe konnte es nie uninteressant sein. . . .

„Diese Stimmung wurde auf kurze Zeit durch die Erscheinung von Lassalle's Schwager*), dem Manne seiner einzigen Schwester, unterbrochen. Diese Figur repräsentirte den Typus des reich gewordenen**) Juden, den der Firniß der

*) Sophie Soluzeff meint den oben erwähnten Ritter von Friedland.

**) Dieses Vermögen schwand später durch verfehlte Speculationen.

europäischen Civilisation noch nicht berührt hat. Der Ausdruck seines Gesichtes, seine Manieren waren grob und eckig. Seine modische, europäische Kleidung, die schwere goldene Kette und die Menge Ringe mit Edelsteinen konnten es nicht verbergen, daß er den Laden oder die Function als Agent erst unlängst verlassen haben müsse. Dieser Herr begann fast mit dem ersten Worte über Lassalle herzufallen, über dessen politische und sociale Ideen, über seine Propaganda. Zwischen ihm und Lassalle begann ein origineller Streit. Er erhitzte sich fürchterlich und warf Lassalle dessen reiche Einrichtung vor, indem er zu beweisen suchte, daß Lassalle sein ganzes Vermögen den Arbeitern überlassen und selbst in ihre Reihen treten müsse. Lassalle antwortete ruhig. Verächtlich und ironisch ihn anblickend, sagte er, daß er die Nothwendigkeit dessen nicht einsehe und daß dies eher ein schädliches Mittel sei; daß er eben an seinem Platze und vermittels seiner Umgebung mehr Nutzen bringen könne, und daß er hoffe, die Arbeiter würden es bald vollständig einsehen lernen, wie sehr ihre Arbeit von Leuten wie sein Schwager ausgebeutet werde. Ihr Streit dauerte noch eine Weile in dieser Weise fort, endlich empfahl sich Lassalle's Schwager sehr trocken, wahrscheinlich, weil er bemerkt hatte, auf wessen Seite unsere Sympathie war, eilte aus dem Kabinet, ohne sich von Lassalle zu verabschieden und fuhr davon.

„Ist er wirklich fortgefahren?“ fragte ich Lassalle, „und wird er nicht wieder zu Ihnen kommen?“

„„Er wird schon wieder kommen; solche Leute kommen immer wieder, obschon er mich gründlich haßt.““

„Bei dieser Gelegenheit erzählte uns Lassalle von ihm folgenden Vorfall.

„Ritter von Friedland hatte die Gasbeleuchtung Prags übernommen und zog dahin. Er richtete sein Haus luxuriös und elegant ein, um empfangen zu können und haschte nach Popularität unter der Prager Geburts- und Finanzaristokratie. Es gelang ihm, indem er sorgfältig seine jüdische Abstammung ver-

heimlichte, in die höheren administrativen Kreise einzudringen. Einst gab er ein Festdiner, an dem die ganze vornehme Prager Welt theilnahm. Zu diesem Diner kam zufällig der alte Lassalle. Tochter und Schwiegersohn nahmen ihn kurz vor Tische in's Gebet, damit er sich ja nicht verplaudere, daß sie Juden seien. Den Alten empörte das, aber er schwieg.

„Als sich alle an den Tisch gesetzt hatten, bat der alte Lassalle um Aufmerksamkeit, und als alles still war, fragte er laut: ob auch die Anwesenden wüßten, daß sie am Tische eines Juden säßen? „Ich halte es für meine Pflicht, mitzutheilen, daß ich ein Jude bin, daß meine Tochter eine Jüdin und daß mein Schwiegersohn ein Jude ist! Ich wünsche nicht durch einen Betrug die Ehre zu erkaufen, mit Ihnen zu speisen." Begreiflicher Weise antworteten die gebildeten Leute mit voller Liebenswürdigkeit und ließen Lassalle hoch leben. Der Schwiegersohn aber war in die äußerste Verlegenheit gebracht und konnte dem Alten diesen Einfall nicht vergessen." — So weit die Russin.

Lassalle, ein geistreicher Plauderer, konnte in der Gesellschaft sehr animirt sein und er gab dann manche interessante Episoden aus seinem Leben zum Besten. So erzählte er einmal, mit einem rheinischen Weinwirth, der, wie man zu sagen pflegt, „einen guten Stiefel vertragen konnte", um die Wette gezecht und diesen durch seine Ausdauer zu der überschwänglichen Anerkennung geführt zu haben, daß derselbe ihn als Gott Bacchos anbetete.

Sehr hübsche Erinnerungen an das Lassalle'sche Haus erzählt mir einer der Intimsten des Lassalle'schen Kreises, Reinhold Schlingmann. Mögen dieselben hier folgen:

„In den Conflictsjahren bildete die Politik oft das Gesprächsthema. Die erregten Debatten im Abgeordnetenhause belustigten Lassalle nicht wenig. Er verglich den ausgebrochenen Conflict mit einem Zank zwischen Mann und Weib; der werde nie aufhören und am nächsten Tage da wieder aufgenommen, wo er gestern abgebrochen sei. Dann wurde die Presse durchgehechelt. Manchmal las Lassalle einen jener Bernstein'schen Fest-Leid-

Artikel, wie dieser Journalist in der Volkszeitung zur Conflictszeit für das Weihnachts-, Oster- oder Pfingstfest in biblisch feierlichem Stil veröffentlichte, parodirend vor. „Keine Festesfreude!" begann er dann in weinerlichem Pathos, und so fuhr er bis zum Ende in salbungsvollem Tone fort. Er wollte sich vor Lachen ausschütten über die Zumuthung, daß das deutsche Volk nicht mehr seine Weihnachten feiern sollte, weil die Fortschrittspartei so „waschlappig" und „ohnmächtig" sei, um den Gegner niederzuwerfen.

„Es gab so manchen heiteren Abend. So entsinne ich mich, wie der sonst so unruhige Gast am Weihnachtsabend 1863 vergnügt wie ein Kind war. Es brannte da, wie in einem Christenhause, der Tannenbaum, und den Freunden wurden allerlei scherzhafte oder schöne Gaben bescheert. Große Freude machte auch in jener Zeit der Besuch der Frau Emma Herwegh, der Gattin des Dichters, einer ebenso munteren wie heldenmüthigen Dame. Eines Tages fragte ich dieselbe, wessen Bildniß das von ihr auf der Brust getragene Medaillon enthalte. Sie öffnete die Kapsel und zeigte mir das Bildniß eines schönen Mannes; es war das Porträt Orsini's, des Verschwörers und Urhebers des Bombenattentats auf Napoleon III. Man erzählte, sie habe eine stille Neigung für den Unglücklichen im Herzen getragen. Die Gräfin fügte hinzu, es sei von ihr thöricht, dem Manne nicht mehr als diese gewidmet zu haben — man berichtete, mit welcher Verschlagenheit sie Orsini's einstige Flucht aus Mantua bewerkstelligt habe. Sie selbst sagte zu mir, als sie das Bild wies: „und nun stellen Sie sich vor, was ich bei der Hinrichtung des Mannes gelitten habe". Es geschah dann und wann, daß wir Lassalle aus seiner Klause zu einem kleinen Gelage entführen wollten. Aber jedes Mal wußte es die „gute Gräfin", die sich an jedem Nachmittage einstellte und bis zum Abend, an einer Handarbeit beschäftigt, an der Unterhaltung Theil nahm, zu hintertreiben. „O, Sie wollen ausgehen, lieber Freund", hieß es dann, „was fange ich denn an?" — „Ja gute Gräfin, was

hat denn Ihre Küche für uns?“ fragte Jener. Nun, es fand sich schon immer etwas, auf das sie einladen konnte, und einen guten Tropfen barg der Keller ja auch, das Ende vom Liede war dann immer, man blieb zu Hause. Aber fröhlich ging es doch zu. Bis in die tiefe Nacht hinein sang man Volks- und Burschenlieder; Lassalle's Stimme erschallte am mächtigsten; er ersetzte dadurch das, was ihr an Wohlklang abging. Ein heiterer Tag war auch sein letzter Geburtstag, zu dem er ein großes Diner veranstaltet hatte. Er sprach an diesem Tage die Ahnung aus, daß das neue Jahr sein letztes sein werde. In seinem Einladungsbriefchen schrieb er mir: „Ich fühle immer das Bedürfniß, an diesem traurigen Tage mich durch den tröstenden Zuspruch meiner Freunde aufzurichten“.

„An anderen Abenden lud er einen engeren Kreis ein, um demselben die von ihm am Tage geschriebenen Kapitel seines „Bastiat-Schulze“ vorzulesen. Er las gern vor, stellte auch einzelne Fragen zur Berathung, behielt aber immer Recht und änderte keine Stelle, trotz aller Gegenvorstellungen. Es handelte sich beispielsweise um großsprecherische Stellen wie folgende: „Ich schreibe jede Zeile bewaffnet mit der Bildung meines ganzen Jahrhunderts“, oder „Sie liegen vor mir, ausgeweidet wie ein Hirsch, und meine Dogge hält Ihre dampfenden Eingeweide“. Alle Versuche, ihn zu Milderungen oder Streichungen solcher Stellen zu bewegen, blieben erfolglos. Die Wendungen gefielen ihm zu sehr. Auch aus seinem Drama „Sickingen“ liebte er Scenen vorzutragen und er that dies mit gewaltigem Aufwande von Lungenkraft und brach nicht bald ab. Den stillen Frieden der Gelehrtenstube störte nicht selten der Besuch eines Polizeibeamten, der wegen Confiscation von Agitationsschriften Haussuchung halten wollte. Mancher entledigte sich des Auftrags mit Höflichkeit, ein anderer zog jedoch die rauhe Polizeisaite auf. Dann brauste der Heimgesuchte auf: „Welche Ungezogenheit vom Präsidenten, mir so einen Flegel ins Haus zu schicken!“ — „Wie?“ rief der Beamte, „Sie nennen mich einen Flegel?“ und er notirte

den Ausdruck in sein Notizbuch. „Nun, so schreiben Sie noch hinzu", — hier sprach Lassalle eine Beleidigung gegen den Polizei-Präsidenten selbst aus. Die Confiscationen hatten dann vor Gericht ihr Nachspiel; so die Beschlagnahme der Schrift „An die Arbeiter Berlins", die bekanntlich zu seinem Hochverrathsprozeß, verhandelt vor dem Staatsgerichtshofe in Berlin am 12. März 1864, führte. Lassalle machte am Morgen dieses Tages sorgfältige Toilette; mit einem kleinen Champagner-Frühstück stärkte er seinen Organismus zu einer dreistündigen Rede. Als der Gerichtshof sich zur Berathung über das Urtheil zurückzog, drängten besorgte Freunde in Lassalle, sich zu entfernen. Er wies sie mit den Worten ab: „Das schickt sich nicht"".

Achtes Kapitel.

Lassalle's intimer Freundeskreis.

(Alexander von Humboldt. — August Böckh. — Varnhagen von Ense. — Ludmilla Assing — Lothar Bucher. — Georg Herwegh. — Franz Ziegler. — Franz Duncker. — Georg Prietzel. — Wilhelm Rüstow. — Aurel Holthoff. — Hans von Bülow. — Assessor G. Hiersemenzel. — Referendar Quenstedt. — J. B. von Schweitzer. — Johann Philipp Becker. — Bernhard Becker. — Eduard Willms. — Gustav Lewy. — Reinhold Schlingmann. — Gustav Schönberg. — J. B. von Hofstetten. — Candidat Alexi und Baron von Korff.)

Seine gewinnende äußere Erscheinung, seine geistreiche Unterhaltungsgabe, seine Gastfreundschaft und die Treue, womit er sich denen anschloß, welche er lieb hatte, erwarben ihm zahlreiche Freunde.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich alle Beziehungen Ferdinand Lassalle's zu der großen Schaar seiner Freunde, wenn auch nur flüchtig, berühren; hier soll nur von einigen seiner Intimsten die Rede sein, welche sehr oft in seinem Hause verkehrten, denen er mit inniger Sympathie ergeben war und welche

er in alle seine Pläne und Bestrebungen einweihte. Noch in den letzten Tagen, welche Lassalle in Berlin vor der Reise nach der Schweiz, von der es für ihn keine Wiederkehr geben sollte, zubrachte, kletterte Böckh die drei Treppen zu einem Besuch herauf, kehrte aber vor der Thür um, da er sah, daß Gesellschaft anwesend war. Der Wirth holte ihn zwar auf der Treppe ein, vermochte aber mit seinen inständigsten Bitten nicht, ihn wieder heraufzulootsen. Der alte Hellene liebte den Feuergeist und vertheidigte ihn oft gegen Angriffe mit den Worten: „man muß ihn selbst hören".

Ich habe schon oben erwähnt, daß zwischen dem jungen Mann und den beiden weltberühmten Forschern Alexander von Humboldt und August Böckh ein auf gegenseitige Verehrung gegründetes Freundschaftsverhältniß sich entwickelte. Sehr oft besuchten die Dioskuren der Wissenschaft den Philosophen und Socialisten und unterhielten sich mit ihm über die wichtigsten Probleme. Daß Lassalle lediglich der Fürsprache Humboldt's seine Rückkehr nach Berlin zu verdanken hatte, ist schon hervorgehoben worden. Am liebsten plauderte Humboldt wie Böckh mit Lassalle ganz allein, ohne Zeugen und Zuhörer. Die Bekanntschaft Humboldt's mit Lassalle hatte eigentlich Heinrich Heine in Paris vermittelt, indem dieser dem jungen Lassalle statt einer Empfehlung die folgende Karte an den berühmten Naturforscher mitgegeben:

„Dem großen Alexandros sendet die letzten Grüße der sterbende H. Heine."

Seitdem waren der greise Forscher und der junge Feuerbrand mit einander intim befreundet.

Seitdem Varnhagen von Ense Lassalle auf Empfehlung Heinrich Heine's sein Haus geöffnet, entspannen sich zwischen beiden recht freundliche Beziehungen. Kurz vorher hatte Varnhagen sich noch mit absprechenden Worten über ihn geäußert und jede Berührung mit ihm zurückgewiesen, aber bald entwickelte sich zwischen Beiden ein durchaus herzliches Verhältniß. Als man eines Tages Varnhagen darüber scherzhaft zur Rede stellte und

ihn an seine früheren Bemerkungen erinnerte, sagte er lächelnd: „Was wollen Sie? — Er hat es mir angethan, und dann halte ich ihn für einen guten Demokraten".

Als Varnhagen's Nichte Ludmilla Assing den Briefwechsel ihres berühmten Onkels behufs Herausgabe ordnete, unterstützte Lassalle sie mit Rath und That in uneigennützigster Weise, damit bekundend, daß er auch den Manen Varnhagen's eine pietätvolle Erinnerung bewahrt hatte!

Aufrichtige Freundschaft und vielfache politische Uebereinstimmung verband ihn mit dem ehemaligen Steuerverweigerer und späteren Geh. Legationsrath im auswärtigen und Reichskanzleramt, Lothar Bucher, den er nebst dem Rechtsanwalt Aurel Holthoff zu seinem Testamentsvollstrecker ernannte — der beste Beweis des großen Vertrauens, welches Lassalle in ihn setzte. R. Schlingmann berichtet mir, daß sich Bucher meist recht schweigsam verhielt, aber mit ebenso großer Innigkeit an seinem Freund hing, wie dieser an ihm, aber, obwohl von seinem Feuergeist ergriffen, doch dessen optimistischen Anschauungen in der socialen Frage meist nur skeptisch gegenüberstand.

Lassalle hatte vor Bucher keine Geheimnisse und verkehrte mit Vorliebe mit ihm; so besuchte z. B. Bucher in seiner Gesellschaft den famosen Künstlermaskenball bei Arnim, der zu jener Zeit eines solchen Zuspruchs sich erfreute, wie gegenwärtig der Juristenball und der Subscriptionsball. Wenn hier und da Meinungsverschiedenheiten zwischen Beiden zu Differenzen führten, so war Hans von Bülow gleich bei der Hand, um zu vermitteln und zu versöhnen. Ein solches durch Bülows Intervention herbeigeführtes Ereigniß wurde einst in Lassalle's Hause durch ein glanzvolles Fest gefeiert, wobei gar liebenswürdige und witzige Toaste nicht die kleinste Würze des lucullischen Mahles bildeten.

Bucher war mit Lassalle, wie Bernhard Becker mit Recht meint, durch die Feindschaft gegen die Fortschrittspartei vereinigt worden; denn weil Bucher als Londoner Correspondent der Berliner „Nationalzeitung" während des italienischen Krieges

heftig gegen die Nationalitäten-Lehre, die freilich damals von Lassalle als Grundlage der Demokratie gepriesen wurde, angekämpft hatte, verlor er nicht nur seine Correspondenz, sondern überwarf sich auch mit der liberalen Partei.

Georg Herwegh, dem Freiheitsdichter, und seiner Frau Emma schloß er sich mit besonderer Vorliebe an. Wir wissen auch, daß Lassalle am 13. August 1864, als er Genf verließ, um in Deutschland die Spuren Helenens zu verfolgen, auf dem Wege dahin in Olten — zwischen Bern und Basel — mit Georg Herwegh eine Zusammenkunft hatte. Vergebens suchte die eiserne Lerche den Freund zu beruhigen und ihn vom Duell abzurathen — Lassalle ging dem Tode entgegen*). Er schwärmte für die von Hans von Bülow componirte Arbeiterhymne Herwegh's und ließ dieselbe in seinem Hause aufführen. Lassalle zu Liebe war Georg Herwegh 1863 dem „Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein" beigetreten. Dieser schrieb jenem damals den nachstehenden, s. Z. von den Zeitungen veröffentlichten Brief:

„Lieber Lassalle! Wenn Sie wirklich glauben, daß meine Dienste dem „Allg. Deutschen Arbeiterverein" irgendwie nützlich sein können, so will ich Ihrem gegen mich geäußerten Wunsch gern entsprechen. Seit ich den „Fortschritt" am Werke sehe, habe ich schon oft Lust verspürt, unter Euch „Reactionäre" zu gehen. Ich thue es nun heute ganz entschieden, und zwar aus Uebereinstimmung sowohl mit den ökonomischen Grundsätzen, welche der Verein vertritt, wie mit dessen nächstem politischen Programm; ich thue es aus Freundschaft für Sie, aber namentlich auch aus Empörung über die Art und Weise, in welcher von unseren Gegnern im Jahre der Bildung und Bildungsvereine 1863 vor einem gebildeten Publikum ein geistiger Kampf geführt werden kann und darf. Bringen Sie gelegentlich meine

*) Vergl. meine Schrift: „Ferdinand Lassalle's Testament und Erben". Von Dr. Adolph Kohut; Großenhain und Leipzig 1889, S. 33.

Erklärung zur Kenntniß des Vereins, dem ich „Glück auf!“ zurufe. Ihr getreuer Georg Herwegh“.

Zürich, 5. Juli 1863.

Herwegh wurde in Folge dessen zum Oberbevollmächtigten des Vereins in der Schweiz ernannt, ohne jedoch dort nennenswerthe Erfolge erzielen zu können.

Mit Franz Ziegler und Franz Duncker, diesen 48er Demokraten, verknüpften ihn gleiche politische Anschauungen. Der Letztere verlegte auch die erste Auflage der Brandes'schen Schrift über Lassalle, sowie mehrere andere Werke des Agitators selbst, z. B. den „Sickingen“. Je mehr freilich dieser in die socialdemokratische Agitation sich stürzte und die liberale Partei, deren Führer Jahre lang Franz Duncker war, angriff, desto kühler wurde das Verhältniß zwischen beiden. Schließlich trat eine völlige Trennung ein, doch gestand Duncker stets willig ein, daß er seinem einstigen Freunde die Anregung und schärfere Herausarbeitung gewisser Seiten der Erkenntniß des staatlichen und socialen Lebens zu danken hatte. In der zweiten Auflage der Brandes'schen Schrift sind acht Briefe Lassalle's an Duncker abgedruckt, aus denen das freundschaftliche Verhältniß, welches einst zwischen beiden herrschte, deutlich ersichtlich ist. Was Franz Ziegler betrifft, so wandte auch er sich schließlich von Lassalle ab. Er gehörte, wie gesagt, zur alten Demokratie von 1848 und hatte bis 1863 den Standpunkt der Wahlenthaltung aufrecht erhalten. Nun aber, als einer seiner Parteigenossen nach dem anderen das starre Princip fallen ließ und, um nicht der Reaction das Feld zu überlassen, ein Mandat zum preußischen Abgeordnetenhause annahm, wollte auch er nicht länger als der letzte auf dem Isolirschemel sitzen bleiben. Eines Tages, so erzählt R. Schlingmann, trat er zu Lassalle und las ihm seine Kandidatenrede vor; Lassalle hörte sie bis zum Ende an und erwiderte sodann: „Ja, lieber Freund, warum fragen Sie mich eigentlich? Sie wissen, daß ich an dem Grundsatz fest halte, die octroyirte Verfassung als nicht zu Recht bestehend anzusehen. Wenn Sie sich auf das Dreiklassen-Wahl-

gesetz hin wählen lassen wollen, dann thuen Sie es immerhin auf Ihre eigene Verantwortung; aber Sie sagen sich damit von der Partei los. Ich halte an meinem Standpunkt fest; ich bin keine Wetterfahne!" Ziegler nannte das eine unfruchtbare Principienreiterei; er schied verknurrt und kam nicht wieder.

Lassalle wollte einst — im Februar 1863 — eine Arbeiterversicherungsgesellschaft gründen. Zu diesem Behufe arbeitete Franz Ziegler einen Statuten-Entwurf aus und dieser äußerte sich darin u. a. in folgender, für Lassalle sehr schmeichelhaften Weise: „... Jedenfalls wird der Vorsitzende auf lange Jahre eine feste Stellung haben müssen. Derselbe muß ein Kopf und eine Arbeitskraft ersten Ranges sein und würde bei seiner eminenten Stellung ein bedeutendes Honorar beziehen müssen. Seine Arbeit nimmt ihn nicht nur ganz in Anspruch, er hat auch ganz außerordentlich zu thun. Ich selbst würde bei meinem Alter dazu nicht mehr ausreichen. Wie soll ein Mann der gedachten Qualität gefunden werden, wenn er nach Jahresfrist sich außer Wirksamkeit sehen kann und sich darauf gefaßt machen muß, daß ein Intriguant sich in das zurecht gemachte Bett legt, um die Früchte seiner Arbeit zu verzehren? Alle Gesellschaften geben davon Zeugniß, daß die Gründer undankbar behandelt werden. Ich kenne für diese Stellung nur einen einzigen Menschen und das sind Sie mit Ihrer Uneigennützigkeit, Ihrem warmen Herzen für den Arbeiter und Allem, was Sie sonst auszeichnet. Ich weiß wohl, daß Sie stets frei sein wollen, aber Sie bringen so viele Opfer, daß Sie der Aufgabe Ihres Lebens, dem Interesse der Arbeiter, auch das größte und schmerzlichste Opfer bringen müssen."

Die Statuten des „Allg. Deutschen Arbeitervereins" hatte Ziegler gleichfalls zum großen Theile ausgearbeitet. Als dieselben angenommen wurden, rief Bernhard Becker entrüstet aus: „Jetzt ist die Dictatur fertig!" worauf Lassalle lächelnd antwortete: „Ganz fertig ist sie noch nicht; aber es läßt sich eine gute Dictatur daraus machen."

Dr. Georg Prietzel, Custos und Archivar der Königl. Bibliothek in Berlin, gehörte zu den Jugendfreunden und Universitätsgenossen Lassalle's. Einst sandte dieser jenem ein Kistchen Cigarren in Begleitung des nachstehenden Gedichts:

An Prietzel:

Dampfe, wenn fern ich bin, Havannah's köstliche Düfte,
Langsam behaglich empor, wie wir vereint oft gethan,
Schickst Du dem einsamen Freund auf wohlrauchgeschwängerter Wolke,
Leise und nickend den Gruß, tragen die Lüfte ihn treu.
Nichts verliert sich im All! Ihn beschleicht der Erinnerung Wehmuth,
Träumend gedenkt er der Zeit, die er mit Dir schon verlebt!
Pracht der Jugend ersteigt! Die Tage des sonnigen Glanzes,
Wo er verwegenen Muths kühn in das Leben gestürmt!
Ach, wie manche Hoffnung seitdem verblühte! — wie manche
Täuschung schnitt ihm in's Herz — stärker nur rang er empor.
Stärker nach außen — nach innen sieht keiner die Wunden!
Keiner ahnet vielleicht, wie er die Stärke erkauft!
Eines nur blieb ihm getreu in allem Wechsel der Zeiten:
Liebe Erinnerung ist's an Dein befreundetes Herz!

Georg Prietzel war ein vorzüglicher Botaniker und Verfasser eines an Foliobänden reichen Werkes: „Thesaurus plantarum". Er wurde aber rückenmarksleidend und verhielt sich deshalb im Lassalle'schen Hause noch stiller als Lothar Bucher. In eine Sophaecke zurückgelehnt, mit der hohlen Hand das Lampenlicht vom Auge abwehrend, schien er so theilnahmslos, daß bei erregten Disputationen der Wirth an ihn mit den Worten herantrat: „Prietzel, Du schläfst wohl?" Er verkehrte mit Vorliebe in Theaterkreisen, doch setzte dieser Neigung sein knappes Custodengehalt an der Königlichen Bibliothek enge Grenzen.

Wilhelm Rüstow, eidgenössischer Oberst, Militärschriftsteller und Revolutionär, kam zuweilen aus der Schweiz herüber, um Lassalle zu besuchen. Der Radikalismus Rüstow's imponirte seinem Freunde sehr. Bekanntlich spielte er in Lassalle's Duellaffaire eine hervorragende Rolle, indem er einer der Sekundanten im Zweikampfe mit Janko von Rakowitz war.

An Rüstow, welcher alles aufgeboten hatte, um Helene wieder in die Arme Ferdinands zurückzuführen, hatte Lassalle jene tief traurigen Worte vor der Katastrophe, welche bereits von seiner grenzenlosen Verzweiflung sprechen und ihn moralisch gebrochen erscheinen lassen, geschrieben: „Wenn dieses Weib von mir läßt, für das ich so namenlos leide, so ist Alles geschändet, was Mensch heißt! Ein Felsenherz, das so liebt, so treu aushält wie das meinige, so zu zerreißen! ... Gehe ich jetzt zu Grunde, so ist es nicht mehr an der brutalen Gewalt, die ich gebrochen habe, sondern an dem grenzenlosen Verrath, an dem unerhörtesten Wankelmuth und Leichtsinn eines Weibes, das ich weit über alles Maß des Erlaubten hinaus liebe! ... Ich Unglücklicher, ich hätte nicht verdient, auf eine so Unwürdige zu treffen!“

Sehr lehrreich und drastisch sind die Briefe, welche vor dem Zweikampf zwischen den Beiden gewechselt wurden und auf welche wir noch weiter unten zurückkommen werden. Rüstow bewährte sich stets als Freund Lassalle's. In seiner derb-soldatischen Weise rieth der schweizerische Oberst stets: „Mit Güte ist gewiß nichts zu machen: Haben und Besitzen muß die Parole sein“ — „Deine theoretisch s. g. Sache müßtest Du in aller Reellität zu Deiner Sache machen, um sicher zu sein“ und dergleichen mehr — echt mephistophelisch, wie man sieht, zeigt sich Rüstow Faust-Lassalle gegenüber, nur daß Helene allerdings kein — Gretchen war!

Aurel Holthoff, einst einer der schneidigsten und gesuchtesten Rechtsanwälte Berlins, war gleichfalls ein Gesinnungsgenosse Lassalle's, den er in zahlreichen Prozessen mit mehr oder weniger Erfolg vertheidigte. Gleich Bucher, wurde auch er von Lassalle zum Testamentsvollstrecker ernannt und hatte in dieser Eigenschaft mit den Erben Lassalle's so manchen harten Strauß auszufechten. Wie Wilhelm Rüstow, so endete auch er durch Selbstmord!

Ganz anders dachte Holthoff über den Charakter Helenens

als Rüstow; er bestärkte Lassalle in der Anschauung, als ob der „Rothfuchs" unter dem Zwang ihrer Eltern handle. Er schrieb ihm daher vor der Katastrophe in diesem Sinne, indem er meinte: „Was soll das arme Kind der rohen Gewalt gegenüber thun, als nachgeben, mit der Reservation, die Fesseln abzuschütteln, so wie der Moment gekommen ist, und er wird kommen ... Möglich ist es immerhin, daß sie sich in einen wahren Taumel der Kindesliebe hat hineinschrecken lassen."

Auch schrieb er ihm, einige Tage vor dem Tode Lassalle's, die prophetischen Worte: „Sie sind Mann genug, sich zur Wehr zu setzen und Sieger zu bleiben. Wäre es nicht anders, mit verstümmelten Gliedern!

Für Hans von Bülow hegte Lassalle große Verehrung, wie dies der zwischen beiden geführte Briefwechsel*) beweist. Mag aus der Fülle desselben nur die nachstehende Bemerkung Lassalle's aus einem Briefe an den Tonkünstler mitgetheilt werden: „Es ist mir unmöglich, den Tag abzuwarten, um Ihnen meine Bewunderung Ihrer Uhlandcomposition (Ballade, des „Sängers Fluch") auszudrücken! .. Die Bewunderung eines Laien wie ich kann Ihnen von keinem Werthe sein; aber mir war es ein Bedürfniß, sie auszusprechen, und vergeblich jagte ich gestern den ganzen Tag nach einer freien Minute, um diese Zeilen zu schreiben".

Lassalle nennt Bülow „einen Pulverthurm, der sich gleich immer vor Explosionen wahren muß", während der Componist ihm die Bezeichnung: „Amphitryo der Zukunft" giebt.

Bei der Uebersendung der Satire gegen Julian Schmidt schreibt Lassalle an Bülow: „Ich habe etwas geschrieben, worüber Sie sich halb todt lachen werden, obwohl es nur eine ganze Kleinigkeit. War gerade bei Laune! Einem meiner Verehrer

*) „Briefe an Hans von Bülow von Ferdinand Lassalle". Dresden und Leipzig 1885.

schlitze ich morgen mit einem Stoß den Bauch auf. Ich glaube, die Anderen werden mich eine Zeit in Ruhe lassen".

Einmal ruft er entzückt aus: „Was es reizend ist, lieber Bülow, Sie zum Freund zu haben!"

Nach dem Tode seines Vaters richtete Lassalle an seinen Freund die nachfolgenden wehmüthigen Zeilen:

„Seit gestern bin ich wieder von Breslau zurück, wo ich den härtesten Schlag erleiden sollte, den das Schicksal mir überhaupt jemals zufügen kann. Man lebt Alles nieder, lieber Freund, aber man lebt sich eben stumpf und wird gleichgültig gegen sich selbst. Lassen Sie sich recht bald bei mir sehen. Es ist mir jetzt so gut, mich im Gespräch zu vergessen und in der Theilnahme an Anderen die Apathie zu überwinden, die sich meiner in Bezug auf mich selbst bemächtigt".

Erwähnt sei auch, daß Bülow bei der Gründung des „Allgemeinen Deutschen Arbeiter-Vereins" in Leipzig zugegen war.

Einst schenkte ihm Bülow Wagner's: „Ring der Nibelungen", worüber der Empfänger dem Spender ganz entzückt schrieb: „Wie groß meine Bibliothek ist und so sehr mir viele Bücher derselben an's Herz gewachsen, so wird das rothe Buch, gebunden in meine Farbe, gezeichnet mit meinem Namen, das Sie mir schenkten, sowohl seines Inhalts willen, als wegen des großen Beweises von Liebe, den es darstellt, mir stets einer der theuersten Schätze meiner Bibliothek sein."

Aus den Briefen Lassalle's an Bülow erfahren wir auch, daß Lassalle ein großer Verehrer Richard Wagner's war, obschon die Musik zu den schwachen Seiten des Agitators gehörte. „Alles, was Sie mir von Wagner schreiben", bemerkt Lassalle einmal, „interessirt mich sehr. Wenn es möglich ist, werde ich sehen, der Aufführung des „Lohengrin" in Frankfurt vielleicht beiwohnen zu können."

In seiner Affaire mit Helene v. Dönniges bat Lassalle seinen Freund Bülow, Richard Wagner zu veranlassen, den König Ludwig von Bayern zu einer Intervention bei dem bayrischen

Gesandten von Dönniges zu bewegen. Er schreibt ihm u. A.: „... Die Hauptsache ist, daß mir Wagner irgend eine Hilfe beim König erwirkt, welche noch eintrifft, während unsere Verhandlungen in Genf auf Grund der S'schen*) démarche fortdauern — denn nach dem unglücklichen Ausgang dieser Verhandlungen, die aber jedenfalls wohl mehrere Tage dauern werden, ist die Sache nur noch schlimmer und schwieriger geworden — da also hier das „bis dat, qui cito dat“ zutrifft und ein Hauptgesichtspunkt der sein muß, daß irgend ein Schritt des Königs für mich noch während der Unterhandlungen in Genf eintrifft, so lege ich das in Wagner's Hand, welchen Schritt des Königs zu erwirken er für am wirksamsten, zweckdienlichsten und sichersten, sowie für am ehesten möglich hält. Da also Wagner in der Lage sein wird, dem König seine Mittheilungen irgendwie belegen oder detailliren zu wollen, so füge ich zu diesem Zwecke hier kürzere Auszüge der zwei Briefe Helenens an mich und an die Arson**) bei. Erst Discretion zu empfehlen, wäre überflüssig. Aus dem einen Briefe — falls ich ihn so weit abschreibe — ersehen Sie, daß sich Helene schon weidlich in Wagner's Nibelungendichtung hineingelebt hatte. Ich nannte sie „Brunhilde“, theils wegen ihrer der Vorstellung einer solchen wirklich entsprechenden Erscheinung, theils weil Siegmund die Brunhilde aus der „wabernden Lohe“ holte und ich Helenen wenigstens aus Wabern holen sollte. Aber ich ärgere mich jetzt, daß ich sie so nannte! Siegfried bekam die Brunhilde ja nicht, und sie sind unvermählt nach Hel und Walhalla gefahren. Man sollte keine Unglück verkündenden Vorzeichen nehmen! Wagner wird verzeihen und begreifen, daß ich ihm nicht selbst schreibe. Ich bin nicht in der Stimmung, nicht in der Mög-

*) Herr v. Schrenk, der bayrische Minister des Auswärtigen, der sich der Lassalle'schen Angelegenheiten sehr warm angenommen hatte, so daß Lassalle begeistert ausrief: „Er hat wirklich ein warmes Herz für einen Minister der auswärtigen Angelegenheiten!“

**) Eine Freundin Helenens in Wabern.

lichkeit, einen geordneten, anständigen Brief schreiben zu können. Bei einem alten Freunde, wie Sie, kann ich mich gehen lassen! ... Jedenfalls erwarte ich vom Grundgütigen — mein Grundgütiger ist nämlich W. selbst — noch gleich von Hohenschwangau aus briefliche und telegraphische Mittheilung, ob und was Wagner für mich gethan."

Bevor jedoch Wagner noch interveniren konnte, erfolgte das Duell und der Tod Lassalle's! ..

Gleich nach dem Tode Lassalle's im Duell schrieb die Gräfin Hatzfeldt einen leidenschaftlichen Brief an Bülow, den Bojaren von Rakowitz betreffend. Indem sie ihm mittheilt, daß Rakowitz sich unter falschem Namen im Hotel de Bavière in München aufhalte, fährt sie fort: „Ich habe auf Lassalle's todten Körper den Schwur geleistet, daß ihm Rache werden soll, und ich muß ihn halten. Können Sie mir einen guten Rath geben, was irgend noch durch Telegramme nach München zu thun wäre? Kennen Sie Jemand dort, an den man sich wenden könnte, damit die Verhaftung vorsichtig, schnell und sicher stattfinde? Ich weiß ja, wie sehr Sie Antheil nehmen an Allem, was Lassalle betrifft, und nicht zu Denen gehören, für die mit dem Tode Alles abgemacht".

Mit dem Assessor Hiersemenzel, einem bedeutenden Rechtsgelehrten, der wegen seiner liberalen Gesinnungen lange Zurücksetzung in seiner Richterlaufbahn erdulden mußte — welches Schicksal er, nebenbei gesagt, mit Eduard Lasker theilte — gerieth Lassalle später in unheilbares Zerwürfniß, aus Gründen, welche sich aller Erörterung entziehen. Es kann nur angedeutet werden, daß eine Frau im Spiele war.

Referendar Quenstadt — später Berliner Rechtsanwalt und gegenwärtig Director der Actiengesellschaft Centralhôtel — suchte den Lassalle'schen Kreis auf, als er sich nach dem Studium von Lassalle's Werk: „System der erworbenen Rechte" von dem scharfsinnigen Geiste des Verfassers angezogen fühlte.

J. B. von Schweitzer und der schweizerische Oberst

Johann Philipp Becker standen auf denselben politischen und socialen Grundlagen gleich ihm. Ersterer war ja auch Jahre hindurch Präsident des von Lassalle gegründeten „Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins“, bis er eines Tages der Herrlichkeit der Präsidentschaft überdrüssig wurde und unter die — Lustspieldichter ging. Auf dem Felde des Dramas erzielte er allerdings mehr Erfolge als auf dem des öffentlichen Lebens. Schweitzer hatte Lassalle u. A. den Roman: „Lucinde, oder Kapital und Arbeit“ gewidmet.

Bernhard Becker, den Lassalle zu seinem Nachfolger in der Präsidentschaft des „Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins“ ernannte, wurde später sein ergrimmter Gegner und schloß sich der Marx-Liebknecht-Bebel'schen Richtung der Socialdemokratie an. Seine Schriften über die Lassalle'sche Agitation sind daher mehr erbitterte Parteischriften, als sachliche Geschichtswerke.

Eduard Willms, seines Zeichens Schwertfeger, war längere Zeit Lassalle's Privatsecretär und verstand es als solcher so sehr das Vertrauen seines Chefs zu gewinnen, daß dieser ihn, wie wir weiter unten sehen werden, in seinem Testamente mit einem Legate bedachte.

Gustav Lewy zählte zu den fanatischesten Anhängern seines Herrn und Meisters und machte namentlich in der Rheinprovinz für ihn rege Propaganda. Lassalle stand mit ihm in eifrigem Briefwechsel.

Der Verlagsbuchhändler und Schriftsteller Reinhold Schlingmann, welcher die Freundlichkeit hatte, mir mehrere schätzenswerthe Beiträge für dieses Buch zu liefern und der mit dem Jahre 1874 zur journalistischen Laufbahn übertrat und seit jener Zeit Redactions-Mitglied sehr verbreiteter Berliner Zeitungen ist, stand mit Lassalle auf vertrautem Fuße und verkehrte viel in dessen Hause. Er verlegte mehrere Schriften Lassalle's und aus den geschäftlichen Beziehungen mit ihm entsprang ein warmes Freundschaftsverhältniß. Einmal sagte ihm

Lassalle, als auf sein „System der erworbenen Rechte“ die Rede kam: „Zwei Jahre hindurch habe ich kaum etwas Anderes im Sinne gehabt, als die Gedankenketten und Schlüsse dieses Ideenkreises; ich bin mit ihnen zu Bette gegangen und mit ihnen aufgestanden, sie haben mich bei Tische beschäftigt und in Gesellschaft; wo ich ging und stand, lag ich im Bann dieses Themas“.

Aus den Erinnerungen Schlingmann's an Lassalle sei noch Nachstehendes mitgetheilt:

„Ein kleines Festgelage, welches die Freunde Lassalle ihm zu Ehren nach dem glücklichen Ausgang seines Hochverrathsprozesses im April 1864 veranstalteten, mag wohl sein letzter froher Abend in Berlin gewesen sein. Es folgte dann seine Agitationsreise an den Rhein, seine Cur in Ems, eine Prozeßverhandlung in Düsseldorf am 27. Juni und dann zog in Rigi-Kaltbad die schwarze Wetterwolke auf, in deren unheilvollem Dunst sich der Dämon Helene barg. In Ems und am Rhein hatte Lassalle die ganze Schwere der Last, welche ihm die socialdemokratische Agitation auferlegte, gefühlt. Auf unserer gemeinschaftlichen Fahrt von Ems nach Düsseldorf sprach er häufig die Sehnsucht aus, ihrer ledig zu werden. Schreiberei und nichts als Schreiberei! Reden halten und nichts als Reden halten! Sein Arbeitszimmer in Ems sah aus, wie eine Papierhölle. Und in einem Briefe aus jener Zeit schloß er: „Todt vor Abstrampelung!“

„Noch ein Postscriptum möge hier Erwähnung finden: „Die schleswig-holsteinsche Sache entwickelt sich sehr fatal!“ — so heißt es da. Kein Wunder, daß ihm, der einen Keil zwischen das Königthum und die Volksvertretung einschlagen und dazu von der Versumpfung des Conflicts Nutzen ziehen wollte, ein Blitzableiter, wie ein Krieg, nicht eben willkommen war.

„Mit diesem Brief brechen meine Erinnerungen an den Freund ab. Es war mir erspart, ihn in der Rolle des rasenden Roland zu sehen, der sich in Liebesleidenschaft und Zorn, nicht den Willen Anderer beugen zu können, verzehrte, und in Seufzern und Thränen nach einer Angelika, die sich wechselweise innerhalb

weniger Wochen zweimal verlobte und zweimal entlobte. Später, nach dem Tode des ersten ihrer drei Männer, als sie mit dem stolzen Namen: „La princesse Helene de Racovitza Ghika, née de Dönniges“, gedruckt auf umfangreicher, schwarz umrahmter Visitenkarte, Trauervisiten erwiderte, trug sie stets die Bildnisse der beiden Todten mit sich, wies sie vor und fügte hinzu: „Ich habe sie eigentlich Beide geliebt! Den einen aber habe ich doch sehr geliebt!“ Damit wies sie auf das Bild Desjenigen, den sie nicht geheirathet!“

Der Assessor Dr. Gustav Schönberg — gegenwärtig Professor der Volkswirthschaft an der Universität Tübingen —, der frühere bairische Officier J. B. von Hofstetten, der Candidat und spätere Oberlehrer Alexi in Neuruppin — gegenwärtig Gymnasialdirector im Elsaß — und der Dragonerrittmeister Baron von Korff gehörten gleichfalls zu den eifrigen Freunden Lassalle's. Hofstetten und einige seiner Intimsten waren fast immer um ihn, begleiteten ihn in die Volks- und Wahlversammlungen, machten für ihn nach Kräften Propaganda und wären allezeit bereit gewesen, für ihn ihr Leben zu opfern. Hofstetten opferte vorläufig für Lassalle bezw. die Socialdemokratie sein und seiner Gattin, einer geb. Gräfin Strachwitz, bedeutendes Vermögen und verarmte später gänzlich. Seine Frau entfloh den Nahrungssorgen, ging nach Paris, wo sie bei der Belagerung 1870 als Deutsche ausgewiesen wurde.

Neben den hier Genannten unterhielt Lassalle auch einen sehr regen Briefwechsel mit Heine, Freiligrath, Marx, Rodbertus, Herwegh, Wuttke, Garibaldi, Mazzini und Anderen, und es ist lebhaft zu bedauern, daß nur ein kaum nennenswerther Bruchtheil dieser Briefe bisher veröffentlicht worden ist. Von den bekannt gewordenen Zuschriften sei hier nur diejenige an Ferdinand Freiligrath über sein Drama „Franz von Sickingen“ mitgetheilt. Es heißt dort u. A.: „... Was ich wollte, war, jenen gewaltigen culturhistorischen Prozeß, auf dessen Resultaten unsere ganze Wirklichkeit lebt, der aber nur noch den Gelehrten bekannt, vom Volke dagegen bis auf einige

Stichworte, die noch immer eine traditionelle Wirkung auf es ausüben und die Flamme seines Bewußtseins zum Aufflackern bringen, vergessen ist, zum innern bewußten Gemeingut des Volkes zu machen. Ich wollte, wenn möglich, diesen culturhistorischen Prozeß noch einmal in bewährter Erkenntniß und leidenschaftlicher Ergreifung durch die Adern alles Volkes jagen. Die Macht, einen solchen Zweck zu erreichen, ist nur der Poesie gegeben — und darum entschloß ich mich zu diesem Drama".

Neuntes Kapitel.

Lassalle's dramatische, rechtsphilosophische, politische und polemische Schriften.

(„Franz von Sickingen." — „Das System der erworbenen Rechte." — „Der italienische Krieg und die Aufgabe Preußens." — „Fichte's politisches Vermächtniß und die neueste Gegenwart." — „Die Philosophie Fichte's und die Bedeutung des deutschen Volksgeistes." — „Herr Julian Schmidt, der Literarhistoriker.")

In Berlin entfaltete Lassalle, trotz seiner gesellschaftlichen Verpflichtungen und lebemännischen Zerstreuungen, eine rege literarische Thätigkeit. Er hatte sich durch seinen „Herakleitos" einen Namen als Philosoph und Denker gemacht, er strebte aber auch nach dem Lorbeer des Dichters, obschon seine ganze polemisch-kritische Natur für Poesie wenig Raum ließ.

Er vollendete 1858 sein historisches Drama: „Franz von Sickingen", welches die Geisteskämpfe der Zeit Ulrich's von Hutten und das kraftvolle Eingreifen des Letzteren in diese Kämpfe in lebendiger Gestaltung dem Volke vorführen sollte. Es war ein echtes und rechtes Tendenzdrama, wie wir dies aus der eben mitgetheilten Charakteristik des Dichters selbst in dem Briefe an Ferdinand Freiligrath wissen.

Gewiß ist die Absicht des Dichters eine löbliche; die Gesinnung, welche aus „Franz von Sickingen“ spricht, eine edle, aber mit Gesinnungstüchtigkeit und glänzenden Monologen allein kann man noch kein lebenskräftiges Bühnenstück schreiben. Lassalle sah dies zwei Jahre darauf selbst ein, denn er schreibt in merkwürdiger Selbsterkenntniß an Freiligrath u. a.: „... Die Phantasie des Dichters geht mir eben ab. Dies da habe ich weit mehr mit revolutionärer Actionskraft als mit dichterischer Begabung fertig gebracht, und jedes Drama, das ich schreiben könnte, würde immer wieder dieses Eine unter anderen Formen und Namen sein“.

Eine Agitationsschrift in dichterischem Gewande ist „Franz von Sickingen“ und kein Drama! Von diesem Cardinalfehler abgesehen, enthält das Werk eine Fülle kühner, genialer Gedanken und ist trotz all' seiner Schwächen und Fehler in ästhetischer und formeller Beziehung in hohem Grade beachtenswerth durch die deutsch-nationale Gesinnung des Dichters, der sich hier als begeisterter Anhänger des deutschen Einheitsstaates zeigt.

Der Einfluß David Friedrich Strauß' ist in diesem Werke unverkennbar. Der Verfasser hat die Ideen dieses rationalistischen Theologen und Forschers über jene Zeitepoche der reformatorischen Bewegung bestens benutzt und eine glühende Begeisterung für Gewissens- und Glaubensfreiheit bekunden alle Blätter dieses Tendenzschauspiels. Um eine Probe des leidenschaftlichen Pathos zu geben, welcher das Ganze durchweht, mag nur die nachstehende Stelle mitgetheilt werden. Hier schildert Ulrich von Hutten das Wüthen der „finsteren Glaubenstyrannei“, als die festgeschlossene Phalanx der Dunkelmänner wider die neu erwachte Wissenschaft aufstand, und Köln, die „deutsche Residenz der Priestertücke“, Reuchlin und seine Schriften verketzerte. Man höre:

Ich wußte jetzt, wozu ich ward geboren,
Wozu so hart gehämmert in des Unglücks Esse!

Wie sich in's Meer die Woge tosend stürzt,
Wie Brandung von dem Ufer widerschlägt,
So stürze ich mich flammensprühenden Auges,
Zitternd vor Leidenschaft, vor Wollust rasend,
Kopfüber in den ungeheuren Streit.
Des Zornes Axt, des Spottes Stachelkeule
Schwang ich zermalmend auf der Gegner Haupt,
Unter Europa's lautem Beifallsklatschen
In seines schallenden Gelächters Wucht
Ihr Jammerdasein auf der Parodie
Schaubühne an den offnen Pranger schlagend.
Doch eine Welt von Haß erzeugt' ich mir,
Die mit mir ringt, der ich entgegen ringe,
Auf Tod und Leben, Brust an Brust gedrängt! —

Lassalle war jedoch keine poetische, keine literarische Natur — ihm war es überall um einen zu erreichenden Zweck, um greifbare Erfolge zu thun. Deshalb erschienen ihm rechtsphilosophische und politische Schriften das geeignetste Mittel, die Massen aufzuklären, Reformen herbeizuführen und zur Macht zu gelangen.

Wie er in seiner Kölner Assissenrede und in „Franz von Sickingen" als begeisterter Herold des Rechts sich bewiesen, so zeigt er sich in seinem 1860 in 2 Bänden erschienenen Hauptwerk: „Das System der erworbenen Rechte, eine Versöhnung des positiven Rechts und der Rechtsphilosophie" als der wissenschaftliche Vertheidiger des Rechtsstaats, d. h. des Rechtsstaats, wie er ihn verstand, fußend auf radicalen politischen Grundsäulen. In einem eingehenden Briefe an seinen Freund Franz Duncker hat er sich über die leitenden Ideen seines Lebensbuches in klarer Weise geäußert. Er habe, so sagt er, nicht nur eine gesammte Theorie der erworbenen Rechte geschrieben, sondern auch das Erbrecht, vor allem das römische Erbrecht, ganz und speciell entwickelt und gezeigt, daß noch Niemand — weder Böcking noch Savigny oder Gans — die geringste Ahnung davon gehabt habe. Ferner sei von ihm der Geist des römischen Rechts überhaupt und endlich die wahre welthisto-

rische Bedeutung des römischen Volksgeistes selbst dargestellt worden. Für ihn habe es sich darum gehandelt, die Scheidewand zwischen positivem und Naturrecht einzurennen. Das ließ sich aber nur erreichen, indem sich der Verfasser auf das Detaillirteste auf das positive Recht, auf alle advocatorische Casuistik der Fälle einließ, zeigend, daß gerade bei den empirischen Juristen die Abstraction wohne und umgekehrt, daß nur der Gedanke, wenn er wahrhaft gehandhabt werde, die Kraft habe, das Empirische zu durchdringen und zu entscheiden.

Wenn Lassalle die Prophezeiung wagte, daß das Werk „epochemachend" wirken werde, so hat er im Großen und Ganzen Recht behalten. Das „System der erworbenen Rechte" erregte gleich bei seinem Erscheinen das größte Aufsehen, denn was hier über die Theorie der erworbenen Rechte sowie über das Wesen des römischen und germanischen Erbrechts gesagt wurde, zeichnete sich so sehr durch verblüffend originelle Ideen und Kühnheit der Sprache aus, daß kein Gebildeter diese literarische Erscheinung unbeachtet lassen konnte; trotz alledem hat die Schrift sich keinen dauernden Platz in der juristischen Literatur zu behaupten gewußt, und zwar weil, wie E. Plener mit Recht ausführt, einerseits der Subjectivismus der Junghegelianer hier förmlich vergöttert wird und andererseits eine gar zu große positive Selbstüberhebung sich kundgiebt. Die Sprache ist häufig anmaßend und voll übermüthigen Selbstbewußtseins. Allerdings hat auch die philosophische Methode selbst unsere Juristen, die alle in der historischen Schule aufgewachsen sind und mühsame Detailforschung und Quellenkritik am höchsten stellen, abgeschreckt. Sie wittern gleich einen Rückfall in das alte Naturrecht.

Die Aufgabe, welche sich Lassalle im „System der erworbenen Rechte" gestellt hat, ist politisch-socialer Art — der Agitator der späteren Jahre zeigt hier schon seine Tatzen. „Was ist das", sagt er im Vorwort, „das den innersten Grund unserer politischen und socialen Kämpfe bildet? Der Begriff des er-

worbenen Rechts ist wieder einmal streitig geworden. Im Juristischen, Politischen und Oekonomischen ist der Begriff des erworbenen Rechts der treibende Springquell aller weiteren Gestaltung, und wo sich das Juristische als das Privatrechtliche völlig von dem Politischen loszulösen scheint, da ist es noch viel politischer als das Politische selbst, denn da ist es das sociale Element".

Mit einem geradezu staunenswerthen Aufwand von Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Dialektik sucht nun der Verfasser den Satz zu beweisen, daß alles Recht sich historisch bei verschiedenen Völkern und unter verschiedenen socialen Verhältnissen entwickle. Die einzelnen Rechtsinstitute seien nur historische Kategorien, nur der Ausdruck des geistigen Inhalts der verschiedenen historischen Volksgeister und Zeitperioden; aber nicht nur einzelne Institutionen, sondern auch die Anschauungen der Menschen über das Recht seien der historischen Entwickelung unterworfen, das Naturrecht selbst sei „historisches Recht, eine Kategorie historischer Natur und Entwickelung, denn der Geist selbst sei nur ein Werden in der Historie". Die alleinige Quelle des Rechts sei das gemeinsame Bewußtsein des ganzen Volkes, der allgemeine Geist.

Ein „jakobinischer Hauch" weht durch diese Schrift, denn die Ausgangspunkte derselben bilden die Decrete der Nacht vom 4. August 1789, durch welche die Constituante in Paris das Feudalsystem aufhob — eine solche radical-revolutionäre Lösung des Eigenthumsrechts mußte auf die besitzenden Klassen freilich abschreckend wirken!

Der Socialist, der gelehrige Schüler von Marx, verräth sich in der Forderung, daß es kein Recht auf Ausbeutung geben und daß die Arbeitskraft emancipirt, d. h. außer dem Eigenthum der Capitalisten gesetzt werden soll. Er meint nämlich, daß Europa in socialer Beziehung vor der Frage stehe, „ob die freie Bethätigung und Entwickelung der Arbeitskraft ausschließliches Privateigenthum des Besitzers von Arbeitssubstrat

und Arbeits-Verhältniß (Capital) sein und ob folgeweise dem Unternehmer als solchem und, abgesehen von der Remuneration seiner etwaigen geistigen Arbeit, ein Eigenthum an fremdem Arbeitswerthe (Capitalgewinn, Capitalprofit, der sich bildet durch die Differenz zwischen dem Verkaufspreis des Products und der Summe der Löhne und Vergütungen sämmtlicher auch geistiger Arbeiten, die in irgend welcher Weise zum Zustandekommen der Producte beigetragen haben) zustehen solle".

Es ist für Lassalle bezeichnend, daß er das moderne Erbrecht nicht zum Gegenstand seiner Kritik und Angriffe gemacht hat. Er schließt die Entwickelung des modernen Erbrechts mit der neueren französischen Gesetzgebung, auch hat er später bei seiner socialistischen Agitation nie die Institutionen des Erbrechts in Frage gestellt. Er hatte also, wie man sieht, doch eine gewisse Scheu, die letzten Consequenzen seiner Theorie zu ziehen! —

Die deutsch-nationale Gesinnung, welche Lassalle im „Franz von Sickingen" bekundete, tritt noch deutlicher in der während des italienischen Krieges erschienenen Broschüre: „Der italienische Krieg und die Aufgabe Preußens" — Berlin, 1859 — zu Tage. Er billigt hier zwar die Neutralität Preußens Frankreich gegenüber, räth aber, Preußen solle den günstigen Augenblick der Beschäftigung seiner Gegner benutzen, gegen Dänemark vorgehen, um Schleswig-Holstein zu erobern, den Dualismus in Deutschland beseitigen und die deutschen Stämme mit Ausschluß Oesterreichs unter einer nationalen demokratischen Regierung einigen; dasselbe geschieht auch in anderen Flugschriften, wie: „Fichte's politisches Vermächtniß und die neueste Gegenwart" — in Walesrode's: „Demokratische Studien", Hamburg, 1860 — und in seiner Festrede auf Fichte, 19. Mai 1862, betitelt: „Die Philosophie Fichte's und die Bedeutung des deutschen Volksgeistes" (Berlin, 1862), in denen er als die höchste und wichtigste Aufgabe der Gegenwart die Herstellung

eines deutschen Einheitsstaates unter Preußens Führung bezeichnete und die Frage der Freiheit hinter die der Einheit stellte.

Das Programm, welches er für die deutsche Politik aufstellte, ist, wie man weiß, fast buchstäblich in Erfüllung gegangen. Er zeigte hier einen geradezu bewunderungswürdigen Seherblick. Als der Friede von Villafranca geschlossen war, unternahm Lassalle eine Reise nach Italien und verweilte mehrere Tage bei Garibaldi auf Caprera; er soll diesen, wie Brandes*) wissen will, haben bewegen wollen, einen Freischaarenzug gegen Oesterreich zu unternehmen, um auf diesem Wege die Einheit Deutschlands herbeizuführen. Für sein eigenes Land etwas so Großes zu vollbringen, wie Garibaldi für sein Vaterland vollbracht hatte, hat — seltsam genug! — vielleicht in sanguinischen Augenblicken zu Lassalle's Zukunftsträumen gehört! —

Er befand sich damals in recht übermüthiger Stimmung — eine Frucht seiner dämonisch-heiteren Laune war das Pamphlet gegen den Literarhistoriker Julian Schmidt, dessen Literaturgeschichte er unter dem Titel: „Herr Julian Schmidt, der Literarhistoriker“ (Berlin, 1862) in schonungsloser Weise angriff. Zu dieser Satire hatte auch sein Freund Lothar Bucher als „Setzerweib“ Beiträge geliefert. Im Grunde war sein Angriff gegen den Politiker Julian Schmidt gerichtet, wenn auch der Angriffspunkt von der literarischen Flanke erfolgte. Die altliberale Partei hatte nämlich J. Schmidt aus Leipzig, wo derselbe in Gemeinschaft mit Gustav Freytag die Redaction der „Grenzboten“ leitete, nach Berlin berufen, um ihn an die Spitze einer neu gegründeten politischen Zeitung zu stellen. Den Politiker dieser Partei wollte er in seiner ganzen Hohlheit bloßstellen.

Man kann nicht behaupten, daß diese Flugschrift Ferdinand Lassalle zur Ehre gereicht hätte. Ist er auch in allen seinen Schriften von großer — sagen wir — Ungenirtheit, so über-

*) „Ferdinand Lassalle“, von Georg Brandes, S. 82.

steigt hier die Injurienfluth das Maß des Schicklichen und Anständigen. Der Ton war ein roher, geschmackloser und verletzender und die Wirkung daher eine verfehlte, obschon das Bestreben Lassalle's, die Geistesheroen Schiller, Fichte und Hegel gegen die Angriffe Julian Schmidt's zu vertheidigen, ein anerkennenswerthes war.

Es hieß, Julian Schmidt habe Lassalle gefordert, aber das Gerücht fand keine Bestätigung. Eine allerliebste Anecdote bezüglich der beiden Forscher mag hier ihren Platz finden.

Zwei Jahre nach dem Erscheinen des Pamphlets fuhren am Ufer des Vierwaldstädter-See's ein Herr und eine Dame, ein Touristenpaar aus Norddeutschland, in eifrigem Gespräch. Zu ihnen gesellte sich ein Herr, der sich bald an der Conversation betheiligte und den Touristen ebenso gefiel, wie das Ehepaar ihm zusagte. Geistreiche Redensarten flogen herüber und hinüber und man beschloß, gemeinschaftlich einen Ausflug zu unternehmen. Dem hinzugekommenen Herrn mochte es peinlich sein, sich selbst vorzustellen und das Paar zur Gegenvorstellung zu provociren. Er begab sich also zum Fremdenbuch des Hotels, in welches er vor wenigen Minuten die Touristen ihre Namen einzeichnen sah. Ein Blick — ein Staunen — ein Ausruf: — „Alle Tausend —!“ und der Herr verschwand.

Inzwischen war auch das Ehepaar neugierig, wer der neue Bekannte sein mochte; man rief den Oberkellner und dieser, verwundert, daß die Herrschaften aus Norddeutschland diese Größe nicht kannten, erwiderte: „das ist ja Herr Lassalle aus Berlin!“

„— Herr Lassalle aus Berlin! — ach!“ tönte es von Beider Lippen und sogleich verschwand auch das Ehepaar.

Lassalle aber hatte die Namen: „Dr. Julian Schmidt nebst Frau aus Berlin“ im Fremdenbuche gefunden.

Zehntes Kapitel.

Reise nach Aachen. — Sein Liebesroman mit Sophie von Soluzeff. — Bekenntnisse.

Die Arbeitsüberanstrengungen und ein etwas wildes Leben hatten die Nerven Lassalle's gründlich angegriffen. Es war im Jahre 1860, und die Aerzte riethen ihm, nach Aachen zu reisen, um dort seine Gesundheit durch die Aachener Heilquellen herzustellen.

In trübseliger Stimmung kam er in Aachen an, wo er im Grand Hotel Monarque sich einquartirte. Wehmüthige Gedanken erfüllten seine Seele, denn der allezeit so rastlos thätige Mann war jetzt zur Unthätigkeit verdammt. Daß er krank werden könnte, wollte ihm nicht einleuchten! Er fühlte sich stets so stark und elastisch — nun trat auch an ihn das dunkle Schicksal heran. Ganz melancholisch schrieb er an Ferdinand Freiligrath: „... Nun wird es Nachmittag! Das Gefühl verstehe ich gar sehr! Verstehe es um so mehr, als ich mich, ich weiß nicht, mit welchem Recht, so lange für den Repräsentanten der ewigen Jugend gehalten habe und nun seit einiger Zeit einzusehen anfange, daß es mir eben auch geht, wie Jedem. Zwar bin ich kaum noch auf dem Mittag des Lebens, bin noch jung; aber das Alter naht mir in Form von Krankheit. Wo ist jene unbesiegbare, Alles verlachende Jugendkraft hin! Seit Monaten leide ich sehr und muß mich gewöhnen, krank zu sein und nicht mehr allmächtig über mich, wie sonst! Die Seele, da hast Du recht, die bleibt ungebeugt!"

Doch nicht allein körperlich krank war er im Sommer 1860, sondern auch seine Seele siechte dahin, denn er lernte in Aachen eine 19jährige Russin, Sophie de Soluzeff, kennen und verliebte sich bis über die Ohren in sie, so daß er um ihre Hand warb und sie zu heirathen beschloß.

In Liebessachen hatte jedoch Lassalle kein Glück. Obschon

er ein großer Verehrer des weiblichen Geschlechts war und die Süßigkeiten Amors gründlich durchkostete, verstand er sich doch nur wenig auf die Frauen. Hier ließ ihn sein sonst so scharfer psychologischer Blick schmählich im Stich. Das Weib war ihm nur „Episode“ — und doch sollte er durch ein Weib zu Grunde gehen!

Sophie von Soluzeff, eine 19jährige Russin, hat ihre Memoiren nebst den an sie gerichteten Briefen ihres Verehrers — an deren Echtheit aus äußeren und inneren Gründen nicht gezweifelt werden kann — veröffentlicht und so können wir uns über diese in hohem Grade eigenartige Liebesepisode im Leben Lassalle's ein klares Bild machen.

Was zog ihn so magisch zu der jungen Dame hin? Sie war, wie sie selbst einräumt, nicht schön, auch nicht besonders geistreich — ihre 19 Jahre und das Exotische ihrer russischen Race konnten kein genügender Magnet sein! Nun, die Liebe ist blind, und überdies reizte es Lassalle stets, wenn er auf Widerspruch stieß und seine Wünsche nicht befriedigt wurden.

Und die junge Russin wollte seine Liebesbewerbungen nicht erhören. Die kühle Dame hatte kein Verständniß für seine verzehrende, leidenschaftliche Liebe, sie bebte vor seinen glühenden Betheuerungen zurück, kurz — ihr Herz wollte nichts von ihm wissen; aber je heftiger der Widerstand war, welchem er begegnete, desto mehr wuchs seine Leidenschaft, und sicher wäre, wie später im Falle Dönniges, auch hier eine Katastrophe eingetreten, wenn Sophie Soluzeff ihm Avancen gemacht hätte oder ein Nebenbuhler dazwischen getreten wäre.

In der Strategie Amors war er eben ein Kind, so unbeholfen und kurzsichtig als möglich.

35 Jahre alt, von Krankheit heimgesucht, sich einsam und verlassen fühlend — wollte er dem Junggesellenthum ein Ende machen, vielleicht auch der mehr als mütterlichen Vormundschaft der „guten Gräfin“ sich entziehen. Ein frisches, junges Mädchen, das ihm gefiel, genügte ihm schon, um ihn glücklich zu machen.

Die stolzen Vorsätze von ehedem sie waren verflogen. Einst hatte er gesagt, daß er kein Weib kenne, welches ihn auch nur einen Augenblick überzeugen könnte, daß der Gedanke an eine Verbindung ihm erträglich sein würde; er sei ein stolzer Mensch und werde nie dazu mitwirken, ein schwankendes Gefühl, welches nicht von selbst zur Entfaltung gekommen wäre, zu dieser zu bringen. Ein Weib müsse ihn aus freiem Willen, freiwillig und ganz lieben; sie müsse sich ihm selbst hingeben, nur dann werde er sie nehmen. Wenn ein Weib ihn nicht mit der ganzen Macht ihres Wesens liebe, wenn sie nicht in allen Tiefen ihres Herzens, durch überwältigende Macht zu ihm hingezogen, liebe — werde er nicht im Stande sein, sie durch die Verbindung mit ihm glücklich zu machen. Und jetzt! Wie bettelte er um die Gunst Sophien's! Wie wollte er sie durch die Kraft seiner Beredtsamkeit und die hinreißende Sprache seiner Leidenschaft zwingen, die Seine zu werden! Sophia Adrianowna, wie sich die Russin nannte, verwirrte seine Sinne und nahm seinen Verstand derart gefangen, daß ihm der Gedanke an eine Heirath nicht nur kein „Frösteln" verursachte, sondern daß er mit größter Freude und Bereitwilligkeit das „ungeheure Opfer einer Heirath" zu bringen sich bemühte.

Dieselbe Maßlosigkeit und Excentricität, wie im Kampfe um den „Goldfuchs" Helene vier Jahre später, zeigte Lassalle auch hier.

Obschon Sophie so gleichgültig als möglich gegen ihn war und sie es ihn deutlich merken ließ, daß aus einer Verbindung mit ihm nichts werden könne, da es ihrem kranken Vater entsetzlich gewesen wäre, seine Tochter einem Manne anzuvertrauen, der von sich selbst sagte, daß er „auf Vulcanen wandle", bestürmte er sie doch heftig mit seinen Liebesbetheuerungen.

Verfolgen wir die Entwickelungsgeschichte und das Ende dieser merkwürdigen Liebesepisode im Leben Lassalle's.

Sie reiste bald, nachdem sie Lassalle's Bekanntschaft gemacht hatte, mit ihrem Vater zu Curzwecken nach Brüssel, schrieb ihm

von dort einen kurzen, gleichgültigen Brief und empfing darauf eine leidenschaftliche, überschwängliche Antwort, in welcher er sie um ein Wiedersehen bittet und sie bestürmt, die deutsche Sprache zu erlernen, damit er ihr anstatt französisch in seiner Muttersprache seine Gefühle schildern könne. Er sagt u. a.: „Ach, wenn ich Ihnen deutsch schreiben dürfte, welches Leben, welche Bewegung würde in diesem Briefe sein! Es wären nicht wie jetzt todte Buchstaben, Aneinanderreihungen von Silben an Silben, Wörter an Wörter. Jedes Wort würde ein individuelles, durchgeistigtes Wesen sein, belebt durch die Seelenwärme, die ich ihm mittheilen würde! Es wären ebenso viele kleine Vögelchen mit rührendem Gesange, mit vergoldeten Flügelchen, welche nicht erst diese Schneckenpost nöthig hätten; nein, sie würden von selbst davon fliegen und sich vor Ihnen niederlassen, um Ihre Hände und Füße zu küssen". Er legte diesem Briefe sein Bild in Cabinet-Format bei, erhielt aber von Sophie keine Antwort. Doch kam sie bald darauf mit ihrem Vater nach Aachen zurück, wurde von Lassalle mit lebhafter Freude empfangen und von ihm und der Gräfin Hatzfeldt nach Köln begleitet. Er war in Köln blaß, schweigsam, seufzte zuweilen und sah seine Angebetete mit sonderbaren Blicken an. Als sie allein waren, gestand er ihr seine grenzenlose, leidenschaftliche Liebe. Er sagte, daß ihr sein ganzes Herz gehöre, daß ein Leben ohne sie für ihn undenkbar sei, daß er sie nicht für ein gewöhnliches hübsches Mädchen, sondern für ein höheres, von Gott mit Empfänglichkeit und Begeisterung für alles Erhabene ausgestattetes und mit moralischer Macht begabtes Wesen halte u. s. w. — „Dieses Feuer", sagt Sophie Soluzeff in ihren Memoiren, „diese Leidenschaft hatten mich erschüttert, ich war davon betäubt, noch mehr, ich fühlte mich geschmeichelt, ich war gerührt, — aber mein Herz schwieg". Der kalten Russin war die ganze Sache „verdrießlich" und „beengend", — da er ihr aber leid that, erklärte sie ihm, daß sie ihn „vielleicht lieben werde", womit er freilich nicht zufrieden war, und als er wiederholt auf diese Angelegenheit zurückkam, bat sie ihn,

von Dresden aus, wohin sie am anderen Tage mit ihrem Vater abreiste, brieflich antworten zu dürfen.

Es folgten nun eine Anzahl Briefe, die zwischen Dresden und Aachen bez. Berlin gewechselt wurden. Lassalle klammerte sich ängstlich an das Wort Sophie's: „sie werde ihn vielleicht lieben"; er hielt dasselbe für den keuschen Ausdruck eines weiblichen Liebesgeständnisses und in dieser Voraussetzung sandte er ihr eine vierzig Seiten lange Manuscript-Brief-Beichte, die zu den merkwürdigsten Schriftstücken gehört, welche je geschrieben worden. Lassalle giebt darin eine Schilderung seines ganzen bisherigen Lebens, seines Strebens, seiner Denkungsart u. s. w. Auch in diesem Schreiben ist viel Selbstbeweihräucherung, viel Selbsttäuschung und Phrase, da dasselbe jedoch ein treues und mit Meisterhand entworfenes Selbst-Porträt ist, mag aus dem Inhalte desselben hier Einiges mitgetheilt werden. Obschon zu jener Zeit von einer Rolle des Agitators Lassalle noch nirgends die Rede war und Niemand etwas von dem socialen Reformator wußte, anticipirt er die Zukunft, indem er von seiner politischen Thätigkeit — mit dem ihm eigenen Mangel an Bescheidenheit — sagt: „Fast unsere ganze Gesellschaft theilt sich in Bezug auf mich in zwei Parteien. Die eine — zu welcher die ganze Aristokratie und der größte Theil der Bourgeoisie gehört, häufig sogar Personen mit einem leichten Anflug von Liberalismus — fürchtet und haßt mich. Die andere Partei, zu welcher der übrige Theil der Bourgeoisie und das Volk gehört, achtet, liebt mich, verehrt mich sogar nicht selten. Für diese bin ich ein Mann von größtem Genie und von einem fast übermenschlichen Charakter, von dem sie die größten Thaten erwarten. Jene, die Feinde, erwarten wohl auch große Thaten von mir. Aber eben deshalb, weil sie mich mehr fürchten, als irgend jemand anders, hassen sie mich so unbeschreiblich, daß ich keinen richtigen Begriff von diesem Alles verschlingenden Haß geben kann ... Ich schritt immer mit erhobener Stirn daher, mit Verachtung auf den Lippen, mit der Waffe in der Hand, immer

siegreich, stets die Lüge niederschmetternd, die Verleumdung verwirrend, über den Hohn triumphirend. Aber dadurch habe ich noch mehr Haß auf mich gehäuft, der um so wüthender ist, als er immer machtlos gegen mich war, und weil ich aus allen gegen mich gerichteten Angriffen immer reiner und glänzender hervorgegangen bin ... Vor allen Dingen ist reiflich zu überlegen, daß ich ein Mann bin, der seine ganze Existenz einer heiligen Sache, der Sache des Volkes, bis in ihre äußersten Consequenzen, gewidmet hat. Dieser Sache ist bestimmt, noch in diesem Jahrhundert zu triumphiren, aber sie wird ihre Anhänger noch oft schweren Niederlagen und Gefahren aussetzen. In diesem Kampfe könnte ich in schreckliche Lagen kommen, die keine Anhänglichkeit von mir abwenden kann. Mein Vermögen, meine Freiheit, mein Leben, können fortwährend bei mir gefährdet sein. Nichts ist bei mir sicher!"

Auch darüber, daß er Jude ist, äußert er sich; ihr zu Liebe würde er sich auch taufen lassen; vorläufig hätte er davon Abstand genommen; es würde ihm jedenfalls schwer fallen. Er liebe zwar die Juden durchaus nicht, er verabscheue sie sogar; er sehe in ihnen nur die entarteten Söhne einer großen, aber längst verschwundenen Vergangenheit; aber er sei ein Mann der Politik, das Haupt einer Partei. Und diese Partei müsse an dem Grundsatze festhalten, nie einem Vorurtheil sich zu beugen, da dies nur Feigheit sein würde, und sie dürfe nie einen Act der Heuchelei begehen. „Ihre Landsleute", ruft er aus, „werden Sie wegen der Heirath mit einem Juden verachten! Sie, Abkömmling von Fürsten, einen Menschen heirathen, welcher — es ist wahr, wenn die Abstammung ein Recht zum Stolze gäbe, stolzer sein könnte, wie ihr alle, da er von einem Volke abstammt, welches älter ist, als alle Fürsten und Edelleute, die nur etliche Jahrhunderte existiren: vom ersten civilisatorischen Volke, welches in der Geschichte auftritt, und von den alten Königen Syriens".

Bezeichnend sind die Bekenntnisse Lassalle's bezüglich des Geldes. Er war durchaus kein Verächter des Mammons —

das gesteht er selber! „Ich verachte das Geld nur dann", sagt er, „wenn es mit etwas Höherem, Edlerem, für meinen Willen Theuererem wetteifern will. Aber das Geld an sich ist eins der Mittel zur höchsten Thätigkeit auf Erden, und als solches Mittel für meinen Willen und nicht als Zweck desselben verstehe ich es nach seinem Werthe zu schätzen. Ich will Ihnen sogar mit meiner gewohnten Offenheit das Geständniß machen — und das könnte Sie vielleicht überraschen —, daß ich vielleicht im Stande gewesen wäre, eine Frau mit einer Mitgift von drei bis vier Millionen Thalern zu heirathen, blos dieses Vermögens wegen, ohne weiter ihre Person zu berücksichtigen; denn wenn diese Frau mir ein Vermögen von solcher Höhe zugebracht hätte, daß das Geld dann eine Macht wird, so würde ich mir vielleicht gesagt haben: Mit einem solchen Vermögen kannst du deine großen wissenschaftlichen, künstlerischen und besonders politischen Ziele fördern. Dann würde ich vielleicht mit dieser Person eine Verbindung unter dem äußeren Schein einer Ehe eingegangen sein, doch ihre Persönlichkeit würde mir gleichgültig gewesen sein. Aber da ich Sie ausschließlich des inneren Glückes halber heirathen will, so sehe ich auch nur auf Ihre Person, und alles Uebrige ist mir gleich".

Diese Bekenntnisse einer Mannesseele machten zwar auf Herz und Gemüth der Russin Eindruck, und sie wäre bereit gewesen, ihm ihr Ja-Wort zu geben, wenn er nur nicht wahre Liebe gefordert hätte. Das konnte sie ihm nicht bieten. Sie schrieb ihm, daß seine Worte sie sehr bewegt hätten, sie aber erst ihre Gefühle ernstlich erwägen müßte. Sie bat ihn, ihr zu erlauben, ihm von Rußland aus zu antworten, wohin sie mit ihrem Vater in einigen Tagen reisen werde. Sie theilte ihm zugleich mit, daß sie auf zwei Tage nach Berlin kommen werde, um sich von ihm zu verabschieden und bat ihn, während ihres dortigen Aufenthaltes die Frage nicht zu berühren, womöglich auf eine Weile zu vergessen, daß eine solche zwischen ihnen bestehe und nur, wie früher, Freunde zu sein.

Lassalle muß Sophie Soluzeff sehr leidenschaftlich geliebt haben, denn er fiel ihrem Vater bei dessen Ankunft in Berlin um den Hals und begann laut zu schluchzen; er flehte ihn kniefällig an, seine Tochter ihm zur Frau zu geben. Ihren Abschied beschreibt die Russin also: „Nachdem er uns in den Waggon placirt hatte, stand er, die Hände auf der Brust gekreuzt und mit dem Rücken an eine eiserne Säule gelehnt, so trübsinnig und blaß, daß dieser Anblick, wie ich ihn das letzte Mal sah, auf ewig sich in mein Gedächtniß eingeprägt hat. Als unser Zug sich in Bewegung setzte, stürzte er ihm plötzlich nach, blieb aber sofort wieder stehen, winkte mit der Hand, schwankte und lehnte sich wieder an die Säule“.

Wie zu erwarten war, traf aus Rußland ein Absagebrief ein. Ihr Herz fülle sich zwar mit Thränen, schreibt die Dame, aber sie könne nicht anders handeln. Ließe sie sich blos von ihrer Vernunft leiten, so würde sie keinen Augenblick zögern, seinen Antrag anzunehmen, aber ihr Herz lehne sich dagegen auf, wobei sie mehr an sein Glück als an das ihrige denke.

Der Briefwechsel wurde auch später nicht abgebrochen und Lassalle schrieb der Dame noch manchen interessanten Brief, so denjenigen vom 10. Mai 1863, worin er ihr den Kampf schildert, welchen er mit der Fortschrittspartei führe. Aus allen diesen Briefen klingt aber doch eine recht trostlose Stimmung, eine Herzensöde, eine tödtliche Ermattung im Lebenskampfe heraus. Man höre nur die schmerzhaften Ausrufe, das Stöhnen einer getäuschten, unglücklichen Seele: „Das Leben ist ein schlechter Scherz!“ — „Ich brauche ein individuelles Glück und das habe ich nicht. Ich habe noch alle meine Freunde, aber nichts, was mein Herz ausfüllt, und es scheint, daß ich dumm genug bin, dieses Bedürfniß zu fühlen. Also Befriedigung für meinen Verstand — das ist die traurige Ruhe für meine Seele!“ — „Eine fieberhafte Thätigkeit und eine große Herzensöde!“

Aus den Mittheilungen der Dame, welche er so sehr geliebt, seien hier noch einige Züge mitgetheilt, welche zur Charakteristik Lassalle's nicht ohne Interesse sein dürften.

Sein Anblick erweckte die Vorstellung, daß jeder in seinem Geiste entstehende Gedanke unmittelbar mit einem unaufhaltsamen Drang zur Thätigkeit verknüpft sei. Er liebte viel zu sprechen und sprach so einfach und verständig, lebhaft und hauptsächlich mit solcher Offenheit, daß Niemand, der ihn hörte, an der Aufrichtigkeit seiner Ueberzeugungen zweifeln konnte.

Zum Scherze lernte er bei der Russin russisch, bei welcher Gelegenheit sie seinen Mangel an Feinheit des Gehörs bemerkte. Er konnte auf dem Papier mit merkwürdiger Schnelligkeit jedes theoretische Wissen begreifen und sich aneignen, aber nie einen Laut richtig aussprechen. Sein Ohr war nicht im Stande, die Eigenthümlichkeiten der russischen Sprache zu unterscheiden, und obschon er nach vier Lectionen kleine Sätze zu schreiben anfing, konnte er nach der achten Lection, mit der der Unterricht aufhörte, keinen einzigen Satz verständlich aussprechen.

Russische Romanzen und Lieder ließ er sich übersetzen und konnte sehr gut ihren Sinn behalten. Glinka's Melodien gefielen ihm besonders, in der Melodie der Lerche fand er viel zarte Anmuth und in den Worten reinste Zärtlichkeit.

Ihn interessirte das geistige Leben aller Gesellschaftsschichten in Rußland. Dort sei für die Cultur noch viel zu thun. „Aber auch bei uns ist noch viel zu thun, viel; und wo wäre denn wenig Arbeit? Schwer zu sagen, überall viel, sehr viel“.

Die Hälfte des Tages, meinte er, müsse immer wissenschaftlichen Arbeiten gewidmet sein; er würde nie der Wissenschaft entsagen können.

Geistige Arbeiten für's Honorar nannte er — Prostitution; es sei zwar nichts gerechter, als bei materieller Arbeit auf Erwerb zu rechnen; aber es sei nichts unwürdiger, widernatürlicher, nichts verhängnißvoller, als in Bezug auf geistige Arbeit, die in eine ganz andere Kategorie falle, so zu handeln.

Elftes Kapitel.

Betheiligung an der liberalen Bewegung. — Neue politische Thätigkeit. — Conflicte mit der Fortschrittspartei. — „Arbeiterprogramm“.

An der liberalen Bewegung in der Conflictszeit betheiligte er sich in hervorragender Weise, indem er die Fortschrittspartei zum entschiedenen Widerstande, zur Niederlegung der Mandate in Masse und ähnlichen Maßregeln zu bewegen suchte. Er hielt in diesem Sinne stark besuchte Vorträge, so z. B. „über Verfassungswesen“ (1862), „Was nun?“ (1862) u. v. a. Nun war er in seinem wirklichen Elemente — der Agitator, welcher mit zündender Rede die Massen entflammt und aufrüttelt, der Demagoge, welcher an die Leidenschaften appellirt, zeigte sich urplötzlich in seinen guten wie schlechten Eigenschaften. Mit großem oratorischen Talent ausgerüstet, rücksichtslos im Angriff, vor keiner Provocation zurückschreckend, übte er zu jener Zeit, wo die Gemüther ohnehin durch den Verfassungsconflict sehr erregt waren, einen gewaltigen Eindruck auf die Menge, zumal er es trefflich verstand, sogenannte Schlagworte auszusenden und durch wuchtige Phrasen sich volksthümlich zu machen. Seine Reden waren wirkliche Brandraketen und wimmelten von Kraftausdrücken, wie „Keulenschläge“, „Massentritt der Arbeiterbataillone“, „Eisenhand“, „ehernes Gesetz“, „eherner Griff“, „wild wehendes Lockenhaar der Revolution mit erznen Sandalen an ihren Sohlen“ und dergleichen mehr. Ueberdies war Lassalle ein vorzüglicher Schauspieler, der sich auf wundervolle Posen, Knalleffecte und Koulissen-Kunststücke trefflich verstand — und Schauspieler haben von jeher der Masse imponirt.

In seinen Verfassungsvorträgen erklärte er, daß alle Verfassungen nur der formelle Ausdruck thatsächlicher, socialer und realer Machtverhältnisse seien; nicht die Paragraphen der Verfassung, nicht die sogenannten constitutionellen Gewalten erschöpfen das Leben der Verfassung, sondern alles, was im Staate

Macht habe, sei ein Theil der Verfassung, weil es den Staatswillen zu bestimmen vermöge. Die liberale Partei mache sich lächerlich, wenn sie sich um die so oft durchlöcherte Verfassung, welche fortwährend im reactionären Sinne geändert und gehandhabt worden sei, schaare. Er suchte nachzuweisen, daß, während es feststehe, daß Recht vor Macht gehen sollte, in Wirklichkeit doch Macht vor Recht gehe und allemal und so lange gehe, bis das Recht nun auch seinerseits eine hinreichende Macht hinter sich gesammelt habe, um die Macht des Unrechts zu zerschmettern.

Die Fortschrittspartei war mit den Ausführungen und Rathschlägen Lassalle's nicht einverstanden. Seine Verachtung der constitutionellen Lehren und seine Berufung auf die Machtfrage wurden daher von den damaligen Organen der Fortschrittspartei, wie „Volkszeitung", „Vossische Zeitung", „Berliner Reform" u. s. w. aufs Heftigste befehdet, was Lassalle sehr verdroß. Er ließ jedoch in seinen Angriffen nicht nach, und als die Kammer die Genehmigung der Ausgaben der neuen Heeresorganisation verweigerte und das Budget nicht zu Stande kam, warf er die Frage auf: „was nun?", um sie dahin zu beantworten, es müsse zwischen der liberalen Partei und der Regierung zum förmlichen Bruche kommen; es müsse eine Steuerverweigerung eintreten, die Kammer müsse ihre Sitzungen auf unbestimmte Zeiten vertagen u. s. w. Die Mittel, welche er vorschlage, so führte Lassalle*) aus, seien unschädlich, denn sie könnten nichts verderben. Gebe die Regierung nicht nach und regiere ohne die Kammer weiter, so würde die Kammer auch ebenso wenig und noch viel weniger durch nachgiebiges Forttagen mit der Regierung dieselbe zum Eingehen auf wahrhaften Constitutionalismus bewegen können. Wenn die von ihm vorgeschlagenen Mittel angewendet würden, so sei anzunehmen, daß die Regierung nachgeben werde; sollte

*) „Was nun?" Zweiter Vortrag über Verfassungswesen, gehalten von Ferdinand Lassalle. Zürich 1863. S. 40 ff.

sie jedoch einige Zeit ohne Kammern regieren, so wäre das zum Vortheil des Parlaments. „Denn“, — heißt es dann wörtlich, — „um so mehr demüthigt sich dann die Regierung vor der Majestät des Volkes, wenn sie später umzukehren sich gezwungen sieht. Um so mehr erkennt sie dann die gesellschaftliche Macht des Bürgerthums als die ihr überlegene Macht an, wenn sie erst spät umkehrend sich vor Volk und Kammer beugen muß. Dann werden Sie, meine Herren, in der Lage sein, Ihrerseits und siegreich Ihre Bedingungen zu stellen. Dann werden Sie in der Lage sein, das parlamentarische Regiment, ohne welches nur Scheinconstitutionalismus bestehen kann, zu fordern und durchzusetzen. Dann also kein Versöhnungsdusel, meine Herren. Sie haben jetzt hinreichende Erfahrungen gesammelt, um zu sehen, was der alte Absolutismus ist. Dann also kein neues Compromiß mit ihm, sondern: den Daumen aufs Auge und die Knie auf die Brust!“

Lassalle war hier, wie in vielen Sachen, in arger Täuschung begriffen — die Regierung hätte auch ohne Kammern regiert und die Abstinenzpolitik hätte sie in keiner Weise in ihren Schritten gehemmt!

War schon durch diese Vorträge das Tafeltuch zwischen ihm und der Fortschrittspartei durchschnitten, welche er überdies rücksichtslos angriff, indem er ihr Großsprecherei, Furcht und Kleinmüthigkeit vorwarf, — so steigerte er den Conflict zu einem unheilbaren, als er plötzlich die sociale Frage gegen dieselbe ausspielte und sich als Apostel des vierten Standes, der Arbeiter, gegen die liberale Bourgeoisie hinstellte. Am 12. April 1862 hielt er nämlich in dem Berliner Handwerkerverein der Oranienburger Vorstadt einen Vortrag über den „Zusammenhang der gegenwärtigen Geschichtsperiode mit der Idee des Arbeiterstandes“*), welchen er mit Recht als sein Arbeiterprogramm betitelte. In gedrängter Darstellung giebt er hier eine geschichts-

*) Zürich 1863.

philosophische Entwickelung der europäischen politischen Ideen. Eine neue Periode in der Geschichte müsse die Geltung einer neuen Idee bedeuten. Der Wendepunkt zwischen einem alten und neuen historischen Princip sei eine Revolution; doch eine Revolution machen zu wollen, sei eine Thorheit unreifer Menschen, die von den Gesetzen der Geschichte keine Ahnung haben; man könne nur einer Revolution, die schon in den thatsächlichen Verhältnissen einer Gesellschaft eingetreten sei, auch äußere rechtliche Anerkennung und consequente Durchführung geben.

Nachdem er so längere Zeit sich in geschichtsphilosophischen Erörterungen, wie die angeführten, ergangen hatte, wurde Lassalle des trockenen Tones satt und verfiel in eine rein agitatorische Sprache. Er donnert gegen die Bourgeoisie, die capitalbesitzende Klasse, welche auf Grund des Besitzes politisch herrschen wolle und danach trachte, durch Wahlcensus und Dreiklassen-Wahlsystem die Masse des Volkes von der Macht auszuschließen. Sie lege deshalb Hauptgewicht auf die indirecten Steuern, an denen unter ihrem Einflusse in Preußen das arme Volk 85 Millionen Thaler liefern müsse, während die wirklich directen Steuern nur 12 Millionen einbrächten. Thörichter Weise rechnet Lassalle die ganze Grundsteuer zu den indirecten Steuern, ebenso die Gebäudesteuer. Schon Plener hat darauf hingewiesen, und Lassalle sich gründlich irrte, indem er die Auflegung der indirecten Steuern der Bourgeoisie zur Last legte. Im alten Regime des feudalen Frankreichs war es, wo die indirecten Steuern die größte Ausdehnung erfuhren, während die besitzenden Klassen in England, welche Lassalle auch Bourgeoisie nennen würde, eine Reihe von Consumtionssteuern aufgehoben und die Einkommensteuer eingeführt haben. Und ebenso falsch ist es, daß die Bourgeoisie das Dreiklassen-Wahlsystem in Preußen zur Befestigung ihrer Herrschaft eingeführt habe, wie er denn selbst mit merkwürdiger Consequenz in dem Prozesse, welchen ihm — wie wir im nächsten Kapitel sehen werden — dieser Vortrag zuzog, sofort erklärte, daß es die preußische Regierung war, welche angeblich aus all-

gemein reactionären Gründen jenes Wahlsystem octroyirte, während die deutsche Bourgeoisie im Jahre 1848 in Frankfurt das allgemeine Wahlrecht proclamirte*).

Er erging sich hierauf in einer Verherrlichung der französischen Februar-Revolution, welche die erste Morgenröthe einer neuen Geschichtsperiode eingeleitet habe; sie, die einen Arbeiter in die provisorische Regierung berief, habe als Zweck des Staates die Verbesserung des Looses der arbeitenden Klassen ausgesprochen und das allgemeine und directe Wahlrecht proclamirt, durch welches jeder Bürger, der sein 21. Jahr erreicht hatte, ohne alle Rücksicht auf seine Besitzverhältnisse einen gleichmäßigen Antheil an der Herrschaft über den Staat, an der Bestimmung des Staatswillens und Staatszwecks empfangen habe. Der vierte Stand jedoch sei der letzte und äußerste, der „enterbte" Stand der Gesellschaft. Wir seien alle Arbeiter, insofern wir nur den Willen haben, uns in irgend einer Weise der menschlichen Gesellschaft nützlich zu machen. Der vierte Stand sei daher gleichbedeutend mit dem ganzen Menschengeschlecht. Seine Sache sei die der gesammten Menschheit, seine Freiheit die der Menschheit selbst, seine Herrschaft die der Herrschaft Aller. Wer die Idee des Arbeiterstandes demgemäß als das herrschende Princip der Gesellschaft anrufe, der stoße nicht einen die Klassen der Gesellschaft spaltenden und trennenden Schrei aus, der stoße vielmehr einen Schrei der Versöhnung aus, einen Schrei der Ausgleichung für alle Gegensätze und der Einigung, „einen Schrei der Liebe, der, seitdem er sich zum ersten Male aus dem Herzen des Volkes emporgerungen, für immer der wahre Schrei des Volkes bleiben und um seines Inhalts selbst dann noch ein Schrei der Liebe sein wird, wenn er als Schlachtruf des Volkes ertönt" **).

Zur Verwirklichung des Arbeiterprincips schlägt er als das

---

*) „Die Wissenschaft und die Arbeiter". Von Ferdinand Lassalle. S. 42.
**) „Arbeiterprogramm". S. 32.

von Dresden aus, wohin sie am anderen Tage mit ihrem Vater abreiste, brieflich antworten zu dürfen.

Es folgten nun eine Anzahl Briefe, die zwischen Dresden und Aachen bez. Berlin gewechselt wurden. Lassalle klammerte sich ängstlich an das Wort Sophie's: „sie werde ihn vielleicht lieben“; er hielt dasselbe für den keuschen Ausdruck eines weiblichen Liebesgeständnisses und in dieser Voraussetzung sandte er ihr eine vierzig Seiten lange Manuscript-Brief-Beichte, die zu den merkwürdigsten Schriftstücken gehört, welche je geschrieben worden. Lassalle giebt darin eine Schilderung seines ganzen bisherigen Lebens, seines Strebens, seiner Denkungsart u. s. w. Auch in diesem Schreiben ist viel Selbstbeweihräucherung, viel Selbsttäuschung und Phrase, da dasselbe jedoch ein treues und mit Meisterhand entworfenes Selbst-Porträt ist, mag aus dem Inhalte desselben hier Einiges mitgetheilt werden. Obschon zu jener Zeit von einer Rolle des Agitators Lassalle noch nirgends die Rede war und Niemand etwas von dem socialen Reformator wußte, anticipirt er die Zukunft, indem er von seiner politischen Thätigkeit — mit dem ihm eigenen Mangel an Bescheidenheit — sagt: „Fast unsere ganze Gesellschaft theilt sich in Bezug auf mich in zwei Parteien. Die eine — zu welcher die ganze Aristokratie und der größte Theil der Bourgeoisie gehört, häufig sogar Personen mit einem leichten Anflug von Liberalismus — fürchtet und haßt mich. Die andere Partei, zu welcher der übrige Theil der Bourgeoisie und das Volk gehört, achtet, liebt mich, verehrt mich sogar nicht selten. Für diese bin ich ein Mann von größtem Genie und von einem fast übermenschlichen Charakter, von dem sie die größten Thaten erwarten. Jene, die Feinde, erwarten wohl auch große Thaten von mir. Aber eben deshalb, weil sie mich mehr fürchten, als irgend jemand anders, hassen sie mich so unbeschreiblich, daß ich keinen richtigen Begriff von diesem Alles verschlingenden Haß geben kann... Ich schritt immer mit erhobener Stirn daher, mit Verachtung auf den Lippen, mit der Waffe in der Hand, immer

siegreich, stets die Lüge niederschmetternd, die Verleumdung verwirrend, über den Hohn triumphirend. Aber dadurch habe ich noch mehr Haß auf mich gehäuft, der um so wüthender ist, als er immer machtlos gegen mich war, und weil ich aus allen gegen mich gerichteten Angriffen immer reiner und glänzender hervorgegangen bin ... Vor allen Dingen ist reiflich zu überlegen, daß ich ein Mann bin, der seine ganze Existenz einer heiligen Sache, der Sache des Volkes, bis in ihre äußersten Consequenzen, gewidmet hat. Dieser Sache ist bestimmt, noch in diesem Jahrhundert zu triumphiren, aber sie wird ihre Anhänger noch oft schweren Niederlagen und Gefahren aussetzen. In diesem Kampfe könnte ich in schreckliche Lagen kommen, die keine Anhänglichkeit von mir abwenden kann. Mein Vermögen, meine Freiheit, mein Leben, können fortwährend bei mir gefährdet sein. Nichts ist bei mir sicher!"

Auch darüber, daß er Jude ist, äußert er sich; ihr zu Liebe würde er sich auch taufen lassen; vorläufig hätte er davon Abstand genommen; es würde ihm jedenfalls schwer fallen. Er liebe zwar die Juden durchaus nicht, er verabscheue sie sogar; er sehe in ihnen nur die entarteten Söhne einer großen, aber längst verschwundenen Vergangenheit; aber er sei ein Mann der Politik, das Haupt einer Partei. Und diese Partei müsse an dem Grundsatze festhalten, nie einem Vorurtheil sich zu beugen, da dies nur Feigheit sein würde, und sie dürfe nie einen Act der Heuchelei begehen. „Ihre Landsleute", ruft er aus, „werden Sie wegen der Heirath mit einem Juden verachten! Sie, Abkömmling von Fürsten, einen Menschen heirathen, welcher — es ist wahr, wenn die Abstammung ein Recht zum Stolze gäbe, stolzer sein könnte, wie ihr alle, da er von einem Volke abstammt, welches älter ist, als alle Fürsten und Edelleute, die nur etliche Jahrhunderte existiren: vom ersten civilisatorischen Volke, welches in der Geschichte auftritt, und von den alten Königen Syriens".

Bezeichnend sind die Bekenntnisse Lassalle's bezüglich des Geldes. Er war durchaus kein Verächter des Mammons —

das gesteht er selber! „Ich verachte das Geld nur dann“, sagt er, „wenn es mit etwas Höherem, Edlerem, für meinen Willen Theuererem wetteifern will. Aber das Geld an sich ist eins der Mittel zur höchsten Thätigkeit auf Erden, und als solches Mittel für meinen Willen und nicht als Zweck desselben verstehe ich es nach seinem Werthe zu schätzen. Ich will Ihnen sogar mit meiner gewohnten Offenheit das Geständniß machen — und das könnte Sie vielleicht überraschen —, daß ich vielleicht im Stande gewesen wäre, eine Frau mit einer Mitgift von drei bis vier Millionen Thalern zu heirathen, blos dieses Vermögens wegen, ohne weiter ihre Person zu berücksichtigen; denn wenn diese Frau mir ein Vermögen von solcher Höhe zugebracht hätte, daß das Geld dann eine Macht wird, so würde ich mir vielleicht gesagt haben: Mit einem solchen Vermögen kannst du deine großen wissenschaftlichen, künstlerischen und besonders politischen Ziele fördern. Dann würde ich vielleicht mit dieser Person eine Verbindung unter dem äußeren Schein einer Ehe eingegangen sein, doch ihre Persönlichkeit würde mir gleichgültig gewesen sein. Aber da ich Sie ausschließlich des inneren Glückes halber heirathen will, so sehe ich auch nur auf Ihre Person, und alles Uebrige ist mir gleich“.

Diese Bekenntnisse einer Mannesseele machten zwar auf Herz und Gemüth der Russin Eindruck, und sie wäre bereit gewesen, ihm ihr Ja-Wort zu geben, wenn er nur nicht wahre Liebe gefordert hätte. Das konnte sie ihm nicht bieten. Sie schrieb ihm, daß seine Worte sie sehr bewegt hätten, sie aber erst ihre Gefühle ernstlich erwägen müßte. Sie bat ihn, ihr zu erlauben, ihm von Rußland aus zu antworten, wohin sie mit ihrem Vater in einigen Tagen reisen werde. Sie theilte ihm zugleich mit, daß sie auf zwei Tage nach Berlin kommen werde, um sich von ihm zu verabschieden und bat ihn, während ihres dortigen Aufenthaltes die Frage nicht zu berühren, womöglich auf eine Weile zu vergessen, daß eine solche zwischen ihnen bestehe und nur, wie früher, Freunde zu sein.

Lassalle muß Sophie Soluzeff sehr leidenschaftlich geliebt haben, denn er fiel ihrem Vater bei dessen Ankunft in Berlin um den Hals und begann laut zu schluchzen; er flehte ihn kniefällig an, seine Tochter ihm zur Frau zu geben. Ihren Abschied beschreibt die Russin also: „Nachdem er uns in den Waggon placirt hatte, stand er, die Hände auf der Brust gekreuzt und mit dem Rücken an eine eiserne Säule gelehnt, so trübsinnig und blaß, daß dieser Anblick, wie ich ihn das letzte Mal sah, auf ewig sich in mein Gedächtniß eingeprägt hat. Als unser Zug sich in Bewegung setzte, stürzte er ihm plötzlich nach, blieb aber sofort wieder stehen, winkte mit der Hand, schwankte und lehnte sich wieder an die Säule".

Wie zu erwarten war, traf aus Rußland ein Absagebrief ein. Ihr Herz fülle sich zwar mit Thränen, schreibt die Dame, aber sie könne nicht anders handeln. Ließe sie sich blos von ihrer Vernunft leiten, so würde sie keinen Augenblick zögern, seinen Antrag anzunehmen, aber ihr Herz lehne sich dagegen auf, wobei sie mehr an sein Glück als an das ihrige denke.

Der Briefwechsel wurde auch später nicht abgebrochen und Lassalle schrieb der Dame noch manchen interessanten Brief, so denjenigen vom 10. Mai 1863, worin er ihr den Kampf schildert, welchen er mit der Fortschrittspartei führe. Aus allen diesen Briefen klingt aber doch eine recht trostlose Stimmung, eine Herzensöde, eine tödtliche Ermattung im Lebenskampfe heraus. Man höre nur die schmerzhaften Ausrufe, das Stöhnen einer getäuschten, unglücklichen Seele: „Das Leben ist ein schlechter Scherz!" — „Ich brauche ein individuelles Glück und das habe ich nicht. Ich habe noch alle meine Freunde, aber nichts, was mein Herz ausfüllt, und es scheint, daß ich dumm genug bin, dieses Bedürfniß zu fühlen. Also Befriedigung für meinen Verstand — das ist die traurige Ruhe für meine Seele!" — „Eine fieberhafte Thätigkeit und eine große Herzensöde!"

Aus den Mittheilungen der Dame, welche er so sehr geliebt, seien hier noch einige Züge mitgetheilt, welche zur Charakteristik Lassalle's nicht ohne Interesse sein dürften.

Sein Anblick erweckte die Vorstellung, daß jeder in seinem Geiste entstehende Gedanke unmittelbar mit einem unaufhaltsamen Drang zur Thätigkeit verknüpft sei. Er liebte viel zu sprechen und sprach so einfach und verständig, lebhaft und hauptsächlich mit solcher Offenheit, daß Niemand, der ihn hörte, an der Aufrichtigkeit seiner Ueberzeugungen zweifeln konnte.

Zum Scherze lernte er bei der Russin russisch, bei welcher Gelegenheit sie seinen Mangel an Feinheit des Gehörs bemerkte. Er konnte auf dem Papier mit merkwürdiger Schnelligkeit jedes theoretische Wissen begreifen und sich aneignen, aber nie einen Laut richtig aussprechen. Sein Ohr war nicht im Stande, die Eigenthümlichkeiten der russischen Sprache zu unterscheiden, und obschon er nach vier Lectionen kleine Sätze zu schreiben anfing, konnte er nach der achten Lection, mit der der Unterricht aufhörte, keinen einzigen Satz verständlich aussprechen.

Russische Romanzen und Lieder ließ er sich übersetzen und konnte sehr gut ihren Sinn behalten. Glinka's Melodien gefielen ihm besonders, in der Melodie der Lerche fand er viel zarte Anmuth und in den Worten reinste Zärtlichkeit.

Ihn interessirte das geistige Leben aller Gesellschaftsschichten in Rußland. Dort sei für die Cultur noch viel zu thun. „Aber auch bei uns ist noch viel zu thun, viel; und wo wäre denn wenig Arbeit? Schwer zu sagen, überall viel, sehr viel“.

Die Hälfte des Tages, meinte er, müsse immer wissenschaftlichen Arbeiten gewidmet sein; er würde nie der Wissenschaft entsagen können.

Geistige Arbeiten für's Honorar nannte er — Prostitution; es sei zwar nichts gerechter, als bei materieller Arbeit auf Erwerb zu rechnen; aber es sei nichts unwürdiger, widernatürlicher, nichts verhängnißvoller, als in Bezug auf geistige Arbeit, die in eine ganz andere Kategorie falle, so zu handeln.

Elftes Kapitel.

Betheiligung an der liberalen Bewegung. — Neue politische Thätigkeit. — Conflicte mit der Fortschrittspartei. — „Arbeiterprogramm".

An der liberalen Bewegung in der Conflictszeit betheiligte er sich in hervorragender Weise, indem er die Fortschrittspartei zum entschiedenen Widerstande, zur Niederlegung der Mandate in Masse und ähnlichen Maßregeln zu bewegen suchte. Er hielt in diesem Sinne stark besuchte Vorträge, so z. B. „über Verfassungswesen" (1862), „Was nun?" (1862) u. v. a. Nun war er in seinem wirklichen Elemente — der Agitator, welcher mit zündender Rede die Massen entflammt und aufrüttelt, der Demagoge, welcher an die Leidenschaften appellirt, zeigte sich urplötzlich in seinen guten wie schlechten Eigenschaften. Mit großem oratorischen Talent ausgerüstet, rücksichtslos im Angriff, vor keiner Provocation zurückschreckend, übte er zu jener Zeit, wo die Gemüther ohnehin durch den Verfassungsconflict sehr erregt waren, einen gewaltigen Eindruck auf die Menge, zumal er es trefflich verstand, sogenannte Schlagworte auszusenden und durch wuchtige Phrasen sich volksthümlich zu machen. Seine Reden waren wirkliche Brandraketen und wimmelten von Kraftausdrücken, wie „Keulenschläge", „Massentritt der Arbeiterbataillone", „Eisenhand", „ehernes Gesetz", „eherner Griff", „wild wehendes Lockenhaar der Revolution mit erznen Sandalen an ihren Sohlen" und dergleichen mehr. Ueberdies war Lassalle ein vorzüglicher Schauspieler, der sich auf wundervolle Posen, Knalleffecte und Koulissen-Kunststücke trefflich verstand — und Schauspieler haben von jeher der Masse imponirt.

In seinen Verfassungsvorträgen erklärte er, daß alle Verfassungen nur der formelle Ausdruck thatsächlicher, socialer und realer Machtverhältnisse seien; nicht die Paragraphen der Verfassung, nicht die sogenannten constitutionellen Gewalten erschöpfen das Leben der Verfassung, sondern alles, was im Staate

Macht habe, sei ein Theil der Verfassung, weil es den Staatswillen zu bestimmen vermöge. Die liberale Partei mache sich lächerlich, wenn sie sich um die so oft durchlöcherte Verfassung, welche fortwährend im reactionären Sinne geändert und gehandhabt worden sei, schaare. Er suchte nachzuweisen, daß, während es feststehe, daß Recht vor Macht gehen sollte, in Wirklichkeit doch Macht vor Recht gehe und allemal und so lange gehe, bis das Recht nun auch seinerseits eine hinreichende Macht hinter sich gesammelt habe, um die Macht des Unrechts zu zerschmettern.

Die Fortschrittspartei war mit den Ausführungen und Rathschlägen Lassalle's nicht einverstanden. Seine Verachtung der constitutionellen Lehren und seine Berufung auf die Machtfrage wurden daher von den damaligen Organen der Fortschrittspartei, wie „Volkszeitung“, „Vossische Zeitung“, „Berliner Reform“ u. s. w. aufs Heftigste befehdet, was Lassalle sehr verdroß. Er ließ jedoch in seinen Angriffen nicht nach, und als die Kammer die Genehmigung der Ausgaben der neuen Heeresorganisation verweigerte und das Budget nicht zu Stande kam, warf er die Frage auf: „was nun?“, um sie dahin zu beantworten, es müsse zwischen der liberalen Partei und der Regierung zum förmlichen Bruche kommen; es müsse eine Steuerverweigerung eintreten, die Kammer müsse ihre Sitzungen auf unbestimmte Zeiten vertagen u. s. w. Die Mittel, welche er vorschlage, so führte Lassalle*) aus, seien unschädlich, denn sie könnten nichts verderben. Gebe die Regierung nicht nach und regiere ohne die Kammer weiter, so würde die Kammer auch ebenso wenig und noch viel weniger durch nachgiebiges Forttagen mit der Regierung dieselbe zum Eingehen auf wahrhaften Constitutionalismus bewegen können. Wenn die von ihm vorgeschlagenen Mittel angewendet würden, so sei anzunehmen, daß die Regierung nachgeben werde; sollte

*) „Was nun?“ Zweiter Vortrag über Verfassungswesen, gehalten von Ferdinand Lassalle. Zürich 1863. S. 40 ff.

sie jedoch einige Zeit ohne Kammern regieren, so wäre das zum Vortheil des Parlaments. „Denn", — heißt es dann wörtlich, — „um so mehr demüthigt sich dann die Regierung vor der Majestät des Volkes, wenn sie später umzukehren sich gezwungen sieht. Um so mehr erkennt sie dann die gesellschaftliche Macht des Bürgerthums als die ihr überlegene Macht an, wenn sie erst spät umkehrend sich vor Volk und Kammer beugen muß. Dann werden Sie, meine Herren, in der Lage sein, Ihrerseits und siegreich Ihre Bedingungen zu stellen. Dann werden Sie in der Lage sein, das parlamentarische Regiment, ohne welches nur Scheinconstitutionalismus bestehen kann, zu fordern und durchzusetzen. Dann also kein Versöhnungsdusel, meine Herren. Sie haben jetzt hinreichende Erfahrungen gesammelt, um zu sehen, was der alte Absolutismus ist. Dann also kein neues Compromiß mit ihm, sondern: den Daumen aufs Auge und die Knie auf die Brust!"

Lassalle war hier, wie in vielen Sachen, in arger Täuschung begriffen — die Regierung hätte auch ohne Kammern regiert und die Abstinenzpolitik hätte sie in keiner Weise in ihren Schritten gehemmt!

War schon durch diese Vorträge das Tafeltuch zwischen ihm und der Fortschrittspartei durchschnitten, welche er überdies rücksichtslos angriff, indem er ihr Großsprecherei, Furcht und Kleinmüthigkeit vorwarf, — so steigerte er den Conflict zu einem unheilbaren, als er plötzlich die sociale Frage gegen dieselbe ausspielte und sich als Apostel des vierten Standes, der Arbeiter, gegen die liberale Bourgeoisie hinstellte. Am 12. April 1862 hielt er nämlich in dem Berliner Handwerkerverein der Oranienburger Vorstadt einen Vortrag über den „Zusammenhang der gegenwärtigen Geschichtsperiode mit der Idee des Arbeiterstandes"*), welchen er mit Recht als sein Arbeiterprogramm betitelte. In gedrängter Darstellung giebt er hier eine geschichts-

*) Zürich 1863.

philosophische Entwickelung der europäischen politischen Ideen. Eine neue Periode in der Geschichte müsse die Geltung einer neuen Idee bedeuten. Der Wendepunkt zwischen einem alten und neuen historischen Princip sei eine Revolution; doch eine Revolution machen zu wollen, sei eine Thorheit unreifer Menschen, die von den Gesetzen der Geschichte keine Ahnung haben; man könne nur einer Revolution, die schon in den thatsächlichen Verhältnissen einer Gesellschaft eingetreten sei, auch äußere rechtliche Anerkennung und consequente Durchführung geben.

Nachdem er so längere Zeit sich in geschichtsphilosophischen Erörterungen, wie die angeführten, ergangen hatte, wurde Lassalle des trockenen Tones satt und verfiel in eine rein agitatorische Sprache. Er donnert gegen die Bourgeoisie, die capitalbesitzende Klasse, welche auf Grund des Besitzes politisch herrschen wolle und danach trachte, durch Wahlcensus und Dreiklassen-Wahlsystem die Masse des Volkes von der Macht auszuschließen. Sie lege deshalb Hauptgewicht auf die indirecten Steuern, an denen unter ihrem Einflusse in Preußen das arme Volk 85 Millionen Thaler liefern müsse, während die wirklich directen Steuern nur 12 Millionen einbrächten. Thörichter Weise rechnet Lassalle die ganze Grundsteuer zu den indirecten Steuern, ebenso die Gebäudesteuer. Schon Plener hat darauf hingewiesen, und Lassalle sich gründlich irrte, indem er die Auflegung der indirecten Steuern der Bourgeoisie zur Last legte. Im alten Regime des feudalen Frankreichs war es, wo die indirecten Steuern die größte Ausdehnung erfuhren, während die besitzenden Klassen in England, welche Lassalle auch Bourgeoisie nennen würde, eine Reihe von Consumtionssteuern aufgehoben und die Einkommensteuer eingeführt haben. Und ebenso falsch ist es, daß die Bourgeoisie das Dreiklassen-Wahlsystem in Preußen zur Befestigung ihrer Herrschaft eingeführt habe, wie er denn selbst mit merkwürdiger Consequenz in dem Prozesse, welchen ihm — wie wir im nächsten Kapitel sehen werden — dieser Vortrag zuzog, sofort erklärte, daß es die preußische Regierung war, welche angeblich aus all-

gemein reactionären Gründen jenes Wahlsystem octroyirte, während die deutsche Bourgeoisie im Jahre 1848 in Frankfurt das allgemeine Wahlrecht proclamirte*).

Er erging sich hierauf in einer Verherrlichung der französischen Februar-Revolution, welche die erste Morgenröthe einer neuen Geschichtsperiode eingeleitet habe; sie, die einen Arbeiter in die provisorische Regierung berief, habe als Zweck des Staates die Verbesserung des Looses der arbeitenden Klassen ausgesprochen und das allgemeine und directe Wahlrecht proclamirt, durch welches jeder Bürger, der sein 21. Jahr erreicht hatte, ohne alle Rücksicht auf seine Besitzverhältnisse einen gleichmäßigen Antheil an der Herrschaft über den Staat, an der Bestimmung des Staatswillens und Staatszwecks empfangen habe. Der vierte Stand jedoch sei der letzte und äußerste, der „enterbte“ Stand der Gesellschaft. Wir seien alle Arbeiter, insofern wir nur den Willen haben, uns in irgend einer Weise der menschlichen Gesellschaft nützlich zu machen. Der vierte Stand sei daher gleichbedeutend mit dem ganzen Menschengeschlecht. Seine Sache sei die der gesammten Menschheit, seine Freiheit die der Menschheit selbst, seine Herrschaft die der Herrschaft Aller. Wer die Idee des Arbeiterstandes demgemäß als das herrschende Princip der Gesellschaft anrufe, der stoße nicht einen die Klassen der Gesellschaft spaltenden und trennenden Schrei aus, der stoße vielmehr einen Schrei der Versöhnung aus, einen Schrei der Ausgleichung für alle Gegensätze und der Einigung, „einen Schrei der Liebe, der, seitdem er sich zum ersten Male aus dem Herzen des Volkes emporgerungen, für immer der wahre Schrei des Volkes bleiben und um seines Inhalts selbst dann noch ein Schrei der Liebe sein wird, wenn er als Schlachtruf des Volkes ertönt“**).

Zur Verwirklichung des Arbeiterprincips schlägt er als das

*) „Die Wissenschaft und die Arbeiter“. Von Ferdinand Lassalle. S. 42.
**) „Arbeiterprogramm“. S. 32.

einzige Mittel das allgemeine und directe Wahlrecht vor. Dieses neue Princip sei ein eminent sittliches. Die obere Klasse sei zwar an sich nicht unsittlich, weil sie sich aber als privilegirt ansehe, sei ihr die Hebung des Volkes zuwider. Die Herrschaft des vierten Standes dagegen bedeute die Blüthe der Sittlichkeit und Cultur. Die Bourgeoisie verlange vom Staate nur die Sicherung der ungehemmten Selbstbethätigung des Einzelnen, sie verlange vom Staate nur Schutz für persönliche Freiheit und Eigenthum; das aber sei eine „Nachtwächteridee“, und zwar deshalb, weil sie sich den Staat selbst nur unter dem Bilde eines Nachtwächters denken könne, dessen ganze Function darin bestehe, Raub und Einbruch zu verhüten. Leider sei diese Nachtwächteridee nicht nur bei den eigentlichen Liberalen, sondern selbst bei vielen angeblichen Demokraten, in Folge mangelnder Gedankenbildung, oft genug anzutreffen *).

Die neue Idee verlange die Solidarität der Interessen, die Gemeinsamkeit und Gegenseitigkeit in der Entwicklung. Der Zweck des Staates bestehe nicht blos darin, die persönliche Freiheit und das Eigenthum des Einzelnen zu schützen, sondern hauptsächlich darin, durch diese Vereinigung die Einzelnen in den Stand zu setzen, solche Zwecke, eine solche Stufe des Daseins zu erreichen, die sie als Einzelne niemals erreichen könnten, sie zu befähigen, eine Summe von Bildung, Macht und Freiheit zu erlangen, die ihnen als Einzelnen schlechthin unersteiglich wäre. Der Zweck des Staates sei somit der, das menschliche Wesen zur positiven Entfaltung und fortschreitenden Entwickelung zu bringen, mit anderen Worten: die menschliche Bestimmung, d. h. die Cultur, deren das Menschengeschlecht fähig sei, zum wirklichen Dasein zu gestalten; er sei die Erziehung und Entwickelung des Menschengeschlechts zur Freiheit. Das sei die eigentliche sittliche Natur des Staates, seine wahre und höhere Aufgabe.

*) A. a. O., S. 39.

Seine Rede gipfelte in folgenden schwungvollen Schlußsätzen*): „Für alle, welche zum Arbeiterstande gehören, folgt aus dem Gesagten die Pflicht einer ganz neuen Haltung. Nichts ist mehr geeignet, einem Stande ein würdevolles und tief sittliches Gepräge aufzudrücken, als das Bewußtsein, daß er zum herrschenden Stand bestimmt, daß er berufen ist, das Princip seines Standes zum Princip des gesammten Zeitalters zu erheben, seine Idee zur leitenden Idee der ganzen Gesellschaft zu machen und so diese wiederum zu einem Abbilde seines eigenen Gepräges zu gestalten. Die hohe weltgeschichtliche Ehre dieser Bestimmung muß alle Ihre Gedanken in Anspruch nehmen. Es ziemen Ihnen nicht mehr die Lasten der Unterdrückten, noch die müssigen Zerstreuungen der Gedankenlosen, noch selbst der harmlose Leichtsinn der Unbedeutenden. Sie sind der Fels, auf welchen die Kirche der Gegenwart gebaut werden soll! Der hohe sittliche Ernst dieses Gedankens ist es, der sich mit einer verzehrenden Ausschließlichkeit Ihres Geistes bemächtigen, Ihr Gemüth erfüllen und Ihr gesammtes Leben als ein seiner würdiges, ihm angemessenes und immer auf ihn bezogenes gestalten muß. Der sittliche Ernst dieses Gedankens ist es, der, ohne Sie je zu verlassen, vor Ihrem Innern stehen muß in Ihrem Atelier während der Arbeit, in Ihren Mußestunden, Ihren Spaziergängen, Ihren Zusammenkünften; und selbst wenn Sie sich auf Ihr hartes Lager zur Ruhe strecken, ist es dieser Gedanke, welcher Ihre Seele erfüllen und beschäftigen muß, bis sie in die Arme des Traumgottes hinübergleitet. Je ausschließender Sie sich vertiefen in den sittlichen Ernst dieses Gedankens, je ungetheilter Sie sich der Gluth desselben hingeben, um so mehr werden Sie wiederum — dessen seien Sie sicher — die Zeit beschleunigen, innerhalb welcher unsere gegenwärtige Geschichtsperiode ihre Aufgabe zu vollziehen hat, um so schneller werden Sie die Erfüllung dieser Aufgabe herbeiführen. . . .

*) A. a. O., S. 42 ff.

„Von den hohen Bergspitzen der Wissenschaft aus, meine Herren, sieht man das Morgenroth des neuen Tages früher, als unten im Gewühle des täglichen Lebens.

„Haben Sie bereits einmal, meine Herren, einen Sonnenaufgang von einem hohen Berge aus mit angesehen?

„Ein Purpursaum färbt roth und blutig den äußersten Horizont, das neue Licht verkündend, Nebel und Wolken raffen sich auf, ballen sich zusammen und werfen sich dem Morgenroth entgegen, seine Strahlen momentan verhüllend, — aber keine Macht der Erde vermag das langsame und majestätische Aufsteigen der Sonne selbst zu hindern, die eine Stunde später, aller Welt sichtbar, hell leuchtend und erwärmend am Firmamente steht.

„Was eine Stunde ist in dem Naturschauspiel eines jeden Tages, das sind ein und zwei Jahrzehnte in dem noch weit imposanteren Schauspiel eines weltgeschichtlichen Sonnen-Aufganges.“

* * *

Durch diesen Vortrag trat Lassalle zum ersten Male positiv mit seinen socialistischen Ideen hervor. Das ist keine Kritik der verhaßten Fortschrittspartei mehr, kein Vorschlag zur Durchführung des Budget-Conflictes, das ist ein Arbeiter-Programm, d. h. der Boden für die sociale Bewegung, positive Rathschläge zur Organisation des vierten, beziehentlich Arbeiterstandes.

Der deutsch-nationale Standpunkt in seinen früheren Reden war bereits aufgegeben; seine Ansichten standen nicht mehr auf preußischem und monarchischem Boden, — es war die revolutionäre Sprache von 1848, welche an die Massen appellirte und deutlich mit dem Zaunpfahl der Revolution winkte.

Wie von der Regierungspartei, so wurde er in Folge seines Vortrages auch von der Fortschrittspartei aufs Heftigste angegriffen. Seitdem gab es absolut keine Gemeinsamkeit mehr zwischen

ihm und den Liberalen, welche er im Grunde seiner Seele noch mehr haßte als die Gouvernementalen. Schrieb er doch um jene Zeit an Sophie Soluzeff: „Ich habe unserer Fortschrittspartei, die im Grunde nur aus verkappten Reactionären besteht, den Handschuh hingeworfen. Seit zwei Monaten giebt es in unserer ganzen liberalen und pseudodemokratischen Presse einen Kampf auf Leben und Tod gegen mich, den ich mit einer kleinen Anzahl von wahrhaft demokratischen Zeitungen unterhalte, und vor allem mit einem Schwarm von Broschüren gegen diese abominable Partei“.

Zwölftes Kapitel.

Lassalle als Angeklagter vor dem Berliner Criminalgericht und Königlichen Kammergericht. — Seine Vertheidigungsreden.

Auf Grund des soeben skizzirten Vortrages wurde Lassalle angeklagt: „die besitzlosen Klassen zum Haß und zur Verachtung gegen die Besitzenden öffentlich aufgereizt zu haben“. Der Prozeß fand am 16. Januar 1863 statt. Die Anklage war unterzeichnet von Schelling, dem Sohne des berühmten Philosophen, und es war eines der verblüffendsten Argumente des Angeklagten, daß er den Vater gegen den Sohn ausspielte. Besonders richtete sich die Anklage gegen die Behauptung Lassalle's im „Arbeiterprogramm“, daß die indirecten Steuern vorzugsweise von den Unbemittelten gezahlt würden. Die Anklageschrift bestritt ferner, daß dem Lassalle'schen Vortrage das Requisit eines wissenschaftlichen Werkes zukomme, sie wies vielmehr auf das Tendentiöse desselben hin.

In seiner Vertheidigungsrede, die Lassalle unter dem Titel: „Die Wissenschaft und die Arbeiter“ (1863) veröffentlichte, paart sich eine maßlos heftige Sprache mit Schärfe und Kühnheit der

Beweisführung. Es ist klar, daß Lassalle zum Fenster hinausredet, nicht so sehr, um sich zu vertheidigen, als um zu agitiren und aufzuhetzen. Die Wirkung sollte sich nicht nur auf den Gerichtshof, sondern auch auf die „Arbeiterbataillone“ erstrecken.

Er führte nun zu seinen Gunsten an, daß der incriminirte Vortrag, entgegen der Behauptung des Staatsanwalts, ein durchaus wissenschaftlicher gewesen sei. Zum Beweise dessen berief er sich auf die namhaften Gelehrten und Mitglieder der Königlichen Akademie der Wissenschaften, den Geh. Rath August Böckh, den Wirklichen Geh. Rath Johannes Schulze, früheren Director des Cultusministeriums, den Professor Adolf Trendelenburg, den Geh. Rath und Oberbibliothekar Dr. Pertz, den Professor Leopold Ranke, den Geh. Rath Professor Hanssen und beantragte, dieselben als Sachverständige darüber zu vernehmen, ob seine Broschüre nicht eine streng-wissenschaftliche Production sei.

Eine Fülle von glücklich gewählten Citaten entrollte er für die Freiheit der Wissenschaft. Sein Leben sei derselben und den Arbeitern geweiht, seine Wissenschaftlichkeit allein sei Bürgschaft gegen wüste Demagogie. „Einem Mann, wie ich,“ sagte er u. a., „würde auch eine Verurtheilung, die er auf seinem Weg findet, keinen anderen Eindruck machen können, als etwa das Springen einer Retorte dem in seine wissenschaftlichen Arbeiten vertieften Chemiker. Mit einem leisen Stirnrunzeln über den Widerstand der Materie, setzt er, sowie die Störung beseitigt ist, ruhig seine Forschungen und Arbeiten fort. Aber um der Nation und ihrer Ehre willen, um der Wissenschaft und ihrer Würde, um des Landes und seiner gesetzlichen Freiheit, um des Angedenkens willen, das die Geschichte Ihren eigenen Namen, meine Herren Präsident und Räthe, bewahren wird, rufe ich Ihnen zu: sprechen Sie mich frei!“

Er verwahrt sich gegen die Annahme der Anklage, daß er unter „Bourgeoisie“ das Bürgerthum gemeint habe; das

Wort habe bei ihm nicht diese Bedeutung; vielmehr seien wir alle Bürger: der Arbeiter, der Kleinbürger u. s. w. Der Besitzende werde erst dann Bourgeois, wenn er dazu übergehe, die ganz unverfängliche und unanstößige Thatsache seines größeren Besitzes als rechtliche Bedingung für die Theilnahme an der Bestimmung des Staatswillens hinzustellen; wenn er dazu übergehe, den Kapitalbesitz zum rechtlichen politischen Privilegium zu gestalten, die Rechtsgleichheit zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden aufzuheben und die Freiheit des Volkes und seiner Entwickelung dadurch zu Gunsten des größeren Besitzes und seiner festen Herrschaft zu confisciren. Erst dadurch werde die Bourgeoisie zu einem privilegirten Stande. Sein Angriff sei nur gegen das Dreiklassen-Wahlgesetz, niemals aber gegen die besitzenden Klassen gerichtet, deren thatsächlichen Besitz er vielmehr als durchaus unanfechtbar, unanstößig, unantastbar und durchaus rechtmäßig vertheidige.

Drollig waren seine Anführungen freisinniger Stellen aus den Schriften des Vaters, bezieh. des Philosophen Schelling gegen dessen Sohn, den Staatsanwalt. Zum Beweise dessen, daß er — Lassalle — unter Revolution keine gewaltsame, sondern naturgemäße Umwälzung verstehe, citirte er z. B. aus der Schelling'schen Schrift: „Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit"*) die nachstehende Stelle: „Der Gedanke, die Freiheit einmal zum Eins und Alles der Philosophie zu machen, hat den menschlichen Geist überhaupt nicht blos in Bezug auf sich selbst in Freiheit gesetzt und der Wissenschaft in allen ihren Theilen einen kräftigen Aufschwung gegeben, als irgend eine frühere Revolution".

Er suche nicht die Klassengegensätze zu verschärfen, sondern zu versöhnen und er führt auch hier eine Aeußerung des alten Schelling gegen den jungen an, dahin lautend: „Das Medium, wodurch Geister sich verstehen, ist nicht die umgebende Luft,

*) Bd. 7, S. 351.

sondern gemeinschaftliche Freiheit, deren Erschütterungen sich bis ans Innerste der Seele fortpflanzen. Wo der Geist eines Menschen nicht vom Bewußtsein der Freiheit erfüllt ist, ist alle geistige Verbindung unterbrochen, nicht nur mit Andern, sondern sogar mit ihm selbst. Kein Wunder, daß er sich selbst ebenso gut als Anderen unverständlich bleibt und in seiner fürchterlichen Einöde nur mit eiteln Worten sich ermüdet, dem kein freundlicher Widerhall aus eigener oder aus fremder Brust antwortet. Einem solchen unverständlich bleiben, ist Ruhm und Ehre vor Gott und Menschen".

Das glänzende Plaidoyer nützte ihm nichts, denn er wurde zu vier Monaten Gefängniß verurtheilt. Er appellirte dagegen an's Königliche Kammergericht und erzielte eine Umwandlung der Gefängnißstrafe in eine Geldbuße. Auch hier vertheidigte er sich in einer längeren Rede, welche er später unter dem Titel: „Die indirecte Steuer und die Lage der arbeitenden Klassen"*) drucken ließ.

Hier sucht er — gestützt auf die Aussprüche großer Staatsökonomen und mit Zuhilfenahme reichen statistischen Materials — zu beweisen, daß die Armuth einen viel größeren Umfang habe, als man annehme. Er sagt wörtlich**): „Also 11 400 Personen im ganzen Staate mit über 2000 Thaler Einkommen und, diese inbegriffen, 44 000 Personen im ganzen Staate mit über 1000 Thaler Einkommen. Das ist der Status der gesellschaftlichen Bilanz! Nicht wahr, meine Herren, das würden Sie nie geglaubt, nie für möglich gehalten haben, wenn es hier nicht in amtlichen Publikationen vorläge? Es ist dieselbe lächerlich kleine Handvoll Menschen, die in allen Städten alle Theater, alle Concerte, Gesellschaften, Bälle, Kränzchen, Restaurationen und Weinstuben füllen, vermöge ihrer Ubiquität den Schein einer Wunder wie großen Anzahl erregen, nur an sich denken,

*) Zürich, 1863.
**) A. a. O., S. 56 ff.

von sich sprechen, die sich dünken, die Welt zu sein und, indem sie allein über alle Zeitungen und alle Fabrikanstalten der öffentlichen Meinung disponiren, wahrhaftig sogar alle Anderen dahin bringen, es zu glauben und sich einreden zu lassen, daß diese 11000 und diese 44000 die Welt sind! Und unter dieser winzigen Handvoll Leute, die sich allein regt, allein bewegt, schreibt, perorirt, nur ihre eigenen Interessen kennt und verficht und sich einredet, sie sei es, welche die Steuern aufbringe, — unter dieser Handvoll Menschen windet sich in stummer, unaussprechlicher Qual, in wimmelnder Zahl, das unbemittelte Volk, die 17 Millionen, producirt Alles, was uns das Leben verschönt, macht uns die unerläßliche Bedingung aller Gesittung, die Existenz des Staates, möglich, schlägt seine Schlachten, zahlt seine Steuern — und hat Niemand, der an es dächte und es verträte!"

Lassalle erklärt — ein wenig prahlerisch, — daß er nur für die Wissenschaft lebe und daß man sich nicht über seine Heftigkeit wundern dürfe, wenn er plötzlich wegen seiner Theorien auf die Anklagebank geschleppt werde. „Versetzen Sie sich", ruft er seinen Richtern zu, „einen Augenblick in meine Lage, meine Herren, in die Lage eines Gelehrten. Die Zeit, welche Andere dem Genusse und der Sucht nach Bereicherung widmen, wird von ihm mühsamen Studien geweiht. In den langen, bei dem Scheine seiner Lampe verbrachten Nächten hält seinen Körper das Eine wach: der Durst nach Wahrheit und das Bewußtsein, seinen Mitmenschen einen Dienst zu erweisen. Dieser Dienst vergilt sich nicht, weder durch äußere Vortheile noch durch Anerkennung. Er rechnet auch nicht auf solche und begehrt sie nicht. Er hat aus der Geschichte gelernt, daß die Anerkennung eine Pflanze ist, welche nur auf Gräbern wuchert. Aber während er eben in angestrengte Meditationen verloren, wird er durch den Ruf geweckt und aus seinen Arbeiten aufgeschreckt, daß er vor die Tribunale gerissen ist, daß er für eben das, woran er uneigennützig seine besten Kräfte gesetzt und wodurch

er — der einzige Lohn, der ihm wird — in seinem stillen Bewußtsein der Gesellschaft einen Dienst erwiesen zu haben weiß, jetzt als Verbrecher bestraft werden soll. Können Sie sich da wundern, meine Herren, daß der so Aufgeschreckte entrüstet auffährt, die Wissenschaft zu einem blanken Stahle schmiedet und erbittert um sich schlägt?"

Lassalle übersieht hier, daß man seine agitatorischen Reden, nicht aber seine wissenschaftlichen Ausführungen unter Anklage gestellt hat! — Vom rein menschlichen Standpunkte freilich war dieser taktische Zug wohl zu erklären!

Eine nicht üble strategische Finte war es von ihm, als er hervorhob, daß seine Ansichten über die indirecten Steuern sich mit denen des Directors des Königl. Statistischen Bureaus, Geh. Raths Dr. Engel, deckten. Es machte einen tiefen Eindruck, als er aus der Tasche einen an ihn gerichteten Brief dieses noch jetzt lebenden großen Statistikers herausholte, worin ihm über seine incriminirte Broschüre allerlei Lobeserhebungen gesagt wurden. Diese Zuschrift lautete wörtlich:

„Berlin, 14. Februar 1863.

Geehrter Herr!

In ergebenster Erwiderung Ihrer gestrigen Zuschrift spreche ich Ihnen zuvörderst meinen Dank für die gleichzeitige freundliche Uebersendung Ihrer neuesten Broschüren aus. Der Vortrag über den Zusammenhang der gegenwärtigen Geschichtsperiode mit der Idee des Arbeiterstandes war mir schon im vorigen Sommer bekannt geworden und schon damals gereichte es mir zum Vergnügen und zur Genugthuung, für meine philosophischen und historischen Anschauungen in Ihnen einen der hochbegabtesten Gewährsmänner gefunden zu haben. Dasselbe Vergnügen empfand ich, als ich in Arnold's geistvollem Buche über das Eigenthum einem ähnlichen Ideengang begegnete. Es zeigt sich bei den ökonomischen Arbeitern dasselbe, was bei den Erfindungen alltäglich bemerkbar ist: sie sind durch die

Zeit gereifte Früchte eines Baumes, den man nur zu schütteln braucht.

„Ihren Ausspruch, daß der Richter über fachwissenschaftliche Werke selbst im Besitz der Fachwissenschaft sein sollte, über die zu richten er berufen ist, möchte ich mir erlauben, dahin zu interpretiren, daß in allen, einen fachwissenschaftlichen Ursprung habenden der Schwerpunkt ebenso in das Gutachten der Sachverständigen gelegt werden sollte, wie dies der Fall ist, wenn es sich um den Rechtsspruch in medizinischen, technischen, commerciellen Angelegenheiten handelt u. s. w.“

Indem er diesen Brief zu den Acten gab, rief er mit dem vollen Brustton der sittlichen Ueberzeugung aus: „Haben Sie je einen grelleren, einen schreienderen Widerspruch erlebt, meine Herren? Während mir die Staatsbeamten, welche vom Staate als die Chefs gerade derjenigen Branchen angestellt sind, um welche es sich hier handelt, ihren Dank und ihre Genugthuung für die von mir veröffentlichten Resultate aussprechen, während sie dieselben als ökonomische Wahrheiten bezeichnen, welche durch die Zeit gereifte Früchte des Baumes der Erkenntniß seien, werde ich von den Beamten der gerichtlichen Kreise um derselben Resultate willen verfolgt und verurtheilt!“ ...

Mit größter Schärfe — mehr noch wie in seinen früheren Schriften und Reden — betonte er seine Forderung der Staatshilfe für die Arbeiter. „Dem Staate“, sagte er zum Schlusse seiner Vertheidigungsrede, „schreibe ich die hohe, gewaltige Aufgabe zu, die Keime des Menschlichen zu entwickeln, wie er dies, seitdem die Geschichte besteht, gethan hat und für alle Ewigkeit thun wird und als das Organ, das für Alle ist, an seiner schützenden Hand die menschliche Lage Aller herbeizuführen. Diese Doctrin, meine Herren, ist keine Doctrin der Zerstörung und Barbarei, es ist im höchsten Grade eine Staatsdoctrin! Sie, meine Herren, gehören ja nicht den Manchestermännern an, jenen modernen Barbaren, welche den Staat hassen, nicht diesen oder jenen bestimmten Staat, oder diese oder jene Staats-

form, sondern den Staat überhaupt, und welche, wie sie dies hin und wieder deutlich eingestanden, am liebsten allen Staat abschaffen, Justiz und Polizei an den Mindestfordernden verganten und den Krieg durch Actiengesellschaften betreiben lassen möchten, damit nirgends im ganzen All noch ein sittlicher Punkt sei, von welchem aus ihrer kapitalbewaffneten Ausbeutungssucht ein Widerstand geleistet werden könnte!“

Der Staatssocialismus war nun öffentlich und feierlich proclamirt.

Dreizehntes Kapitel.

Das Entstehen der socialdemokratischen Partei. — Gründung des „Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins“. — Der Agitator im Kampfe gegen Schulze-Delitzsch und die Fortschrittspartei.

Diese Vorträge und der Verlauf des Prozesses brachten die Figur Lassalle's stärker vor das Publikum und besonders vor die Arbeiterkreise. Bisher war er in der That nur als Mann der Wissenschaft, allerdings mit agitatorischen Manieren, als ein leidenschaftlicher Theoretiker ohne praktische Ziele aufgetreten, nun sollte er direkt in die Arena des Parteikampfes steigen und für die Massen, deren Banner er in den letzten Jahren entrollte, persönlich streiten. Sein philosophisch-socialer Radicalismus sollte jetzt in die That umgewandelt werden.

Den ersten Anstoß zu diesem folgenschweren Schritte Lassalle's gab ein ihm aus Leipzig von dem dort tagenden Centralcomité für Arbeiterinteressen zugegangenes Schreiben vom 10. Februar 1863. In demselben hieß es u. A., daß Lassalle's Broschüre: „Ueber den besonderen Zusammenhang der gegenwärtigen Geschichtsperiode mit der Idee des Arbeiterstandes“ von den Arbeitern überall mit großem Beifall aufgenommen worden sei; andererseits seien jedoch von verschiedenen Seiten sehr

ernstliche Bedenken ausgesprochen worden, ob die von Schulze-Delitzsch empfohlenen Associationen der großen Mehrzahl der Arbeiter, die gar nichts besitze, genügend helfen können, ob namentlich durch dieselben die Stellung der Arbeiter im Staat in der Art verändert werden könne, wie es nothwendig erscheinen müsse. Das Centralcomité sei der Ueberzeugung, daß das Associationswesen unter den jetzigen Verhältnissen nicht genug leisten könne; da nun aber aller Orten die Idee von Schulze-Delitzsch als maßgebend unter dem Arbeiterstand empfohlen worden und da doch wohl noch andere Mittel und Wege als die von Schulze vorgeschlagenen denkbar wären, um die Ziele der Arbeiterbewegung: Verbesserung der Lage der Arbeiter in politischer, materieller und geistiger Beziehung zu erreichen, so habe das Centralcomité einstimmig beschlossen, Lassalle zu ersuchen, in irgend einer ihm passend erscheinenden Form seine Ansichten über die Arbeiterbewegung und die Mittel, deren dieselbe sich zu bedienen habe, sowie besonders auch über den Werth der Associationen für die ganz unbemittelte Volksklasse auszusprechen.

Bisher hatte er nur von Gelehrten und Forschern Anerkennung gefunden; das war das erste sichtliche Anzeichen der Zustimmung aus der Mitte des Volkes selbst, und Lassalle fühlte sich dadurch nicht wenig geschmeichelt! Er erklärte sich sofort bereit, den Wunsch des Comités zu erfüllen und schon nach 14 Tagen sandte er ihm sein „Offenes Antwortschreiben"*), welches den ersten Anstoß zur Entstehung der socialdemokratischen Partei gab. Mit Recht hat man diese Schrift die „Stiftungsurkunde des deutschen Socialismus" genannt. Hier hat er alle seinen Ideen, die seit Jahren in ihm keimten und gährten, in volksthümlicher Sprache entwickelt und sich über das Wesen der Socialdemokratie, die Stellung des einzelnen Arbeiters zur Gesammtproduction, das „eherne Lohn-

---

*) Zürich, 1863.

gesetz", Productiv-Associationen, Staats-Hilfe u. s. w. u. s. w. eingehend geäußert.

Sehen wir uns diese socialdemokratischen Lehren Lassalle's etwas genauer an.

Auf die Frage, wie sich die Arbeiter politisch verhalten sollten, antwortete er, daß dieselben die Erfüllung ihrer Interessen nur von der „politischen Freiheit" erwarten können; sie dürfen sich aber ja nicht als ein Anhang der Fortschrittspartei betrachten, denn diese böte das Schauspiel einer „Schwäche und Würdelosigkeit sonder gleichen", sondern sie müssen sich als selbstständige politische Partei constituiren und das allgemeine gleiche und directe Wahlrecht zum principiellen Losungswort und Banner machen. Die Vertretung des Arbeiterstandes in den gesetzgebenden Körperschaften Deutschlands könne allein in politischer Hinsicht die „legitimen" Interessen des Arbeiterstandes befriedigen. Eine friedliche und gesetzliche Agitation hiefür mit allen gesetzlichen Mitteln zu eröffnen, das sei und müsse das Programm der Arbeiterpartei sein.

Was die Arbeiter vor Allem angehe, daß sei die sociale Frage, die Aufgabe, die Lage des Arbeiterstandes zu verbessern; Sparkassen, Invaliden- und Hilfskassen machten das Elend der Arbeiter erträglicher, leisteten aber auch nicht mehr. Die Schulze-Delitzsch'schen Associationen, die Credit-, Vorschuß-, Rohstoff- und Consumvereine seien nicht im Stande, die Lage des Arbeiterstandes zu verbessern. Dieselben seien nicht für die Arbeiter, sondern nur für Diejenigen von Werth, welche ein Geschäft für eigene Rechnung betreiben, also für den kleinen Handwerksbetrieb. „Diese Vereine, sagte er*), können in Bezug auf den kleinen Handwerker nur den Todeskampf, in welchem das kleine Handwerk der Großindustrie zu unterliegen und Platz zu machen bestimmt sei, verlängern, die Qualen des Todeskampfes dadurch vermehren und die Entwickelung unserer Cultur unnütz

*) A. a. O., S. 14.

aufhalten — das ist das ganze Resultat, das sie auch in Bezug auf den kleinen Handwerkerstand haben, während sie den eigentlichen, in der Großindustrie beschäftigten und täglich wechselnden Arbeiterstand überhaupt nicht berühren".

Die Consumvereine sollen zwar den ganzen Arbeiterstand umfassen, aber auch sie seien unfähig, seine Lage zu verbessern. Sie betrachten einerseits den Arbeiter als Consumenten und nicht als Producenten, legen also die helfende Hand nicht da an, wo er leide, und wo er reformirt werden müsse, und andererseits sei ihre Wirkung, wenn sie allgemein eine Verwohlfeilerung der Lebensbedürfnisse herbeiführen sollte, die, daß sich der Lohn vermindere; dann trete, sowie überhaupt immer, jenes „eherne ökonomische Gesetz" in Wirksamkeit, daß der durchschnittliche Arbeitslohn immer auf den nothwendigen Lebensunterhalt reducirt bleibe, der in einem Volk gewohnheitsmäßig zur Fristung der Existenz und zur Fortpflanzung erforderlich sei. „Das ist der Punkt, um welchen der wirkliche Tageslohn in Pendelschwingungen jederzeit herum gravitirt, ohne sich jemals lange weder über denselben erheben, noch unter denselben hinunterfallen zu können!" *)

In echt agitatorisch-aufhetzender Weise apostrophirt er die Arbeiter: „Fragen Sie Jeden, der zu Ihnen spricht, ob er dieses Gesetz anerkennt und wie er dasselbe beseitigen will? Und wenn er hierauf nicht zu antworten weiß, so wenden Sie ihm ruhig den Rücken; er ist ein leerer Schwätzer, der Sie oder sich selbst täuschen und mit hohlen Phrasen verblenden will!"

Die Folge dieses Gesetzes sei, daß von dem Arbeitsertrag dem Arbeiter nur die bare Nothdurft als Arbeitslohn zukomme, der ganze Ueberschuß aber auf den Unternehmerantheil falle, und mit der steigenden Productivität der Arbeit vergrößere sich das Mißverhältniß zum Nachtheil des Lohnes. Der heutigen Lage sei nur durch Association der Arbeiter für fabrikmäßige Großproduction abzuhelfen; der Arbeiterstand müsse sein eigener

*) A. a. O., S. 15.

Unternehmer werden, dadurch falle die Scheidung in Lohn und Unternehmergewinn weg und an ihre Stelle trete als Vergeltung der Arbeit der Arbeitsertrag. Bloße private Productivassociationen führen zu keinem Ziele, weil dieselben in die capitalistische Productionsweise zurückfallen — dem Arbeiterstand könne nur der Staat helfen. Der Staat habe die Aufgabe, die Culturfortschritte durch positive Förderung zu erleichtern. Bei Abschaffung der Sklaverei in den englischen Colonien, bei Gewährung von Zinsgarantien für Eisenbahnen zu Gunsten der Capitalisten habe der Staat intervenirt — warum sollte er den Arbeitern nicht seinen Credit leihen zur Bildung von Productivassociationen, welche anfänglich einzelne Industriezweige umfassen, dann in Creditverbände mit einander treten würden?

Aber wie sei der Staat zu dieser Intervention zu vermögen? Nur durch das allgemeine und directe Wahlrecht. Wenn die gesetzgebenden Körper Deutschlands aus dem allgemeinen und directen Wahlrecht hervorgehen, werden die Arbeiter den Staat bestimmen können, sich dieser seiner Pflicht zu unterziehen.

„Organisiren Sie sich" *), ruft er in fanatischer Begeisterung den Arbeitern zu, „als „Allgemeiner Deutscher Arbeiterverein" zu dem Zweck einer gesetzlichen und friedlichen, aber unermüdlichen, unablässigen Agitation für die Einführung des allgemeinen und directen Wahlrechts in allen deutschen Ländern. Von dem Augenblicke an, wo dieser Verein auch nur 100 000 deutsche Arbeiter umfaßt, wird er bereits eine Macht sein, mit welcher Jeder rechnen muß. Pflanzen Sie diesen Ruf fort in jede Werkstatt, in jedes Dorf, in jede Hütte. Mögen die städtischen Arbeiter ihre höhere Einsicht und Bildung auf die ländlichen Arbeiter überströmen lassen. Debattiren Sie, discutiren Sie überall, täglich, unaufhörlich und unablässig, wie jene große englische Agitation gegen die Korngesetze, in friedlichen, öffentlichen Versammlungen, wie in privaten Zusammenkünften die Nothwendigkeit des allgemeinen und directen Wahlrechts. Je

*) A. a. O., S. 37 ff.

mehr das Echo Ihrer Stimme millionenfach widerhallt, desto unwiderstehlicher wird der Druck derselben sein. Stiften Sie Cassen, zu welchen jedes Mitglied des Deutschen Arbeitervereins Beiträge zahlen muß und zu denen Ihnen Organisationsentwürfe vorgelegt werden können. Gründen Sie mit diesen Cassen, die trotz der Kleinheit der Beiträge eine für Agitationszwecke gewaltige finanzielle Macht bilden würden — bei einem wöchentlichen Beitrage von nur Einem Silbergroschen würde bei 100 000 Mitgliedern der Verein jährlich 160 000 Thaler verwenden können — öffentliche Blätter, welche täglich dieselbe Forderung erheben und die Begründung derselben aus den socialen Zuständen nachweisen. Verbreiten Sie mit denselben Mitteln Flugschriften zu demselben Zweck. Besolden Sie aus den Mitteln des Vereins Agenten, welche dieselbe Einsicht in jeden Winkel des Landes tragen ... Dies ist das Zeichen, in dem Sie siegen werden! Es giebt kein anderes für Sie!"

Während im „Arbeiterprogramm", wie wir wissen, noch das ganze Volk Arbeiter und alle Welt Arbeiter ist, wird in dem neuen Evangelium der Socialdemokratie der Arbeiter schroff dem Besitzenden gegenübergestellt, wird eine Classe gegen die andere ausgespielt, wird, mehr oder weniger verblümt, der Classenhaß gepredigt. Wenn Lassalle sich auch gegen Socialismus und Communismus verwahrt, so ist auf diese Redensarten nicht viel zu geben. In begehrlichster Weise wird hier den Arbeitern der Himmel auf Erden versprochen, werden mächtige Classenleidenschaften wachgerufen und das Volk aufgefordert, die Hand nach den irdischen Gütern auszustrecken. Von individueller Freiheit und individueller Arbeitvergütung war nicht mehr die Rede — die Ricardo'sche Lohntheorie erheischte für die Masse das Recht auf Arbeit und Genuß.

Sein Antwortschreiben schlug nicht sofort durch, wie man vielleicht hätte erwarten können; immerhin hatte es den Erfolg, daß das Leipziger Comité seinen Rath annahm und eine größere Arbeiterversammlung ausschrieb, zu welcher Lassalle eingeladen wurde.

Am 16. April 1863 hielt er in der dortigen Versammlung der Arbeiter eine Rede*); es waren mehr als 4000 Personen zugegen. Er führte u. A. aus, daß die Wuth seiner Feinde am besten beweise, wie richtig seine Ansichten über die Arbeiterfrage seien. Daß er dem Arbeiterstande das ökonomische Gesetz verrathen habe, welches den Arbeitslohn der arbeitenden Classen regle, an welches ihre Existenz mit eisernen Klammern geschmiedet sei, wollen gewisse Leute ihm nicht vergeben, wie im Alterthum gegen einen Priester gewüthet wurde, der die Geheimnisse der Ceres verrathen. Wären seine Feinde Römer — sie hätten ihn niedergestoßen am offenen Markte, wie die Patricier einst mit den Gracchen thaten. Seine Feinde seien aber keine Römer und so hätten sie versucht, ihn mit Verleumdungen niederzustoßen statt mit dem Schwerte. Er führte sodann seine socialistischen Ansichten eingehender aus, sich auf berühmte Nationalökonomen, wie Ricardo, J. St. Mill, Roscher u. Andere berufend. Er schloß seinen Vortrag mit den stolzen Worten: „Eine günstige Vorbedeutung knüpfe ich an den Umstand, daß gerade hier im Sachsenland und gerade von Leipzig aus zuerst diese Beschlüsse gefaßt worden sind; hier in Sachsen war es, daß Luther die berühmten Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg schlug, hier in Sachsen war es, daß nach der Leipziger Disputation die päpstliche Bannbulle von den Wittenberger Studenten verbrannt wurde. Hoffen wir, daß der belebende Hauch der großen Reformation, welche dieses Jahrhundert erfordert, von hier ausgehen und seine Wirkung über die Fluren unseres Vaterlandes verbreiten werde."

Lassalle, welcher es bekanntlich liebte, sich auf Autoritäten früherer Zeiten für seine Ansichten zu berufen, bewaffnete sich diesmal mit den Anschauungen dreier damals lebender namhafter Nationalökonomen: Rodbertus, Wuttke und Bucher. Alle drei waren freilich in keiner Weise mit allen Anschauungen des Stifters der Socialdemokratie einverstanden; ersterer erklärte sich

---

*) „Zur Arbeiterfrage". Selbstverl. des Autors, 1863.

zwar für das Lohngesetz, aber gegen alle praktischen politischen und socialen Folgerungen, ebensowohl gegen die Productivassociationen als völlig unwirksam, als auch gegen die Forderung des allgemeinen Stimmrechts, und letzterer gab nur eine vage Zustimmungserklärung zu Lassalle's Ansichten über die Aufgabe des Staates — aber schon diese Berührungspunkte bildeten für ihn erfolgreiche Alliancen; er war nicht mehr allein. Bezeichnend lautet der Schluß des erwähnten Lothar Bucher'schen Briefes: „Die Vorgänge in der gestern hier (Berlin) abgehaltenen Arbeiterversammlung, wo man diejenigen, die Lassalle's Argumente entwickeln wollten, mit dem Geschrei: Haut ihn! nicht zu Worte kommen ließ und die Art und Weise, wie die so zu Stande gebrachte Abstimmung von einem Theil der hiesigen Presse verwerthet wird, dieses von Berlin gegebene Beispiel, die Anwesenden zu terrorisiren und die Abwesenden zu täuschen, macht es doppelt geboten, Farbe zu zeigen. Ich verliere daher keine Zeit, meine Ueberzeugung auszusprechen, daß die Lehre der Manchesterschule: „Der Staat habe nur für die persönliche Sicherheit zu sorgen und alles andere gehen zu lassen", vor der Wissenschaft, vor der Geschichte und vor der Praxis **nicht** besteht. Mit demokratischem Gruß &c."

Die Leipziger Arbeiter beherzigten auch insofern den Wink Lassalle's, als sie am 23. Mai 1863 den „**Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein**" gründeten. An der constituirenden Versammlung nahmen außer Lassalle noch Theil: Dr. Dammer, Professor Wuttke, J. Vahlteich, Bernhard Becker, Hans von Bülow und mehrere Delegirte aus Hamburg, Düsseldorf, Dresden, Elberfeld, Frankfurt a. M., Mainz, Harburg, Köln, Solingen und Barmen, sowie gegen 600 Arbeiter. § 1 des Vereins lautet: „Unter dem Namen: „Allgemeiner Deutscher Arbeiterverein" begründen die Unterzeichneten für die deutschen Bundesstaaten einen Verein, welcher, von der Ueberzeugung ausgehend, daß nur durch das allgemeine gleiche und directe Wahlrecht eine genügende Vertretung der socialen Interessen des deutschen Arbeiterstandes

und eine wahrhafte Beseitigung der Classengegensätze in der Gesellschaft herbeigeführt werden kann, den Zweck verfolgt, auf friedlichem und legalem Wege, insbesondere durch das Gewinnen der öffentlichen Ueberzeugung, für die Herstellung des allgemeinen gleichen und directen Wahlrechts zu wirken". Mitglied kann jeder deutsche Arbeiter werden; über die Frage, ob Jemand ein Arbeiter im Sinne des Vereins sei, entscheidet der Vorstand; der Sitz des Vereins ist Leipzig; beim Eintritt hat jedes Mitglied zwei Silbergroschen zu bezahlen, von da ab einen halben Silbergroschen wöchentlich; der Vorstand besteht aus einem Präsidenten und 24 Mitgliedern. Die Dauer der Präsidentschaft des Vereins wurde auf 5 Jahre festgesetzt und Lassalle mit allen gegen 1 Stimme zum Präsidenten gewählt. Er nahm nur zögernd die Wahl an und behielt sich das Recht vor, jederzeit und so lange er lebe, Vicepräsidenten zu ernennen.

Durch diese Wahl wurde Lassalle der Dictator des „Allg. Deutschen Arbeitervereins". Seine stete Sucht, die Macht zu erlangen, war vorderhand, wenigstens in Bezug auf diesen Verein, befriedigt. Die straffe Organisation, die er dem Verein gab, legte alle Actionsfreiheit desselben in seine Hand. Der Verein sollte, wie Lassalle selbst sagte, „der Hammer in der Hand eines Einzelnen sein". Und diesen Hammer wollte er mit vernichtender Gewalt gegen seine Feinde schwingen, wie der mythische Donnergott den Mjölner schwang.

Welche Genugthuung er über die Gründung der socialdemokratischen Partei und des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins empfand, das verräth der jubelnde Ausruf in dem Briefe an Sophie Soluzeff vom 28. Juni 1863, dahin lautend:

„... Ich kann nicht leugnen, daß ich viele Gründe habe, eine gewisse Art von Befriedigung, sogar eine ziemlich große Befriedigung, zu empfinden. Erfolge, welche in Anbetracht der allgemeinen Verhältnisse beinahe unglaublich sind und mich und meine Freunde überrascht haben! Ich habe unserer liberalen Fortschrittspartei, die Schmach und der Schandfleck meines Vater-

landes, entscheidende Schläge versetzt. Ich allein habe eine wahrhaft demokratische und sociale Partei geschaffen, die im gegenwärtigen Moment über ganz Deutschland verbreitet ist. Ich habe über alle Hindernisse, gegen alles Mögliche gesiegt"*).

Wenn jedoch Lassalle erwartete, daß der neue Verein rapid zunehmen werde, so hatte er sich gründlich getäuscht. Die Werbung der Mitglieder ging langsam und mühselig vor sich und der Verein zählte im August 1863 nicht tausend Personen, obschon der Präsident eine umfassende agitatorische Thätigkeit entfaltete.

Waren schon in den letzten Jahren die Ruhetage im Leben dieses Agitators gezählt, so hörte, seitdem er dem Liberalismus und der Fortschrittspartei unerbittlich den Fehdehandschuh hingeworfen, der Kampf nicht auf, und hüben und drüben wurde mit einer Erbitterung sonder gleichen und zuweilen leider! auch mit unwürdigen Waffen gestritten.

Seit Menschengedenken ist in der Presse und in den Versammlungen nicht so viel geschmäht und geschimpft worden, wie damals Seitens der Anhänger Lassalle's einer- und derjenigen Schulze-Delitzsch's andererseits. Fast die gesammte liberale, d. h. fortschrittliche Presse erklärte sich gegen Lassalle; sie nannte seine Vorschläge eine schlechte Nachahmung der Louis Blank'schen Nationalwerkstätten, welche 1848 in Frankreich so kläglich gescheitert seien. In einigen Berliner Zeitungen wurde er sogar des Mordes einer alten Frau, der in seiner Nachbarschaft stattgefunden hatte, bezichtigt. Die „Tribüne" behauptete, er habe sich der Regierung verkauft und sei in das Lager der Reaction übergegangen und dergleichen mehr. Er blieb freilich der Fortschrittspartei und Presse die Antwort nicht schuldig. Wir wissen, daß er sie „die Schmach und den Schandfleck des Jahrhunderts" nannte; er

*) Dagegen berichtet Bernhard Becker, daß ihm Lassalle Tags darauf privatim gesagt habe: „Wenn die Sache fehl geht, sind wir schauderhaft blamirt", worauf ihm Becker geantwortet haben soll: „Sie sind doch immer noch durch Ihre Schriften geschichtlich gedeckt, aber wir Anderen wären in solchem Falle viel schlimmer daran".

beschuldigte sie, daß sie „ohne jeden Sinn und Verständniß für das politische Ehrgefühl"*) sei, er warf ihnen das Epitheton: „Eunuchen" an den Hals, die nicht begreifen können, wie Ein Mann allein sich gegen Alle zu erheben wagte, „nichts hinter sich, weder die Regierung einerseits, noch Cliquen, noch Coterien, noch Zeitungsorgane andererseits, auf nichts gestützt, als auf die Principien und auf sein Vertrauen zu der Kraft und dem gesunden Sinn des Volkes!"**) Ja, er behauptete sogar, daß er die socialdemokratische Partei nur aus Haß gegen die Fortschrittspartei in's Leben gerufen habe, weil die letztere auf seinen Vorschlag im Verfassungs-Conflikt, mit der Regierung radical zu brechen, nicht eingegangen sei. „Seit 1849", sagte er, „hatten wir die liberale Partei gewähren lassen. Hatten sich auch unsere Massen im Allgemeinen bei den Wahlen nicht betheiligt, so hatten wir doch Alles unterlassen, was diese Partei hätte beeinträchtigen, stören, gefährden können. Mit einer Selbstverleugnung ohne Gleichen hatten wir Alles, jedes eigene Auftreten, jede eigene Forderung, Alles, Alles vermieden, was dieser Partei den Schein hätte entziehen können, daß sie es sei, welche über die Massen des Volkes verfüge! Jetzt endlich mußte für alle Welt ersichtlich sein, daß auf diese 14 Jahre erfolglosen Wartens noch hundertmal 14 andere Jahre gleichen erfolglosen Wartens folgen müßten, wenn wir diese Partei weiter gewähren und sich als „das Volk" gebärden ließen! Jetzt endlich mußte für jeden Denkenden ersichtlich sein, daß diese Schwächlinge es niemals vermögen würden, der Freiheit eine Gasse zu brechen; jetzt konnte uns keine Rücksicht mehr abhalten, jetzt war uns nicht einmal eine Wahl mehr geblieben, jetzt war der Augenblick gekommen, uns auch äußerlich als das zu constituiren, was wir innerlich seit je waren: als eine selbstständige, besondere Partei! Ja, jetzt war das zur Ehrenpflicht für uns geworden; wir konnten nicht länger den Schein dulden, einer Partei anzugehören, welche bis

*) „Offenes Antwortschreiben", S. 6.

**) „Die Feste, die Presse", S. 3.

in diesen Abgrund schmachvoller Schwäche versunken war! Wir hatten unsere Ehre, wir hatten die Ehre des Landes zu retten!“

Lassalle warf den Fortschrittlern ferner vor, daß sie, während die Lage des Landes eine betrübende sei, glänzende Feste, wahre Saturnalien feiern! Wie die Franzosen Feste nach ihren siegreichen Revolutionen veranstalteten, so feierten sie ihre — Niederlagen! Wie sich bei den römischen Saturnalien die Sklaven zu Tische setzten und sich als die Herren gebärdeten, so setzten sich heutzutage die Besiegten zu Tische und spielten sich in pomphaft-geschmacklosen Anerkennungstoasten als die Sieger auf! .... „Als Spartakus mit den Seinen das Banner des römischen Sklaven-Aufstandes erhob, um aus Sklaven freie Männer zu machen, da feierte er keine Saturnalien mehr!“

Fürchterliche Musterung hielt er endlich unter der fortschrittlichen Presse. Der Hauptfeind aller gesunden Entwickelung des deutschen Geistes und des deutschen Volksthums sei heutzutage die Presse; sie sei auf dem Entwickelungs-Stadium, auf dem sie angelangt sei, der gefährlichste Feind des Volkes, um so gefährlicher, als er verkappt auftrete; ihre Lügenhaftigkeit, Verkommenheit und Unsittlichkeit würden von nichts anderem überboten, als vielleicht von ihrer Unwissenheit. Die liberalen Zeitungen seien die „modernen Falstaffs“, aber nur so feige und verlumpt wie Falstaff, jedoch ohne seinen Humor; sie verdienten es nicht einmal, daß man sie bedaure bei allen laut schallenden Schlägen, mit welchen die Regierung ihren Rücken bedecke. Er habe schon in „Julian der Literarhistoriker“ — (natürlich ohne Ueberhebung geht es auch hier nicht!) „unter dem rauschenden Beifall der größten Gelehrten und Denker Deutschlands“ — nachgewiesen, wie die Zeitungsschreiber der Fortschrittspartei in ihrer wüsten Unwissenheit das Volk verpesten, es in ihrer frivolen Gedankenlosigkeit, in ihrem metiermäßigen Haß gegen alles Große und Bedeutende systematisch untergraben. Wenn nicht eine totale Umwandlung unserer Presse eintrete, wenn diese Zeitungspest noch fünfzig Jahre so fortwüthe, so müsse der Volksgeist ver-

derbt und zu Grunde gerichtet sein bis in seine Tiefen! ... Nicht das begabteste Volk der Welt, nicht die Griechen, hätten eine solche Presse überdauert! Die Presse sei heutzutage ohne jeden moralischen Werth, ein ordinäres Geldgeschäft wie jedes andere auch, dabei durch und durch heuchlerisch, indem es unter dem Scheine für große Ideen und für das Wohl des Volkes betrieben werde! „Habt Ihr einen Begriff von der depravirenden Wirkung, die diese täglich fortgesetzte Heuchelei, dieses Pfaffenthum des 19. Jahrhunderts, allmälig auf Verleger und Zeitungsschreiber hervorbringen mußte?“ Wolle Jemand Geld verdienen, so möge er Kattun fabriziren oder Tuche oder auf der Börse spielen; aber daß man um schnöden Gewinnstes willen alle Brunnen des Volksgeistes vergifte und dem Volke den geistigen Tod täglich aus tausend Röhren kredenze — das sei das höchste Verbrechen, welches er fassen könne! — —

Man ersieht aus diesen Ausführungen, daß Lassalle in Folge der fortgesetzten Agitation immer maßloser wurde, daß er in's Ungeheuerliche übertrieb und jener wissenschaftlichen Objektivität, welche den „Herakleitos“ und das „System der erworbenen Rechte“ noch vielfach auszeichnete, vollends verlustig ging!

Jedenfalls war es durchaus abgeschmackt, die Presse in Bausch und Bogen zu verdammen und seinen Gegnern die schmählichsten Motive unterzuschieben, — ebenso abgeschmackt war freilich auch die Verdächtigung, welche ihn im Dienste der Reaction hinstellte, wenn er auch zu sehr Realpolitiker war, um nicht einzusehen, daß mit der großen Macht der preußischen Krone ein besseres Bündniß zu schließen sei als mit dem Republikanismus. Demokratische Agitatoren müssen freilich stets das gröbste Geschütz auffahren lassen, sie müssen Hetz- und Brandreden halten, wollen sie Eindruck auf die Massen machen — und Lassalle wollte immer und überall Effect machen; seitdem er Präsident des Allgemeinen Deutschen Arbeiter-Vereins war, war er in der Anwendung der Mittel noch weniger scrupulös wie in früheren Zeiten!

Vierzehntes Kapitel.

Agitationsreisen und Reden in Frankfurt a. M., Mainz, Barmen, Solingen und Düsseldorf. — Die angebliche „Eroberung Berlins". — Die erste und zweite „Heerschau" am Rhein.

Die Noth der gemeinen Agitation drängte immer mehr, und Lassalle mußte immer wieder zu den Massen sprechen; zumal er sich gewissermaßen in der Nothwehr befand, da die Fortschrittspartei überall Versammlungen gegen ihn abhalten ließ. Eine solche fand auch in Frankfurt a. M. statt, wo L. Büchner, M. Wirth und L. Sonnemann gegen Lassalle sprachen. Als dort einer seiner Anhänger den Rednern vorwarf, sie hätten vielleicht weniger heftig gegen Lassalle gesprochen, wenn dieser anwesend wäre, beschloß man, den Agitator zu einer großen Versammlung zugleich mit Schulze-Delitzsch einzuladen. Dieser lehnte wegen parlamentarischer Geschäfte ab, jener ging hin. Er schrieb an Rodbertus, er hielte zwar nichts von solchen Disputationen, aber — der Schauspieler in ihm verleugnete sich nie! — er brauche einen Eclat, er wolle seine alte revolutionäre Mähne schütteln, er müsse hin und müsse siegen. Und er siegte. Die Versammlung war meistens aus Anhängern Schulze's zusammengesetzt. Sonnemann legte ein Referat und den Antrag vor, die Versammlung möge in Erwägung, daß die deutschen Arbeiter an dem männlichen Princip der Selbsthilfe und Selbstverantwortlichkeit fest halten, die Beschickung der Leipziger Gründungsversammlung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins ablehnen. Lassalle hatte daher einen schweren Stand; aber auch hier bewies er sein außerordentliches agitatorisches Geschick, seine hinreißende Rednergabe und seine Kunst, die Massen zu beherrschen.

Die Versammlung fand am 17. Mai 1863 im Saalbau zu Frankfurt a. M. statt. Als Vorsitzender fungirte ein Anhänger von Schulze-Delitzsch, Dr. L. Büchner; hier hielt nun

Lassalle eine mehrstündige Rede, in welcher er seine Lehren erläuterte und namentlich seinen Vorschlag, den Staatscredit betreffend, begründete. Ursprünglich spottete man über den geckenhaft gekleideten Stutzer, welcher eine Masse gelehrter Bücher unter seinen Armen hatte, aber allmälig kam er doch zu Gehör und er wußte sich Respect zu verschaffen; während der ganzen Rede gab es Applaus und Zischen; seine Anhänger ließen ihn hochleben, während seine Gegner ihn verhöhnten.

Er sei nicht gekommen, fing er seine Rede an, um den Anwesenden nach dem Munde zu reden, sondern um als freier Mann die ganze Wahrheit ungeschminkt und, falls es nöthig sei, auch schonungslos zu sagen und selbst wenn das, was er zu sagen habe, der Versammlung mißfallen sollte, fordere er doch, daß man ihn mit lautlosem Schweigen zu Ende höre.

Er ließ hierauf schweres Geschütz auffahren, indem er durch eine Reihe von Citaten aus Adam Smith, Leon Say, J. S. Mill, Rau, Zachariä, Roscher u. A. die Richtigkeit des Ricardo'schen Lohngesetzes zu beweisen suchte. Bemerkte er, daß die trockenen Zahlen und Daten die Zuhörer ermüdeten, warf er aufhetzende und agitatorische Worte in die Versammlung, um die Arbeiter aufzustacheln. Er wiederholte seine Berechnung über die Zahl der kleinen Leute und Arbeiter in Preußen nach den Ergebnissen der Klassen- und Einkommensteuer und führte an der Hand des Statistikers Dieterici aus: daß nur 1,3 Proc. der Bevölkerung über 1000 Thaler Einkommen, 3 Proc. ein Einkommen von 500—1000 Thaler und der große Rest von 95,7 Proc. der Bevölkerung unter 500 Thaler Einkommen besitze. Dann entwickelte er seine Vorschläge; die Productivassociationen mit Staatscredit seien nur der erste Theil, keineswegs noch die Lösung der socialen Frage. Die Discussion über geeignete Mittel gehöre in den aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgehenden, gesetzgebenden Körper. Einstweilen könne man 100 Millionen Thaler dazu verwenden, die mit 5 Proc. zu verzinsen wären; der Capitalzins sei nicht mit dem Unternehmergewinn zu verwechseln; diese

Zinsen würden, wieder zu 5 Proc. angelegt, in 14 Jahren das Capital verdoppeln, so daß man dann 200 Millionen hätte und jährlich 10 Millionen an Associationen austhun könnte. Die Associationen würden unter einander in Creditverband stehen.

Um einen Begriff von der raffinirten Art der Lassalle-schen Demagogie zu geben, seien hier nur einige Schlagworte, welche er in jener Frankfurter Versammlung gebrauchte, wiedergegeben: „Hungersterben, meine Herren, kann in einem doppelten Sinne genommen werden. Ja, so im Augenblick hinfallen, todt sein im Moment vor Hunger, — das geschieht sehr selten; aber wer fortdauernd eine größere Verausgabung von Kräften vornimmt, als man in Folge zu schlechter Lebensmittel und einer zu schlechten Lebensweise überhaupt wieder ersetzen kann, wenn also die Ausgabe von Kräften beständig die Einnahme überschreitet, so stirbt man auch Hungers im Laufe der Zeit". — „Ihr deutschen Arbeiter seid merkwürdige Leute! Vor französischen und englischen Arbeitern, da müßte man plaidiren, wie man ihrer traurigen Lage abhelfen könne, Euch aber muß man vorher erst beweisen, daß Ihr in einer traurigen Lage seid. So lange Ihr nur ein Stück schlechte Wurst habt und ein Glas Bier, merkt Ihr das gar nicht und wißt gar nicht, daß Euch etwas fehlt! Das kommt aber von Eurer verdammten Bedürfnißlosigkeit! Wie, werdet Ihr fragen, ist die Bedürfnißlosigkeit denn nicht eine Tugend? Ja, vor dem christlichen Moralprediger da ist die Bedürfnißlosigkeit allerdings eine Tugend! Die Bedürfnißlosigkeit ist die Tugend des indischen Säulenheiligen und des christlichen Mönches; aber vor dem Geschichtsforscher und dem Nationalökonomen da gilt eine andere Tugend. Fragen Sie alle Nationalökonomen: welches ist das größte Unglück für das Volk? Wenn es keine Bedürfnisse hat! Denn diese sind der Stachel seiner Entwickelung und Cultur. Darum ist der neapolitanische Lazzaroni so weit zurück in der Cultur, weil er keine Bedürfnisse hat, weil er zufrieden sich ausstreckt und in der Sonne sich wärmt, wenn er eine Handvoll Maccaroni erworben.

Warum ist der russische Kosak so weit zurück in der Cultur? Weil er Talglichte frißt und froh ist, wenn er sich in schlechtem Fusel berauscht. Möglichst viel Bedürfnisse haben, aber sie auf ehrliche und anständige Weise befriedigen, das ist die Tugend der heutigen, der nationalökonomischen Zeit! Und so lange Ihr das nicht begreift und befolgt, predige ich ganz vergeblich!“

Als Lassalle gar zu persönlich und ausfallend wurde, sah sich der Präsident wiederholt genöthigt, ihn zur Ordnung zu rufen, und es entspann sich dann zwischen beiden so mancher gereizte Dialog.

Hier einige Proben: Einmal ersuchte ihn der Präsident, seine maßlosen Ausfälle gegen die Presse zu unterlassen.

Präsident: Wir sind nicht hier, um uns zu beschimpfen, sondern um uns über tiefgehende Fragen auszusprechen und zu verständigen. Je mehr Sie sich mäßigen, desto größer wird der Eindruck auf die Versammlung sein.

Lassalle: Ich habe Niemand beschimpft, ich habe nicht einmal von Personen, sondern von einem Institut gesprochen und dessen Unehrlichkeit gerügt. Es ist und bleibt eine hohe Unehrlichkeit, einen Angriff zu bringen und die Annahme der Antwort darauf zu verweigern — wohin wäre es mit der Wahrheit gekommen, wenn sie nicht einmal vor Arbeitern gesagt werden sollte? —

Ein anderes Mal rügte der Präsident den Ausdruck „Lohnschreiber“, den Lassalle mit Max Wirth in Verbindung brachte.

Präsident: Ich muß den Redner entschieden bitten, nicht Personen zu beleidigen. Hier hat er entschieden von einer Person gesprochen.

Lassalle: Es ist für mich eine ganz neue Erscheinung und zeigt, wohin wir gekommen sind, die Scene, die wir jetzt erlebt haben. Meine Herren, ich werde mich in der Freimüthigkeit meines Urtheils nicht irre machen lassen. Ueberdies bitte ich, eines zu bemerken; ich habe hier kein Urtheil über eine Person abgegeben, sondern nur eine allgemeine Sentenz gesagt. Ich habe nicht gesagt, Herr M. Wirth sei ein Lohnschreiber; kein

Mensch kann das gehört haben; ich berufe mich auf die Herren Stenographen. Ich habe nur gesagt, ein Lohnarbeiter ist etwas ganz Ehrenwerthes und ein Lohnschreiber ist etwas ganz anderes. Das ist eine allgemeine Sentenz. Der Präsident hat nicht das Recht, den Sinn meiner Worte zu censiren.

Präsident: Wissen Sie nicht, daß wir hier eine Versammlung haben, auf die halb Deutschland blickt? Lassen Sie es nicht dahin kommen, daß die Bemerkung gemacht werden muß, die Versammlung konnte nicht abgehalten werden, weil die Arbeiter nicht genug parlamentarischen Takt besaßen. Ich habe Herrn Lassalle unterbrochen, weil er das Wort: „Lohnschreiber" in Verbindung mit Herrn M. Wirth gebraucht hat. Kein Mensch wird daran zweifeln, obschon vielleicht der Wortlaut nicht der war. Deshalb habe ich das Recht, den Herrn Redner aufmerksam zu machen, künftig Aehnliches zu unterlassen.

Lassalle: Ich muß dem Präsidenten wiederholt bemerken, daß ihm nur die Censur über die parlamentarische Ausdrucksweise, niemals aber über den Sinn der Rede zusteht. Darauf beruht eben die ganze Freiheit der Rede, daß man etwas andeutet, ohne es mit directen Worten zu sagen, daß man jeden beliebigen Sinn mit parlamentarisch beliebten Ausdrücken sagt. Darauf beruht die Freiheit der Rede, wie die Gewandtheit des Redners. Wie wollen Sie sonst, wenn Sie über irgend etwas oder irgend Jemanden eine schlechte Meinung haben, wie wollen Sie diese mittheilen? — —

In welch gereizter Stimmung Lassalle damals war, beweisen — nebenbei gesagt — seine fürchterlichen Schmähungen Wilhelm Wackernagels in Elberfeld, mit welchem er in literarischer Polemik stand. Er richtete gegen ihn ein Flugblatt, welches von unwürdigen Schimpfereien strotzt und worin die Worte vorkommen: „Herr Wackernagel wohnt in Elberfeld; rheinische Arbeiter! Ich übergebe diesen Mann Euer gerechten Verachtung!" . . .

Vier Stunden hindurch hatte Lassalle in der Frankfurter Ver-

sammlung gesprochen, als die Ungeduld und der Lärm derselben den Schluß seiner Rede herbei führte. Er gab sich aber nicht geschlagen; zwei Tage darauf wurde die Versammlung wieder aufgenommen, die Stimmung für ihn war merklich günstiger geworden und er konnte mit mehr Selbstvertrauen und Pathos sprechen. Als es zur Abstimmung kam, verließen die Anhänger Schulze's, die nunmehr in Minderheit waren, den Saal und 400 Stimmen gegen Eine nahmen den Antrag Lassalle's auf Beschickung der Leipziger Versammlung an. Ein so günstiges Resultat hatte er selbst nicht erwartet!

In dieser Rede sprach er die denkwürdigen Worte: „Es wäre das großartigste Culturfactum, es wäre ein Triumph des deutschen Namens und der deutschen Nation, wenn in Deutschland die Initiative in der socialen Frage gerade von den Besitzenden ausginge, wenn sie aufträte als ein Product der Wissenschaft und der Liebe, nicht als eine Gährung des Hasses und der wilden sansculottischen Wuth!"

Einen Tag später sprach Lassalle in Mainz zwei Stunden und siegte mit 800 Stimmen gegen zwei.

Nach dem Vorgange Leipzigs wurden auch in Hamburg, Düsseldorf, Barmen, Solingen, Köln und andern Städten socialdemokratische Vereine gegründet.

Im Spätsommer 1863 ging Lassalle, der sich bereits als Generalstabschef der socialdemokratischen Armee fühlte, nach dem Rhein, um dort — wie er selbst sagte — „Heerschau" zu halten. Er sprach in Barmen, Solingen und Düsseldorf und 10,000 Arbeiter umjubelten den schlanken, bleichen Dictator, dessen Auge von dämonischem Feuer blitzte und der es wie keiner verstand, die Volksleidenschaften aufzuregen und den Klassen-Kampf zu schüren. Die Brandreden, welche er dort hielt, veröffentlichte er später unter dem Titel: „Die Feste, die Presse und der Frankf. Abgeordnetentag"*). In heftigster Weise wüthete er hier gegen

*) Düsseldorf, 1863.

die preußische Verfassung und forderte das allgemeine Stimmrecht, nicht so sehr aus allgemeinen demokratischen Gründen, sondern weil es dem Volke durch die Reaction widerrechtlich entrissen worden sei.

Lassalle zeigte sich sehr empfindlich, wenn seine Rede unterbrochen wurde, so z. B. als er am 20. September 1863 in Barmen sprach und im Saale ein einzelner, langgehaltener, gellender Pfiff ertönte. Er erklärte sofort: „Ich muß einige Worte über den Vorgang verlieren, der soeben Statt gehabt. Ich fordere denjenigen, der gepfiffen, zur Scham auf. Es ist schamlos von einem Einzelnen, Tausende zu stören, die — wie er sieht — voll Aufmerksamkeit und Begeisterung an meinen Lippen hängen. Ueberdies muß ich Einiges bemerken. Es ist möglich, daß sich nicht nur Mitglieder und Freunde, sondern auch Feinde des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins hier eingefunden haben. Diese mache ich darauf aufmerksam, daß sie heut bei mir, beim Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein, zu Gast sind! Auch sie sollen uns willkommen sein, insofern sie sich ruhig und bescheiden verhalten. Aber bei der geringsten absichtlichen Störung werde ich Hausrecht gebrauchen und die Störer einfach, ohne Tumult, ohne Mißhandlung, aber mit Blitzesschnelle zur Thür hinausbringen lassen. Ihr seht, daß ich, ganz abgesehen von der Polizei, hier Tausende von Händen auf meinen Wink zur Verfügung haben würde."

In Folge dieser Erklärung entstanden im Saale fanatische Scenen. Ein Arbeiter brachte z. B. ein Hoch auf Schulze-Delitzsch aus, und sofort stürzten sich Hunderte auf den Aermsten und beförderten ihn mit Blitzesschnelle an die Thür. Es entwickelte sich ein abscheulicher Tumult, bei welchem geschwungene Stühle und geschleuderte Bierseidel eine Hauptrolle spielten.

In Solingen kam Lassalle in Conflict mit der Polizei. Er sprach vor einer ungeheuren Menschenmenge. Er hatte sich in die heftigsten Schmähungen der Fortschrittspartei ergangen und etwa eine Stunde geredet, als ein Gensdarm auf den Tisch

stieg und die Versammlung für aufgelöst erklärte. Der Protest Lassalle's half ihm nichts. In Folge dessen begab sich der Letztere nach dem etwa eine Viertelstunde entfernten Telegraphen-Amt, von Tausenden von Arbeitern geleitet, die unausgesetzt „Hochs" auf ihn ausbrachten. Dort gab er nun folgende Depesche auf:

„Ministerpräsidenten von Bismarck

Berlin.

Fortschrittlicher Bürgermeister hat soeben an der Spitze von 10 mit Bajonettgewehren bewaffneten Gensdarmen und mehreren Polizisten mit gezogenem Säbel von mir einberufene Versammlung ohne jeden gesetzlichen Grund aufgelöst. Umsonst mich auf das Vereinsgesetz berufend protestirt. Mit Mühe das Volk — an 5000 Mann in dem großen Saale der Schützenhalle, noch mehrere Tausende vor demselben — von Thätlichkeiten abgehalten. Von Gensdarmen und Zehntausenden vom Volke, die mich arretirt glaubten, nach dem Telegraphenamt transportirt. Fahne der Elberfelder Arbeiter confiscirt. Bitte um strengste, schleunigste, gesetzliche Genugthuung. F. Lassalle."

Meines Wissens hat Lassalle auf diese Depesche keine Antwort erhalten. Wie es scheint, war die Behörde nicht im Unrecht, denn als einige Kaufleute und Fabrikanten während der Lassalle'schen Rede ein Hoch auf Schulze-Delitzsch zur Saalthüre hineingeschrieen hatten, erhob sich vor dem Saale ein großer Spectakel und zwischen den Arbeitern und Polizisten kam es zu einem Handgemenge. Eine solche Störung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit konnte füglich die Polizei nicht dulden!

Trotz dieser Aufsehen erregenden Vorgänge konnte es Lassalle nicht gelingen, die Arbeitermassen für den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein zu begeistern — augenscheinlich traute man ihm nicht recht. Es mußte daher — das sah er wohl ein — vor Allem Berlin gewonnen werden, das sich bisher ziemlich kühl verhielt. Im October 1863 hielt er eine „Ansprache an die Arbeiter Berlins", um sie zum Eintritt in seinen „Allgemeinen

Deutschen Arbeiterverein" aufzufordern. „Mit Berlin wird die Bewegung unwiderstehlich" — schrieb er, aber seine Worte verhallten wirkungslos. Vergebens ermahnte er in diesem Flugblatt die Berliner, sie möchten nicht hinter Hamburg, Frankfurt, Sachsen und dem Rheinland zurückbleiben; die Arbeiter waren zumeist Anhänger Schulze-Delitzsch's und wollten von seinen Lockungen nichts wissen.

Der Kern seiner Ausführungen an die Arbeiter Berlins besteht in den Sätzen: „Im Privatleben helfen sich die Einzelnen, jeder mit seinen isolirten Kräften, so gut es geht. Die Völker und Klassen helfen sich stets nur und haben sich seit je nur geholfen durch die Gesetzgebung! Die Selbsthilfe der Völker und Klassen — das ist die Aenderung der Gesetzgebung, die Einführung jener großen allgemeinen Institutionen, welche das gesammte sociale Leben bedingen".

Wie die literarische, so gelang ihm auch die mündliche Agitation nicht. Am 2. November 1863 fand in Berlin eine schwachbesuchte Arbeiterversammlung statt, in welcher das Lied: „Bet' und arbeit'" vorgelesen wurde, das Georg Herwegh dem Verein gewidmet hatte. Als darauf Lassalle sprechen wollte, wurde die Versammlung von Fortschrittlern unter Hochs auf Schulze-Delitzsch gesprengt und er persönlich insultirt. Aber er ließ sich dadurch nicht abschrecken, sondern erklärte, „den Stier bei den Hörnern packen zu wollen", zu welchem Behufe er eine Massenversammlung einberief. Diese fand am 22. November des genannten Jahres statt, wobei es aber wieder zu Skandalen kam, die Polizei drang in den Saal und verhaftete Lassalle. Sie lieferte ihn wegen seines Hochverrathsprozesses, auf welchen ich im nächsten Kapitel noch zurückkommen werde, in Untersuchung, doch wurde er gegen eine Caution von 3000 Thalern nach drei Tagen wieder in Freiheit gesetzt.

Trotz seiner Mißerfolge war der Agitator rastlos rührig. Im nächsten Jahre entfaltete er wieder eine außerordentliche Thätigkeit. Ueber Leipzig, woselbst er in einer Mitgliederversammlung

sprach, reiste er zur zweiten „Heerschau“ nach dem Rhein, wo er die meisten Anhänger hatte und sprach im Laufe des Mai 1864 in Solingen, Barmen, Köln, Wermelskirchen und Ronsdorf in großen Versammlungen; überall erntete er enthusiastischen Beifall.

Der folgende, bisher noch nicht veröffentlichte, Brief Lassalle's an die Gräfin Hatzfeldt vom 20. Mai 1864 liefert ein treues Bild seines Wirkens und seines damaligen Seelen- und Körperzustandes. Er ist von hoher Bedeutung, da er gleichsam den Boden vor uns ausbreitet, auf welchem die kommenden Ereignisse sich aufbauen, die seinen Untergang herbeiführten.

„Düsseldorf, Donnerstag, 20. Mai.

Gute Gräfin!

Ich habe Ihnen einmal schon nach Heidelberg geschrieben. Obschon ganz krank, wirklich auf den Hund gekommen, schreibe ich Ihnen wieder. Endlich, endlich ist der größte Theil der Intriguen hinter mir. Wäre ich bei meiner Abreise von Berlin gesund gewesen, so war mir das Alles Kleinigkeit, aber ich reiste schon ganz heiser ab, mindestens mit einem gehörigen Katarrh. Nach der Leipziger Rede wurde es sofort schlimm. Hier angekommen, ging ich gleich zu Gerhardy*) und er höllensteinte an mir herum, so daß es wieder nothdürftig ging; aber nachdem die Versammlung in Solingen vorbei war — eine Rede von zwei Stunden —, hatte ich keinen hörbaren Ton mehr. Mit nassen Handtüchern, heißem Grog und ähnlichen Mitteln stellte ich mich gleichwohl wieder so weit her, daß ich Tags darauf wieder in Barmen reden konnte. Hier schone ich mich ziemlich, um den anderen Tag in Köln bei voller Kraft zu sein. Und wirklich à force von Handtüchern und Grog u. s. w. verfügte ich am anderen Tage über alle meine Stimmmittel, sogar mit Leichtigkeit. Eben das verführte mich: Ich sprach nach der Rede noch den ganzen Tag über unnöthiger Weise so viel, daß ich Abends nicht

*) Lassalle's Arzt in Düsseldorf.

mehr einen Ton hatte. Dazu kam Erkältung, starker Husten u. s. w. Gleichwohl mußte ich gestern in Wermelskirchen sprechen, und ich brachte es auch wieder fertig, zwei Stunden lang; aber mit solcher Ermüdung, mit solcher Ueberanstrengung aller meiner Kräfte, daß ich heute wieder tonlos bin und auch außerdem erschöpft, schlotterig, matt und sehr schlecht aussehe.

Glücklicher Weise kann ich mich jetzt bis Sonntag ausruhen. Sonntag kommt die letzte, aber auch die größte Anstrengung — unser Stiftungsfest zu Ronsdorf, das wirklich großartig sein wird. Dann sofort nach Ems.

Physisch steht es also augenblicklich schlecht mit mir. Moralisch habe ich dagegen hier hin und wieder, so am letzten Sonntag und Montag und vor Allem in Wermelskirchen, ganz überwältigende Eindrücke bekommen.

So was habe ich noch nie gesehen! Unwillkürlich mußten Einem die Faust-Scenen einfallen! Sowohl die im ersten Theil („Zufrieden jauchzet Groß und Klein, hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein"), als die am Schluß des zweiten Theils, wo er befriedigt still steht. Hier war nicht mehr von einem Parteifest oder von einer Parteiversammlung die Rede. Die ganze Bevölkerung war in einem namenlosen Jubel. Ich kam — ohne es zu zeigen — aus einer gewissen Verwunderung gar nicht heraus, daß gerade die Landgemeinden diese Agitation so gewaltig ergreifen konnte! Ich hatte beständig den Eindruck, so müsse es bei der Stiftung neuer Religionen ausgesehen haben. Die Vereinsgemeinde Wermelskirchen und die Staatsgemeinde Wermelskirchen sind sich fast gänzlich deckende Bezeichnungen. (Ebenso Ronsdorf.) Kommt es wirklich einmal zum allgemeinen und directen Wahlrecht, so ist in solchen Gemeinden wie Wermelskirchen, Ronsdorf, Solingen u. s. w. nicht von Majorität, sondern von Unanimität die Rede. Mann für Mann würde die Bevölkerung ausziehen, um für Jeden zu votiren, den ich ihnen bezeichne.

Anbei — wir bekommen natürlich nichts Ausführliches in

die hiesige Presse, obwohl sich jetzt bereits Blätter wie die „Düsseldorfer Zeitung“, die „Barmer Zeitung“ uns für kurze und abgeschwächte Berichte zur Verfügung gestellt haben — einen Bericht der „Düsseldorfer Zeitung“ über Barmen und Köln. Den über Solingen werden Sie noch in Berlin erhalten haben. Einen Artikel des „Nordstern“ über Wermelskirchen lege ich bei.

Ich will Ihnen gleich jetzt — denn ich habe nicht Ihre schändliche Gewohnheit, Einem erst im allerletzten Augenblicke Ihre Entschlüsse mitzutheilen — anzeigen, weil es Ihnen vielleicht lieber ist, wenn Sie es früher wissen, daß ich genöthigt bin, mich nach der Emser Kur zu einer Molkenkur von drei bis vier Wochen nach der Kuranstalt auf dem Rigi zu begeben. Uebereinstimmung von Frerichs*) und Gerhardy. Vielleicht kommen Sie mit. Ich hoffe das wenigstens sehr.

Ihr

F. Lassalle.“

In der That erlebte Lassalle am Rhein seine höchsten Triumphe. Er wurde von den fanatisirten Arbeitern gleich einem Halbgott gefeiert; wo er sich sehen ließ, wurde sein Weg mit Blumen bestreut, die schönsten Mädchen bewarfen ihn mit Bouquets. Aus Nah und Fern strömten die Landleute herbei, um ihn zu sehen und seine Hände zu küssen. Kurz, es gab Demonstrationen, wie sie selbst in südlichen Ländern, wo das Blut heiß durch die Adern strömt, nur selten vorkommen.

Selbst die Volksdichtung bemächtigte sich des Arbeiterheros und bei seiner Abholung in Wermelskirchen wurde ihm das nachstehende Poem, welches den Charakter des echten alten Volksgesanges an seiner Stirne trägt, überreicht:

Zum freudevollen Feste,
Das heute schön Dir blüht,
Da bringen wir das Beste,
Ein fröhlich heit'res Lied.

---

*) Geh. Rath Frerichs, Lassalle's Arzt in Berlin.

Wir grüßen Dich, Herr Präsident,
In unserm Deutsch-Verein,
Denn Dir gebührt die Ehre,
In unserm Groß-Verein.

Wir richten voll Vertrauen
Zu Dir jetzt unsern Blick,
Und werden bald das schauen,
Was Aller größtes Glück.

Die Eintracht wird sich mehren,
Denn Du gehst uns voran,
Die Ketten zu zerbrechen,
Die unsere Väter han.

Ein Lorbeer wird uns krönen,
Denn unsere Stimme zählt,
Da können wir drauf bauen,
Daß dieses bald geräth.

Und wenn wir nun gesieget,
Dann wollen wir uns freun,
Du bist uns hoch erkoren
In diesem Deutsch-Verein.

Am 22. Mai hielt er in Ronsdorf seine allerletzte Rede zum Stiftungsfest des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins; er schloß dieselbe mit den denkwürdigen Worten:

„Ich habe, wie Ihr denken könnt, dieses Banner nicht ergriffen, ohne ganz genau im Voraus zu wissen, daß ich dabei persönlich zu Grunde gehen kann. (Große, allgemeine Aufregung der Versammlung.) Die Gefühle, die mich bei dem Gedanken, daß ich persönlich beseitigt werden kann, durchdringen, kann ich nicht besser zusammenfassen, als in die Worte des römischen Dichters:

„Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor! Zu deutsch: „Möge, wenn ich beseitigt worden, irgend ein Rächer und Nachfolger aus meinen Gebeinen auferstehen!"

„Möge mit meiner Person diese gewaltige und nationale Culturbewegung nicht zu Grunde gehen, sondern die Feuersbrunst,

die ich entzündet, weiter und weiter fressen, so lange ein Einziger noch von Euch athmet!

„Das versprecht mir, und zum Zeichen dessen hebt Eure Rechte empor!"

Der Eindruck der Worte war ein tiefgehender. Die ganze Versammlung erhob, von höchster Aufregung ergriffen, die Hände. Niemand ahnte, daß er des „Rächers und Nachfolgers" so bald bedürfen werde.

Fünfzehntes Kapitel.

Criminalprozesse aller Art. — „Bastiat-Schulze".

Während all' der Kämpfe, die Lassalle im öffentlichen Leben zu bestehen hatte, war auch die Justiz nicht unthätig. Seine Reden und Broschüren zogen ihm wiederholt zahlreiche Anklagen zu. Der vor dem Berliner Criminalgericht und Königl. Kammergericht geführten Prozesse habe ich bereits Erwähnung gethan.

Wegen seiner schon namhaft gemachten Rede: „Die Feste, die Presse u. s. w." wurde er in erster Instanz in contumaciam zu einem Jahre Gefängniß verurtheilt, weil er durch öffentliche Behauptung oder Verbreitung erdichteter oder entstellter Thatsachen die Anordnungen der Obrigkeit dem Hasse und der Verachtung ausgesetzt habe. In zweiter Instanz wurde die Strafe auf 6 Monate herabgesetzt. Dieser Prozeß gab, wie A. Aaberg*) berichtet, in den ersten Stadien seiner Entwickelung Veranlassung zu einem Abenteuer, welches Lassalle in Berlin erlebte. Der rheinische Untersuchungsrichter hatte einen Vorführungsbefehl gegen den Angeklagten erlassen, und die Berliner Polizei wurde mit der Vollstreckung desselben beauftragt, während Lassalle Beschwerdeschriften gegen den Erlaß einreichte. Am 29. Januar 1864, Mittags 3 Uhr,

---

*) „Ferdinand Lassalle", S. 69.

als er mit der Gräfin Hatzfeld spazieren ging, wurde er in einer belebten Straße Berlins von drei Polizeibeamten angehalten und an der Seite der Gräfin verhaftet. Dann folgten ihm die Beamten in seine Wohnung; erst Abends wurden sie abgerufen und die Verhaftung aufgehoben. Die Auseinandersetzung, welche Lassalle wegen dieses Abenteuers mit den Behörden hatte, führten zu einem neuen Prozesse und er wurde in demselben im Mai 1864 zu vier Monaten Gefängniß verurtheilt.

Am bedenklichsten war die gegen ihn schwebende Anklage wegen Hochverrath; dieselbe war noch verschärft durch die Neben-Anklage: „eine Staatseinrichtung öffentlich verhöhnt und der Verachtung Preis gegeben zu haben". Dieser Hochverrathsprozeß fand am 12. März 1864 vor dem Staatsgerichtshofe zu Berlin statt. Die Anklage stützte sich auf die erwähnte Broschüre: „An die Arbeiter Berlins", wodurch sich der Verfasser einer hochverrätherischen, nämlich „auf gewaltsame Aenderung der preußischen Staatsverfassung abzielenden Handlung schuldig gemacht, eine Staatseinrichtung durch öffentliche Verhöhnung der Verachtung ausgesetzt und die Mitglieder des Königl. Staatsministeriums mit Bezug auf ihren Ruf beleidigt" habe.

Lassalle suchte sich dadurch zu vertheidigen, indem er behauptete, daß er die Ansprache an die Arbeiter Berlins lediglich zu dem Zwecke veröffentlicht habe, um die Lügen und Entstellungen, welche die Fortschrittspresse über gewisse Vorgänge betreffs der von ihm veranstalteten rheinischen Arbeiterversammlungen, namentlich über die Geringfügigkeit seines dortigen Anhanges u. s. w., verbreitet habe, zu widerlegen. Er perhorrescirte den Gedanken an eine gewaltsame Umänderung der Verfassung; nur einen geistigen Druck wolle er auf die Regierung ausüben und keinen Schritt unternehmen, der sich nicht auf gesetzlichem Wege rechtfertigen ließe.

Der Präsident des Kammergerichts, Büchtemann, hielt dem Angeklagten vor, daß er in seiner Ansprache an die Leidenschaften seiner Anhänger appellire; die Leidenschaft pflege aber nicht die friedlichen und gesetzlichen Wege einzuhalten, worauf Lassalle

replicirte, daß es darauf ankomme, welchen Begriff man mit dem Worte „Leidenschaft“ verbinde und er berief sich dabei auf Hegel, welcher sagte, daß „nichts Großes auf Erden ohne Leidenschaft vollbracht werde“.

Am Schluß seines Plaidoyers beantragte der Oberstaatsanwalt Adelung gegen den Angeklagten eine Gesammtstrafe von 3 Jahren Zuchthaus, 100 Thaler Geldbuße und 5 Jahren Polizei-Aufsicht.

Der Präsident rügte wiederholt das Bestreben Lassalle's, aus Dichtern einzelne Stellen zu seiner Vertheidigung anzuführen, was Lassalle zu heftiger Verwahrung gegen die angebliche Beschränkung der Redefreiheit des Angeklagten veranlaßte. Als Probe des sonderbaren Dialogs zwischen beiden sei hier nur ein Intermezzo mitgetheilt:

Lassalle: Ich sehe nicht ein, warum ich Sie, meine Herrn Richter, dadurch ermüden muß, daß ich Ihnen meine Reden in der langweiligen Form vortrage, welche dem jus als solchem nun einmal eigenthümlich ist. Ich kann Sie vielleicht besser unterhalten, indem ich, ohne dem juristischen Nerv meiner Einrede im Geringsten Abbruch zu thun, sie Ihnen in ästhetischer Form vortrage! Wenn es nämlich wahr wäre, was der Anklageact behauptet, so müßte ich mich genau in derselben Gemüthssituation befinden, in welcher Schiller in der Tragödie: „Wallensteins Tod“ dort im ersten Act seinen Helden darstellt. Er hat nach Schillers Darstellung bis dahin allerlei Dinge gethan, welche er à deux mains verwenden kann. Wie er sie verwenden wird, darüber ist er selbst noch nicht entschlossen. In dem bekannten Monologe gleich am Anfang der Tragödie schildert er selbst diese seine Situation; da heißt es:

„Wär's möglich? — könnt' ich nicht mehr wie ich wollte?
Nicht mehr zurück, wie mir's beliebt?“

Präsident (unterbrechend): Ich habe schon einmal den Angeklagten darauf hingewiesen, uns nicht mit Declamationen aus den Dichtern aufzuhalten.

Lassalle: Herr Präsident, sind denn unsere großen Poeten, ist Schiller in diesen Hallen proscribirt?

Präsident richtet einige beruhigende Worte an den Angeklagten.

Lassalle: Es ist eine sehr wesentliche Stelle, eine Stelle von genialer Ausprägung der hier schwebenden Fragen und Sie müssen mich hören:

„— — ich müßte
Die That vollbringen, weil ich sie gedacht?
Nicht die Versuchung von mir wies — das Herz
Genährt von diesem Traum, auf ungewisse
Erfüllung hin die Mittel mir gespart,
Die Wege blos mir offen hab gehalten?
Beim großen Gott des Himmels! Es war nicht
Mein Ernst, beschlossne Sache war es nie!
In dem Gedanken blos gefiel ich mir,
Die Freiheit reizte mich und das Vermögen.“

Sehen Sie, meine Herren, hier kann der Staatsanwalt bei dem Dichter lernen. —

Das Gericht sprach Lassalle von der Anklage auf Hochverrath frei. —

Gegen Ende Juni 1864 erschien Lassalle vor der correctionellen Appellkammer in Düsseldorf, um sich wegen der wiederholt erwähnten Flugschrift: „Die Feste, die Presse u. s. w.“ zu vertheidigen; die Anklage lautete auf Verbrechen gegen die §§ 100 und 101 des Str.-G.-B. Bekanntlich wurde er wegen derselben in erster Instanz zu einem Jahre Gefängniß verurtheilt, in der zweiten ermäßigte sich die Strafe auf 6 Monate. Lassalle sprach volle vier Stunden, diesmal ohne auch nur ein einziges Mal unterbrochen zu werden*). Er schloß seine Rede mit den Worten: „Fünfzig Jahre nach meinem Tode wird man anders denken über diese gewaltige und merkwürdige Culturbewegung, die ich unter Ihren Augen vollbringe, als der Düsseldorfer Richter erster

*) „Düsseldorfer Zeitung“ No. 176, 177 und 178 von 1864.

Instanz, und eine dankbare Nachwelt wird — dessen bin ich sicher — meinem Schaffen die Beleidigungen abbitten, welche jenes Urtheil und jener Staatsanwalt gegen mich verübt! Wie komme ich zu dieser Bewegung und wie ist sie entstanden? Nachdem ich einen schweren praktischen Kampf beendet, der in den Annalen dieser Provinz seiner Zeit Aufsehen gemacht hat, und zu dem mich, ich darf es sagen, nur mein praktisches, ritterliches Pathos drängte, zog ich mich in die Stille des Studierzimmers zurück. Ich schrieb nicht Zeitungsartikel, noch Broschüren; ich gab große, gelehrte Werke heraus, in den schwierigsten Feldern des Wissens — und auf dem Gebiet der Wissenschaft lassen mir ja selbst meine leidenschaftlichsten Gegner, wie ungern auch, Gerechtigkeit wiederfahren! Da fühlte ich mich, gerade durch den Zusammenhang dieser Studien, noch einmal in meinem Gewissen gezwungen, einen praktischen Kampf zu bestehen und diese Agitation, von deren unerläßlichen Nothwendigkeit ich überzeugt war, in das Volk zu werfen.

„Meine Herren, wie diese Bewegung aus meinem Gewissen hervorgegangen ist, so wende ich mich an Ihr Gewissen bei meinem Urtheil. Wenn Sie sich nur mit der Hälfte jener Gewissenhaftigkeit und Objektivität bei diesem Urtheil prüfen, mit welcher ich mich prüfte, als ich das Banner dieser Agitation erhob, so ist jede Verurtheilung absolut unmöglich! Dann erlauben Sie mir mit einer Versicherung zu schließen, die Sie nicht als ein rhetorisches Kunststück, sondern als den tiefsten Ausdruck meiner sittlichen Ueberzeugung betrachten wollen. Es ist hart, für einen Mann meines Alters und meiner Lebensgewohnheiten, auf 12 Monate, ja nur auf 12 Tage, in's Gefängniß zu gehen, und es steht in dieser Hinsicht nicht Alles bei mir, wie in meiner Jugend, wo ich mit derselben Gleichgültigkeit in's Gefängniß gegangen bin wie ein Anderer zum Ball! Aber trotzdem — lieber wollte ich mein Lebtag nicht wieder die Nacht des Kerkers verlassen, als dieses Urtheil gefällt zu haben."

Eine sehr anziehende Skizze Lassalle's und seiner Ver-

theidigungsrede in Düsseldorf giebt Paul Lindau*), welcher als Berichterstatter der „Düsseldorfer Zeitung“ dem Prozesse beiwohnte und Lassalle persönlich kennen lernte. Ich hebe das Nachstehende aus diesen Erinnerungen hervor: „Gleich bei der ersten Begegnung — den 25. Juni, zwei Tage vor dem Prozeß — war unsere Unterhaltung eine so lebhafte, daß wir kein Ende finden konnten. Die Unterhaltung wurde übrigens fast einseitig geführt; ich ließ es mir an der Rolle des aufmerksamen Zuhörers genügen. Ein von mir discret dazwischen geworfenes Wort genügte auch schon, um Lassalle sofort zu einer längeren, übrigens immer interessanten und wohlgefügten Gegenrede zu veranlassen. Er begleitete seine Worte mit sehr ausdrucksvollen, nur etwas zu unruhigen Gebärden. Er blieb oft stehen und wechselte in seiner Rede häufig die Tonlage. Er pflegte die Sätze im hohen Tenor zu beginnen und im wohltönenden Bariton zu beschließen. Er articulirte sehr scharf und sprach mit Aufmerksamkeit, aber den Schlesier konnte er doch nicht verleugnen. Beim Abschied drückte mir Lassalle die Hand wie einem guten Bekannten; wir verabredeten, am andern Tage zusammen zu speisen.

„Als ich ihn am 26. Juni abholte, fand ich ihn in jener eigenthümlichen, wie mir scheinen will, recht unbequemen Lage, die die Amerikaner besonders lieben. Er hatte sich auf das Sopha ausgestreckt, der Kopf ruhte auf dem tiefen Sitze, während er die übergeschlagenen Beine gegen den Tisch stemmte, so daß die Füße höher lagen als der Kopf. In der Hand hielt er einen Blaustift und vor sich auf dem rechten Schenkel einige beschriebene Octavblätter. Es war das Concept seiner Rede, die er am andern Tage halten wollte, und die er nun noch einmal memorirte und verbesserte. Er knüpfte sofort an das Ende unserer fröhlichen Unterredung oder vielmehr seiner fröhlichen Rede von gestern den fröhlichen Anfang einer neuen an und sprach mit ungewöhnlicher Lebendigkeit von allem Mög-

*) „Nord und Süd“, Maiheft 1877.

Instanz, und eine dankbare Nachwelt wird — dessen bin ich sicher — meinem Schaffen die Beleidigungen abbitten, welche jenes Urtheil und jener Staatsanwalt gegen mich verübt! Wie komme ich zu dieser Bewegung und wie ist sie entstanden? Nachdem ich einen schweren praktischen Kampf beendet, der in den Annalen dieser Provinz seiner Zeit Aufsehen gemacht hat, und zu dem mich, ich darf es sagen, nur mein praktisches, ritterliches Pathos drängte, zog ich mich in die Stille des Studierzimmers zurück. Ich schrieb nicht Zeitungsartikel, noch Broschüren; ich gab große, gelehrte Werke heraus, in den schwierigsten Feldern des Wissens — und auf dem Gebiet der Wissenschaft lassen mir ja selbst meine leidenschaftlichsten Gegner, wie ungern auch, Gerechtigkeit wiederfahren! Da fühlte ich mich, gerade durch den Zusammenhang dieser Studien, noch einmal in meinem Gewissen gezwungen, einen praktischen Kampf zu bestehen und diese Agitation, von deren unerläßlichen Nothwendigkeit ich überzeugt war, in das Volk zu werfen.

„Meine Herren, wie diese Bewegung aus meinem Gewissen hervorgegangen ist, so wende ich mich an Ihr Gewissen bei meinem Urtheil. Wenn Sie sich nur mit der Hälfte jener Gewissenhaftigkeit und Objektivität bei diesem Urtheil prüfen, mit welcher ich mich prüfte, als ich das Banner dieser Agitation erhob, so ist jede Verurtheilung absolut unmöglich! Dann erlauben Sie mir mit einer Versicherung zu schließen, die Sie nicht als ein rhetorisches Kunststück, sondern als den tiefsten Ausdruck meiner sittlichen Ueberzeugung betrachten wollen. Es ist hart, für einen Mann meines Alters und meiner Lebensgewohnheiten, auf 12 Monate, ja nur auf 12 Tage, in's Gefängniß zu gehen, und es steht in dieser Hinsicht nicht Alles bei mir, wie in meiner Jugend, wo ich mit derselben Gleichgültigkeit in's Gefängniß gegangen bin wie ein Anderer zum Ball! Aber trotzdem — lieber wollte ich mein Lebtag nicht wieder die Nacht des Kerkers verlassen, als dieses Urtheil gefällt zu haben."

Eine sehr anziehende Skizze Lassalle's und seiner Ver-

theidigungsrede in Düsseldorf giebt Paul Lindau*), welcher als Berichterstatter der „Düsseldorfer Zeitung“ dem Prozesse beiwohnte und Lassalle persönlich kennen lernte. Ich hebe das Nachstehende aus diesen Erinnerungen hervor: „Gleich bei der ersten Begegnung — den 25. Juni, zwei Tage vor dem Prozeß — war unsere Unterhaltung eine so lebhafte, daß wir kein Ende finden konnten. Die Unterhaltung wurde übrigens fast einseitig geführt; ich ließ es mir an der Rolle des aufmerksamen Zuhörers genügen. Ein von mir discret dazwischen geworfenes Wort genügte auch schon, um Lassalle sofort zu einer längeren, übrigens immer interessanten und wohlgefügten Gegenrede zu veranlassen. Er begleitete seine Worte mit sehr ausdrucksvollen, nur etwas zu unruhigen Gebärden. Er blieb oft stehen und wechselte in seiner Rede häufig die Tonlage. Er pflegte die Sätze im hohen Tenor zu beginnen und im wohltönenden Bariton zu beschließen. Er articulirte sehr scharf und sprach mit Aufmerksamkeit, aber den Schlesier konnte er doch nicht verleugnen. Beim Abschied drückte mir Lassalle die Hand wie einem guten Bekannten; wir verabredeten, am andern Tage zusammen zu speisen.

„Als ich ihn am 26. Juni abholte, fand ich ihn in jener eigenthümlichen, wie mir scheinen will, recht unbequemen Lage, die die Amerikaner besonders lieben. Er hatte sich auf das Sopha ausgestreckt, der Kopf ruhte auf dem tiefen Sitze, während er die übergeschlagenen Beine gegen den Tisch stemmte, so daß die Füße höher lagen als der Kopf. In der Hand hielt er einen Blaustift und vor sich auf dem rechten Schenkel einige beschriebene Octavblätter. Es war das Concept seiner Rede, die er am andern Tage halten wollte, und die er nun noch einmal memorirte und verbesserte. Er knüpfte sofort an das Ende unserer fröhlichen Unterredung oder vielmehr seiner fröhlichen Rede von gestern den fröhlichen Anfang einer neuen an und sprach mit ungewöhnlicher Lebendigkeit von allem Mög-

*) „Nord und Süd“, Maiheft 1877.

lichen, namentlich von einigen Deputationen, die er aus den benachbarten rheinischen Städten am Vormittag empfangen hatte, und von der Zukunft seiner Partei. Zu der letzteren gab er vor großes Vertrauen zu haben, während einige Aeußerungen über den gegenwärtigen Stand der Dinge, namentlich über die Mühseligkeiten seiner Agitation, über die anstrengenden Reisen und Reden, über die Unannehmlichkeit, alle möglichen Leute empfangen zu müssen, den leidigen Verkehr mit Nichtswissern und Schwätzern und besonders über die Behelligungen von Seiten der Behörden deutlich eine gewisse Verstimmung verriethen....

„Den Eindruck des Entsetzens, der sich auf den Physiognomien der Beiden — des Staatsanwalts und des Vertheidigers Lassalle's — spiegelte, als sie den Letzteren mit allem Zubehör erblickten, werde ich nie vergessen. Lassalle, der aus Respect vor dem hohen Gerichtshof Balltoillete angelegt hatte: Lackstiefel, Frack und weiße Cravatte, trug nämlich unter dem linken Arme eine so erhebliche Anzahl von Büchern aller Formate, wie dieser überhaupt zu fassen vermochte, und hinter ihm her keuchte der Kaufmann L.*), der während des Düsseldorfer Aufenthaltes Lassalle die Dienste eines Famulus erwies, und der unter beiden Armen eine noch beträchtlichere Anzahl von Büchern heranschleppte. Es war eine Bibliothek, die Lassalle mit in den Sitzungssaal brachte. Ich hörte deutlich den Ausruf des Staatsprocurators, Herrn Nebe-Pflugstedt: „Um Gotteswillen!“ Eine gedämpfte Heiterkeit ging durch die ganze Versammlung. Auf Anordnung des Advokaten wurde ein Tisch hergerichtet, auf welchen Lassalle und sein Begleiter die verschiedenen Werke, Broschüren, Zeitungen, Schriftstücke 2c. deponirten. Lassalle ordnete das ganze Material; er war mit dieser Vorarbeit gerade fertig, als der Gerichtshof eintrat.

Ob er nun den Brustton der Ueberzeugung anschlug, oder durch den wehmüthigen Ausdruck seines Märtyrerthums zu wirken suchte — trotz aller Bewunderung für die Schärfe der Gedanken,

*) Der oben genannte Freund Lassalle's in Düsseldorf, Gustav Lewy.

für die Knappheit und die Gewalt des Ausdrucks, für die hohe Beredtsamkeit wurde man den Eindruck des Schauspielerischen nicht recht los. Derselbe wurde noch verstärkt durch das lebhafte Mienenspiel und durch die Gesten, mit welchen Lassalle den Vortrag begleitete.

„Der Ausdruck seines Gesichts wechselte beständig. Bald spielte ein spöttisches Lächeln um seinen Mund und er schloß halb mitleidig, halb verächtlich die Augen zur Hälfte; bald öffnete er sie in ihrer ganzen Weite, und drohende Blicke schossen zu den erhöhten Sitzen der Richter hinauf. Bald ließ er den Kopf in vernachlässigter Haltung hin- und herschwanken — so z. B. wenn er die erheblichsten und schwierigsten wissenschaftlichen Feststellungen als etwas Nebensächliches, jedem Richter unbedingt Geläufiges erwähnte —, bald warf er den Kopf vornehm und kühn in den Nacken wie ein römischer Imperator.

Am meisten illustrirte er seine gesprochenen Gedanken durch die Handbewegungen. Hände und Arme waren in fast unausgesetzter Activität. Ruhig verhielt er sich nur bei den scharfen, rein juristischen Deductionen, für welche er die volle Aufmerksamkeit der Richter beanspruchen wollte; dann stützte er sich leicht mit der linken Hand auf den Tisch und verbarg die rechte, die immer eines der Octavblättchen hielt, hinter dem Tuch der tiefausgeschnittenen Weste. Galt es aber eine rhetorische Wirkung zu erzielen, so gesticulirte er mit der rechten in ganz merkwürdiger Weise. Da schnellte er den Arm nach vorn, als ob er boxen wollte, da zerhackte er mit dem zusammengekniffenen Blättchen die Luft, als ob er Zweivierteltakt in Prestissimo schlüge, da hob er wie drohend die Hand auf und fuchtelte damit so leidenschaftlich, daß ihm mehrfach die geschriebenen Seiten entfielen und in langsamen Schwingungen zu Boden flatterten. Da dieser Effect sich zwei- oder dreimal und immer am Schlusse eines Gefüges seiner Beweisführung wiederholte — so daß die Pause, die durch das Sammeln und Aufheben der Blätter nothwendig wurde, sehr erwünscht war —, so konnte ich mich dem Eindrucke, daß

auch diese Wirkung eine beabsichtigte sei, nicht ganz verschließen.

Während der langen Rede wechselte Lassalle auch häufig seine Stellung. Mitunter lustwandelte er hinter dem mit Büchern bedeckten Tische auf und ab, bisweilen blieb er auch einige Minuten wie festgewurzelt stehen, um alsbald wieder einige Schritte zu machen und langsam den Richtern sich zu nähern. Diese vorschreitende Bewegung hatte er namentlich am Schluß seiner Rede; während der sehr effectvollen Sätze, mit denen er endete, rückte er allmählich ganz unmerklich vor, so daß er bei dem letzten Worte hart an den Stufen stand, die zu dem Podium des Tribunals hinaufführten. Den Schlußpassus sprach er mit so erhobener Stimme und mit so lebhaften Bewegungen in die Richter hinein, daß sich der Präsident unwillkürlich etwas zurückbog."

Paul Lindau erzählt nun weiter, daß die Verkündigung des Urtheils auf den 1. Juli angesetzt gewesen, Lassalle aber schon am 29. oder 30. Juni abgereist sei. Er sei mit Lassalle während der Tage seines Düsseldorfer Aufenthalts zwar oft zusammen gewesen und habe das lebhafteste Interesse für den in jeder Beziehung merkwürdigen Mann gewonnen, aber bei der Kürze des Verkehrs, bei dem Unterschiede des Alters und der Bedeutung habe natürlich von einer Intimität nicht die Rede sein können, aber gerade deshalb sei die Art und Weise, wie er sich von ihm verabschiedete, in höchstem Grade überraschend gewesen:

„Unsere Unterhaltungen oder vielmehr seine Vorträge waren fast ausnahmslos geschäftlicher Natur gewesen; sie hatten seine Agitation, den Prozeß und was damit zusammen hing betroffen. Als nun der Schaffner die Coupéthür geöffnet hatte, und Lassalle mir die Hand zum Abschied reichte, überfiel ihn plötzlich eine ganz seltsame Rührung; er drückte mir die Hand mit einer Innigkeit, daß ich beinah aufschrie, er sah mich an wie einen guten Freund, von dem man Abschied für immer nimmt, und sagte mir mit zitternder Stimme wahrhaft erschüttert: „Ich werde Ihnen

Ihre Freundlichkeiten nie vergessen". Darauf schloß er mich in seine Arme mit der vollen Zärtlichkeit eines väterlichen Freundes. Ich war von diesem unerwarteten Ausbruch von Herzlichkeit ganz betroffen; auch ich empfand eine seltsame Rührung gleichzeitig mit einem unbeschreiblichen Gefühl angstvollen Befremdens. Die ganze Sache kam mir nicht geheuer vor. Ich habe nie in meinem Leben Ahnungen gehabt; aber in diesem Augenblicke hatte ich die ganz bestimmte Empfindung: den Mann wirst du wohl nicht wiedersehen! Um mir das auszureden, sagte ich ihm — er war inzwischen in das Coupé getreten, die Thür war geschlossen, und er steckte den Kopf durch das Fenster —: „Auf Wiedersehen, Herr Lassalle!" Er antwortete: „Wer weiß?" Und als ich ihn darauf erstaunt anblickte, fügte er hinzu: „Ein Jahr oder auch nur ein halbes Jahr kann ich mich der Freiheit nicht mehr berauben lassen! Ich halte es einfach nicht aus. Lieber expatriire ich. Ich bin nervös ganz herunter! Rigi Kaltbad wird mich hoffentlich wieder brauchbar machen." Die Locomotive pfiff, und unter dem schweren paffenden Keuchen der Maschine setzte sich der Zug langsam in Bewegung. „Leben Sie wohl!" rief Lassalle. Wir schwenkten die Hüte und sahen noch einige Secunden die Silhouette seines herrlichen runden Kopfes, der mit einem kleinen grauen Reisehute bedeckt war. Er nickte uns zu. — —

„Auf dem Heimwege sprach ich mit meinem Begleiter noch über den merkwürdigen Abschied. Wir erklärten uns denselben auf die natürlichste und richtigste Weise: es sei nur ein Symptom der äußersten nervösen Ueberreiztheit.

„Wegen der Veröffentlichung der Lassalle'schen Rede wurde ich angeklagt und später auch bestraft. Ich sollte durch diese Veröffentlichung die Düsseldorfer Richter erster Instanz beleidigt haben. Ich schrieb an Lassalle nach Rigi Kaltbad, ob ich ihn bei den bevorstehenden Verhandlungen als Zeugen laden dürfe, und ob er kommen werde. Der Brief blieb unbeantwortet. Es war natürlich. Zwei Tage später meldete eine Depesche den Tod Ferdinand Lassalle's." —

Mitten in der Auf- und Erregung seiner Agitationsreisen und Reden fand er noch Muße, sein drittes Hauptwerk: „Herr Bastiat-Schulze von Delitzsch, der ökonomische Julian, oder Capital und Arbeit“ (Berlin, 1864) zu vollenden. Dasselbe ist eine Polemik gegen die manchesterlichen Anschauungen über die sociale Frage und der Versuch, seinen socialistischen Standpunkt wissenschaftlich zu begründen. Hatte Lassalle in Julian Schmidt den angeblichen literarischen und in der Fortschrittspartei den politischen Mob bekämpft, so richtete er jetzt seinen Angriff gegen Schulze-Delitzsch als den ökonomischen Mob. Aus den bereits mitgetheilten Proben weiß zwar schon der Leser, daß Bescheidenheit nicht die Sache Lassalle's war, aber in seinem „Bastiat Schulze“ übertrifft er sich noch selbst. Er schreibt z. B. von sich: „Ich schreibe jede Zeile, die ich schreibe, bewaffnet mit der ganzen Bildung meines Jahrhunderts“, und von seinem Buche behauptet er: „In dem Augenblick, wo ich dies Werk in die Presse gebe, können Sie (Schulze-Delitzsch) sich für todt betrachten; in dem Augenblicke, wo es einige tausend Leser gefunden hat, auch für begraben.“

Der wüste Ton, welchen er seinen Gegnern gegenüber auch in diesem Buche anschlägt, entfremdete ihn die Sympathien aller anständigen und gesitteten Menschen.

Als rother Faden — in des Wortes eigentlichster Bedeutung — zieht sich durch das Buch Lassalle's das Bestreben, die Unrechtmäßigkeit des Unternehmergewinns zu beweisen. Der Werth eines Products werde durch sein Arbeitsquantum bestimmt, der Arbeiter aber erhalte nur den Lohn, welcher geringer sei als der Werth seines Arbeitsquantums und dieser Abzug vom vollen Arbeitsertrage bilde den Capitalprofit; es sei ein Verdienst der französischen Nationalökonomie, daß sie zum Unterschied von den Franzosen, welche Capitalzins und -Profit als constituirende Preiselemente der Güter durch die Consumenten bezahlen ließen, den Capitalzins und -Profit nicht als Preisfactor anerkennen; der Bogen in der Hand des Indianers sei kein Capital, wenn auch

Arbeitsinstrument, weil er in jenem primitiven Zustande nicht werbend angelegt werden könne. Die selbstständige Productivität des Capitals sei nur möglich bei seiner Trennung von der Arbeit und bei einem allgemeinen System der Theilung der Arbeit. — Schon Plener hat diese Behauptungen schlagend widerlegt und die sogenannte „Wissenschaftlichkeit“ Lassalle's ad absurdum geführt. Um selbst bei dem Beispiele Lassalle's vom Bogen des Indianers zu bleiben, ist so kein Zweifel, daß durch die Benutzung der Waffen mehr Wild erlegt wird als ohne sie, und daher das Arbeitsproduct um so viel größer ist, daß also ein Theil dieses Arbeitsproducts auf die Arbeit des Jägers, ein anderer Theil aber auf die Abnutzung und den Gebrauch der Waffe entfällt. Dies gilt ebenso, wenn die Arbeit getheilt ist oder nicht; ist der Besitzer des Werkzeugs und der Arbeiter in einer Person vereinigt, so kommt ihm beides zu Gute, sind es verschiedene Personen, so muß der Besitzer des Werkzeugs für dessen Ueberlassung eine Gebrauchsmiethe erhalten. Die verhältnißmäßige Größe dieser beiden Theile gehört in die Frage der Vertheilung und kann verschieden bemessen werden, ändert aber nichts an der Richtigkeit des Satzes, daß das Capital in allen seinen Formen, als Rohstoff, Werkzeug u. s. w. einen Theil des Products erzeugt, also unter allen Umständen productiv ist.

Mit großer Entschiedenheit wendet sich Lassalle gegen die „neueste Offenbarung“ des heutigen Gesellschaftszustandes mit seiner Unsicherheit und Unberechenbarkeit, gegen die Agiotage und Börse, die Vermögensanlage in Actien, Staats- und Creditpapieren überhaupt. Durch jedes politische Ereigniß, Krieg und Frieden, ja durch jede öffentliche Meinung, durch jede verlogene Depesche, durch jede Anleihe in Paris und London, durch die Getreideerndten in Mississippi und die Goldminen in Australien, kurz, durch jedes objektive Ereigniß, durch rein lauter objektive Bewegungen der Gesellschaft als solcher, sei es auf politischem, finanziellem, merkantilem Gebiete, werde täglich auf der Börse das Mein und Dein der Individuen bestimmt und festgestellt.

Das letzte Mittel des Socialismus müsse daher die Einziehung aller Capitalien durch den Staat sein. . . .

Daß diese Forderung undurchführbar und ein Hirngespinst ist, liegt auf der Hand!

Sechszehntes Kapitel.

Beziehungen zum Ministerpräsidenten von Bismarck. — Allianz des Volkes mit dem Königthum. — Stellung zur schleswig=holstein'schen Frage. — Abspannung und Enttäuschungen.

Obwohl Ferdinand Lassalle sein politisches Auftreten mit dem Kampfe gegen die Regierung begann und auch das Ministerium Bismarck wiederholt angriff, hatte er doch augenscheinlich für die Person, das Genie und die staatsmännische Größe des damaligen Minister=Präsidenten Otto von Bismarck große Sympathie, welcher er im Laufe der Zeiten mehr oder weniger beredt Ausdruck gab. Die Ausdauer und Charakterfestigkeit Bismarck's in der Conflictszeit erregte seine Bewunderung und der gemeinsame Gegensatz gegen die Fortschrittspartei erweckte in ihm den Wunsch nach einer persönlichen Annäherung.

In seiner Schrift: „Die Feste, die Presse u. s. w." spricht er öffentlich dem Ministerpräsidenten seine Anerkennung aus, indem er u. A. sagt*): „Und wenn wir Flintenschüsse mit Herrn von Bismarck wechselten, so würde die Gerechtigkeit erfordern, noch während der Salven einzugestehen: er ist ein Mann!"

Indem Lassalle den Staat anerkannte, ja von ihm Hilfe erwartete, unterschied er sich sehr zu seinem Vortheil von der vaterlandslosen, socialdemokratischen Linie Marx=Bebel=Liebknecht, welch' letztere den Staat in seinen Grundfesten erschüttern will. Wäre Lassalle am Leben geblieben, so wäre gewiß die Social=

---

*) S. 25.

demokratie nicht in das antinationale und antimonarchische Fahrwasser geleitet worden!

Ist es nicht natürlich, daß der Mann, welcher Staatscredit forderte, um Productiv-Associationen, die allmälig die gesammte Arbeiterclasse umfassen sollten, zu errichten, der Agitator, welcher nie aufgehört hatte, preußischer Patriot zu sein, der Politiker, welcher Alles vom Staate, dem „uralten Vestafeuer der Civilisation“ — wie er sich ausdrückte, — erwartete, sich dem Staatsmann zu nähern suchte, von welchem er Verständniß für seine Bestrebungen und ein für die Arbeiter warm schlagendes Herz erhoffte?

Es war jedoch eine lächerliche Perfidie seiner Gegner, wenn sie ihn als Agenten der Regierung und als Werkzeug der Reaction hinstellten; schon aus seinen vielen Criminalprozessen hätte man wahrlich das Gegentheil ersehen müssen! Eine ganze Legendenbildung ist über die Beziehung Lassalle's zu dem späteren Reichskanzler entstanden, welche aufzuklären hier am Orte sein dürfte. Vortrefflich hat das übrigens bereits der Herr Reichskanzler selbst gethan.

Der socialdemokratische Abgeordnete August Bebel entblödete sich nämlich nicht, das Gerede über intime Beziehungen zwischen Lassalle und dem Ministerpräsidenten sogar im Reichstage zu wiederholen. In der Sitzung des Reichstages vom 17. September 1878 erzählte er, im September 1862 sei in der Mitte des Comités des Leipziger Arbeitervereins ein Herr Eichler im Auftrage der preußischen Regierung, speciell des Herrn von Bismarck, erschienen, um jenem Comité eine erhebliche Summe, 60—80 Tausend Thaler, zur Förderung seiner Zwecke anzubieten, man habe ihn aber abgewiesen ꝛc. Der Reichskanzler entgegnete darauf u. A.:

„Die Aelteren unter uns wissen, daß ich in meine amtliche Function eingetreten bin am 23. September 1862, also in der letzten Woche dieses Monats, in welchem ich den Eichler mit einem Auftrage versehen haben sollte. Ich kam damals aus dem

Auslande nach einer Abwesenheit von, ich weiß nicht, wie viel Jahren, aber während welcher ich keine Gelegenheit gehabt hatte, mich mit inländischer Politik, namentlich mit einem so wenig bekannten Manne, wie Eichler, zu beschäftigen. Ich habe damals von der Existenz Eichlers gar nichts gewußt und sollte in dem Momente, wo ich aus der behaglichen Temperatur der Diplomatie in das sehr heiße Gefecht gegenüber dem damaligen Landtage hineingerieth, wo ich jeden Abend Commissionssitzung hatte, wo ich, sozusagen, froh war, wenn ich das ministerielle Leben weiter führen konnte, wo ich Collegen zu werben, nach Paris zurückzugehen und mich zu verabschieden hatte, in der Zeit soll ich mit Herrn Eichler gesprochen haben, so daß dieser damals schon und im speciellen Auftrag des Herrn v. Bismarck auftreten konnte... Mag Eichler selbst ein so verlogener Mensch sein wie er will, wenn er behauptet hat, er habe von mir einen Auftrag erhalten, so ist das gar nicht möglich nach der Zeit, in der einzigen Woche des Septembers, in der ich überhaupt Minister gewesen bin. Mir ist er nur erinnerlich, weil er späterhin Forderungen an mich gestellt hat für Dienste, die er gar nicht geleistet hatte... Bei der Gelegenheit erst ist mir in Erinnerung gekommen, daß Herr Eichler im Dienste der Polizei gewesen ist, und daß er Berichte geliefert hat, von denen einige zu meiner Kenntniß gekommen sind; aber es ist das nicht mein specielles Departement und ich habe mit diesen Leuten niemals directe Verbindung gehabt. Von diesen Berichten betraf keiner die socialdemokratische Partei, sie bezogen sich vielmehr auf die intimen Verhandlungen der Fortschrittspartei und, wenn ich nicht irre, des Nationalvereins. Das ist das einzige von diesem Agenten, wobei ich mich erinnere den Namen gehört zu haben. Im Uebrigen kann ich versichern, daß ich nie in meinem Leben mit irgend einem Socialdemokraten geschäftlich verhandelt habe und kein Socialdemokrat mit mir, denn Lassalle rechne ich nicht dazu; das war eine viel vornehmere Natur als seine Epigonen, das war ein bedeutender Mann, mit dem konnte man

wohl sprechen. Aber der Inhalt ist vollständig vom Anfang bis zu Ende unwahr angegeben...

„Was die Fabel betrifft, daß ich damals überhaupt mit den Socialisten gegen die Fortschrittspartei mich hätte einlassen wollen, — jeder, der noch das Gedächtniß an jene Zeit hat, wird sich erinnern, daß unsere Politik im Winter von 1862 auf 1863 so lag, daß ich offenbar auf Versöhnung und nicht auf einen Conflikt mit dem Landtage rechnete. Ich brauche nur an das Vincke'sche Amendement zu erinnern, dessen Genehmigung von Seiten Sr. Majestät des Königs ich damals erreicht hatte... Auch diese Eichler'sche Summe von 60 bis 80 tausend Thalern — wo hätte ich sie hernehmen sollen, weil wir keine geheimen Fonds hatten? Der ganze Eichler existirte nicht, und ich bitte den Abgeordneten Bebel, demjenigen, der ihm das aufgebunden hat, zu sagen, er wäre einfach ein Lügner.

„„Dann trat Lassalle auf““ — gewiß trat er auf — „„und von Neuem machte die Regierung die äußersten Anstrengungen, mit Lassalle, der es nicht suchte, in Verbindung zu treten, und die Verhandlungen wurden durch einen Prinzen des Königl. Hauses und die Gräfin Hatzfeldt angefangen““. Das macht mir beim Lesen einen komischen Eindruck; selbst in jenen Kreisen kann man also ohne eine gewisse Staffage aus den höchsten Gesellschaftskreisen nicht auskommen. Ein königlicher Prinz, eine Gräfin und ein Gesandter werden hineingezogen. Das gehört zur Decoration, um das Ganze glaublich zu machen und um den Zuhörer, welcher nach seinem Bildungsgrade unfähig ist zu prüfen, eine Idee von der Wichtigkeit beizubringen. Ich bedaure, daß man dem Herrn Abgeordneten Bebel den königlichen Prinzen — es giebt deren sehr viele — gar nicht näher bezeichnet hat. Wenn er vielleicht seinen Gewährsmann darum bitten wollte, es wäre von historischem Interesse, den Prinzen, unter den sechs oder acht, die damals lebten, näher zu bezeichnen. Bis dahin muß ich mir erlauben, dies positiv zu bestreiten. Ich wenigstens habe keiner prinzlichen Verbindung bedurft, um zu Lassalle zu ge-

langen oder ihn zu mir zu bringen, und die Frau Gräfin Hatzfeldt habe ich nicht die Ehre zu kennen, ich habe sie zum letzten Male in meinem Leben 1835 im Hause ihres Schwagers gesehen. Also, diese Vermittelung ist eben eine Erfindung in usum einfältiger Leute, die aber vor Leuten, wie hier sind, nicht hätte vorgebracht werden sollen. Lassalle selbst hatte ein dringendes Bedürfniß, mit mir in Beziehung zu treten, und wenn ich einmal Zeit gefunden haben werde, in alten Papieren zu suchen, glaube ich die Briefe noch zu finden, welche den Wunsch aussprechen und die Gründe enthalten, die mich bewegen sollten, seinen Wunsch zu erfüllen, und ich habe es ihm auch gar nicht schwierig gemacht. Ich habe ihn gesehen und von dem Augenblick an, wo ich mit ihm eine Stunde gesprochen, habe ich es nicht bereut. Ich habe ihn nicht in jeder Woche drei- bis viermal gesehen, sondern im Ganzen dreimal, meinethalben viermal, ich weiß es nicht. Unsere Beziehung konnte gar nicht die Natur einer politischen Verhandlung haben. Was hätte mir Lassalle bieten und geben können? Er hatte nichts hinter sich. In allen politischen Verhandlungen ist das do ut des eine Sache, die im Hintergrunde steht, auch wenn man anstandshalber einstweilen nicht davon spricht. Wenn man sich aber sagen muß: was kannst du armer Teufel geben? Er hatte nichts, was er mir als Minister hätte geben können. Was er hatte, war etwas, was mich als Privatmann außerordentlich anzog: er war einer der geistreichsten und liebenswürdigsten Menschen, mit denen ich je verkehrt habe, ein Mann, der ehrgeizig in großem Stile war, durchaus nicht Republikaner, er hatte eine sehr ausgeprägte nationale und monarchische Gesinnung; seine Idee, der er zustrebte, war das deutsche Kaiserthum, und darin hatten wir einen Berührungspunkt. . . Ob das deutsche Kaiserthum gerade mit der Dynastie Hohenzollern oder mit der Dynastie Lassalle abschließen sollte, das war ihm vielleicht zweifelhaft, aber monarchisch war seine Gesinnung durch und durch. Aber diesen kümmerlichen Epigonen, die sich jetzt mit ihm brüsten, hätte er ein quos ego

zugeschleudert, sie mit Hohn in ihr nichts zurückgewiesen, und würde sie außer Stand gesetzt haben, seinen Namen zu mißbrauchen. Lassalle war ein energischer und sehr geistreicher Mensch, mit dem zu sprechen sehr lehrreich war; unsere Unterredungen haben Stunden lang gedauert, und ich habe es immer bedauert, wenn sie beendet waren. Dabei ist auch unrichtig, daß ich mit Lassalle auseinandergekommen sein soll in dieser Art von persönlichen Beziehungen, von Beziehungen persönlichen Wohlwollens, wie es sich zwischen uns gebildet hatte, indem er offenbar den angenehmen Eindruck hatte, daß ich in ihm einen Mann von Geist sehe, mit dem zu verkehren angenehm war, und er seinerseits den angenehmen Eindruck hatte, daß ich ein intelligenter und bereitwilliger Hörer war. Von Verhandlungen war schon deshalb nicht die Rede, weil ich in unseren Unterredungen wenig zu Worte kam; er trug die Kosten der Unterhaltung allein, aber er trug sie in angenehmer und liebenswürdiger Weise, und Jeder, der ihn kannte, wird mir in der Schilderung recht geben. Er war nicht der Mann, mit dem bestimmte Abmachungen über das do ut des abgeschlossen werden konnten, aber ich bedauere, daß seine politische Stellung und die meinige mir nicht gestatteten, mit ihm viel zu verkehren, aber ich würde mich gefreut haben, einen ähnlichen Mann von dieser Begabung und geistreichen Natur als Gutsnachbarn zu haben. Wenn er durch seinen Geist und seine Bedeutung mich anzog, so ist es ja, abgesehen davon, meine Pflicht als Minister, mich über die Elemente, mit denen ich es zu thun habe, zu belehren“.

Zu Lassalle's Zeiten war eben die Socialdemokratie im Großen und Ganzen noch national und ihre Bestrebungen enthielten einen kleinen Kern der Berechtigung. Bismarck, welcher für die Verbesserung der Lage der Arbeiter von jeher ein warmes Interesse bekundete und ein offenes Ohr hatte, hörte gerne den Ausführungen Lassalle's zu, zumal dieser so anregend und lehrreich zu erzählen wußte, denn Lassalle war ein sehr belesener Mann, ja in vielen Fächern ein gründlicher Gelehrter.

Der Herr Reichskanzler hat kein Hehl daraus gemacht, daß

sich ihre Unterhaltungen gewiß auch um Lassalle's Lieblingsidee, das allgemeine Wahlrecht, unter keinen Umständen aber jemals um eine Octroyirung desselben gedreht haben. Auf einen so ungeheuerlichen Gedanken, das allgemeine Wahlrecht durch Octroyirung einzuführen, sei er — der Reichskanzler — nie in seinem Leben gekommen. Er habe das allgemeine Wahlrecht mit einem gewissen Widerstreben als Frankfurter Tradition acceptirt. In den deutschen Rivalitäten mit den Gegnern des Reichs sei einmal die Karte ausgespielt gewesen und man habe sie als auf dem Tische liegende Hinterlassenschaft mit gefunden. Er sei nicht überzeugt, lasse sich aber gern überzeugen und sehe kein Verbrechen darin, das allgemeine Stimmrecht seiner Zeit mit einem gescheiten Menschen besprochen zu haben. Fürst Bismarck verhehlte uns ferner nicht, daß auch die Frage der Gewährung von Staatsmitteln zu Productivgenossenschaften in Erwägung gezogen worden sei. Das sei eine Sache, von deren Unzweckmäßigkeit er noch heute (1878) nicht überzeugt sei. „Der Versuch" — sagte er wörtlich — „ich weiß nicht, ob unter dem Eindruck von Lassalle's Raisonnement, ob unter dem Eindruck meiner eigenen Ueberzeugung, die ich zum Theil in England während eines Aufenthaltes 1862 gewonnen hatte — mir schien es, daß in der Herstellung von Productivassociationen, wie sie in England in blühenden Verhältnissen existiren, die Möglichkeit lag, das Schicksal des Arbeiters zu verbessern, ihm einen wesentlichen Theil des Unternehmergewinns zuzuwenden".

Thatsache ist also, daß Bismarck in den ersten Jahren seiner Wirksamkeit als Minister mit Lassalle wiederholt persönlich verkehrt hat, und zwar auf dessen Wunsch. Der Agitator machte auf den Staatsmann den Eindruck eines angenehmen, geistreichen und unterrichteten Mannes, der eine sehr energische Natur und im hohen Stil ehrgeizig war. Eine politische Verhandlung hat nicht stattgefunden, schon aus dem Grunde nicht, weil Lassalle für Beistand von Seiten der Regierung bei der Schwäche seiner Partei kein Aequivalent bieten konnte. Dagegen sei es zu längeren

Besprechungen gekommen, weil der Minister die Pflicht gehabt habe, über die vor seinen Augen stattgefundene Bewegung sich aus bester Quelle zu belehren. Die betreffenden Unterredungen haben sich auch um das allgemeine Wahlrecht, aber niemals um eine Octroyirung desselben gedreht u. s. w.*). —

Lassalle und Bismarck begegneten sich einmal auf der Straße; im Laufe des Gesprächs soll Letzterer den Arm des Ersteren genommen haben und so beide die Leipziger Straße entlang gewandert sein. Dicht an der Wilhelmstraße fiel dem Minister-Präsidenten diese Situation auf; lachend soll er gesagt haben: „wenn uns jetzt ein Mitglied der Fortschrittspartei begegnet, steht morgen unsere angebliche Allianz in den Zeitungen. Mir kann's nicht schaden!“ — „Mir auch nicht!“ erwiederte Lassalle.

Noch vor der oben erwähnten parlamentarischen Aeußerung im Jahre 1878 soll Bismarck sich einst einem Reichstagsabgeordneten gegenüber über seine Beziehungen zu Lassalle u. A. dahin geäußert haben: „... Lassalle hat mich zuerst aufgesucht. Jedenfalls bin ich der Bebel'schen Socialdemokratie nicht näher getreten. Ganz im Gegentheil! ich habe die andere aufgesucht oder mich von ihr aufsuchen lassen, um der internationalen Socialdemokratie entgegen zu treten; nicht um den Teufel durch Beelzebub zu vertreiben, sondern weil mir einen Augenblick die Lassalle'sche Socialdemokratie entwickelungsfähig schien, und zwar zu einem Gegengift nach zwei Seiten hin, gegen die antimonarchische und kosmopolitische Marx'sche Socialdemokratie und gegen die Einseitigkeit der Manchestermänner. Ich müßte mich ja noch heute vor die Stirn schlagen, wenn ich, als ein preußischer Minister, nicht hätte auf eine Bewegung achten sollen, die sich unmittelbar vor meinen Augen vollzog, und mich nicht fragen: was ist das für ein neuer Trieb, den Berlin ansetzt? Ein gesunder oder nicht? Kranke Triebe gab es damals genug!“ —

Wie Lassalle Hilfe vom Staat erwartete, so sah er auch

*) Vgl. auch: „Unser Reichskanzler“ von Moritz Busch, B. 2, S. 285.

das Königthum als die natürliche Schutzwehr des Arbeiterstandes an. In der Allianz des Volkes mit dem Königthum erblickte er die eigentliche Lösung der socialen Frage. Von Lassalle's Wirken einigermaßen beeinflußt, hat der Ministerpräsident mit dem verstorbenen Kaiser und König Wilhelm über die Productivassociationen gesprochen, und der gütige Monarch hat, wie man weiß, aus eigenen Privatmitteln eine Summe Geldes hergegeben, um zu seiner eigenen Ueberzeugung, ob so etwas ginge, in Anknüpfung an eine Arbeiterdeputation, die durch den Meinungszwang und die Tendenzpolitik ihrer Arbeitgeber — der fortschrittlichen Fabrikherren Leonor Reichenheim & Comp.*) — außer Brod gekommen war und 1864 bei dem König vorstellig wurde, etwas der Art zu versuchen. Mit Recht meinte der Reichskanzler 1878: „Wenn man etwas Großes derart unternehmen wollte, so ist es ja wohl möglich, daß man 100 Millionen — Thaler — dazu gebrauchen könnte, aber so ganz thöricht und einfältig scheint mir eine solche Sache noch immer nicht. Wir stellen im landwirthschaftlichen Ministerium Versuche an über landwirthschaftliche Systeme, wir versuchen auch wohl in unserer Fabrikation, — wäre es nicht nützlich, auch in der Beschäftigung der Menschen und in dem Bestreben, die sog. socialdemokratische, ich will lieber sagen, die sociale Frage zu lösen, dergleichen Versuche zu erneuern? Wenn mir darüber ein Vorwurf gemacht werden kann, so ist es doch höchstens der, daß ich das nicht fortgesetzt habe bis zu einem befriedigenden Ergebniß. Aber es war nicht mein Depatement; ich hatte die Zeit nicht dazu, es kamen kriegerische Verhältnisse, die auswärtige Politik wurde thätiger, während des Conflikts war viel mehr Zeit für dergleichen übrig als später. An der Spitze des Versuchs stand ein achtbarer Name, der Landrath Olearius, aber man kann, ob der Gedanke überhaupt

*) Die Deputation der schlesischen Weber kam aus Wüste-Giersdorf in Schlesien und stand unter Führung eines gewissen Preuße, der später in Berlin für Lassalle thätig war.

fehlerhaft war, an einem solchen Experiment im kleinen Stile nicht beurtheilen. In ganz großem Stile aber würde es sich vielleicht auch nicht durchführen lassen; solche Etablissements wie z. B. das von Krupp, unter einer anderen als monarchischen Verfassung gedacht, unter einer republikanischen, wären nicht möglich. Aber in der gewöhnlichen landläufigen Fabrikation halte ich diesen Weg, dem Arbeiter zu einer besseren Existenz zu verhelfen, durchaus nicht ausgeschlossen, und sehe auch für einen Staatsmann kein Verbrechen darin, wenn er zu dem Behufe den Arbeitern, die eine Association bilden wollen, Staatshilfe gewährt, namentlich um Versuche in der Richtung zu machen. Ich habe, so weit meine Erinnerung reicht, den Eindruck erhalten, daß der ganze fabricirende Theil der Einrichtung und der Beschäftigung gar keine Schwierigkeiten bot; es war der kaufmännische, in dem die Sache stockte, die Verwerthung der Production durch Reisende, in Lagern, in Magazinen, durch Proben. Das alles ließ sich nicht machen innerhalb einer Sphäre, welche die Arbeiter übersehen konnten. Es kann auch vielleicht daran liegen — und dann wäre es vielleicht eine dauernde Unmöglichkeit, — daß den deutschen Arbeitern das Maß von Vertrauen zu einander und zu Höhergestellten und von Wohlwollen untereinander nicht eigen ist, wie wir es in England in den englischen Associationen kennen. Aber wie man mir daraus einen Vorwurf machen kann, daß ich mit Geldern, die nicht Staatsmittel waren, sondern die Se. Majestät aus Privatmitteln dazu geschenkt hatte, einen solchen Versuch machte, kann ich nicht verstehn".

Daß der Ministerpräsident schon 1864 von ähnlichen Anschauungen bezüglich des Versuchs mit den schlesischen Webern ausging, beweist eine mir vorliegende Nummer der halbamtlichen „Provinzialcorrespondenz" vom 15. Juni 1864. Ich lese dort: „Die Regierung ist fern von dem Wahne, ihrerseits Einrichtungen schaffen zu können, durch welche der Armuth und der Noth in der Arbeiterbevölkerung, insoweit dieselben mit den mannigfachen Schwankungen des industriellen Lebens überhaupt zusammenhängen,

durchgreifend abgeholfen werden könnte; diejenigen, welche derartige Verheißungen machen wollten, würden durch Erregung trügerischer Hoffnungen ein Verbrechen gegen die Arbeiter selbst begehen". —

Die deutsch-nationale Gesinnung Lassalle's documentirte sich übrigens auch, wie bereits oben erwähnt*), in der schleswig-holsteinschen Frage. Schon 1859 forderte er die Annexion Schleswig-Holsteins durch Preußen und vertrat 1864 gleichfalls diese Ansicht. Gleich am Anfang der Bewegung trat er, obschon dieselbe seine Pläne kreuzte, weil er alle seine Hoffnung auf die Versumpfung des Conflicts gesetzt hatte, in einer Rede zu Altona für unbedingte Annexion Schleswig-Holsteins ein. Nach Beendigung des dänischen Krieges im Sommer 1864 soll Lassalle mit dem leitenden Staatsmann über die schleswig-holsteinsche Frage nachstehendes Gespräch**) geführt haben:

Bismarck: Die Annexion wird sehr schwer sein. Oesterreich hat das Interesse, dort einen neuen deutschen Kleinstaat zu gründen und bewacht unsere Politik mit Argusaugen.

Lassalle: Dann müssen Sie gegen den Willen Oesterreichs annectiren.

Bismarck: Das wäre der Krieg mit Oesterreich!

Lassalle: Dieser ist unvermeidlich.

Bismarck: Wohl möglich, aber jetzt, wo wir im eigenen Hause noch den Krieg mit dem Abgeordnetenhaus haben, ist er für uns unmöglich.

Lassalle: Ich werde die Annexion Schleswig-Holsteins in mein Programm aufnehmen.

Bismarck: Vielleicht, daß dieser Punkt Ihres Programms in Erfüllung geht, wenn auch jetzt nicht, doch später. —

Die Richtigkeit dieser Unterredung dahin gestellt sein lassend ist es Thatsache, daß Lassalle 1864 im Allgemeinen Deutschen

---

*) S. 79.

**) Zeitgenossen, S. 70 ff.

Arbeiterverein das Losungswort ausgab, auf Seite Preußens sich zu stellen.

Es war seine Absicht, am 21. September 1864 in Hamburg eine große Volks- und Arbeiterversammlung zu Gunsten der Annexion abzuhalten, aber er wurde daran durch seinen frühzeitigen Tod verhindert*).

In ihren Erinnerungen an Ferdinand Lassalle („Meine Beziehungen") theilt Helene von Rackowicza auch einige Auslassungen Lassalles über Bismarck mit, die aber — wie fast alles in jenem Machwerk — mit großer Vorsicht aufzunehmen sind, da bei der Verfasserin Wahrheit mit Dichtung gemischt ist. Als Curiosum mag nur die nachstehende Stelle (S. 113) mitgetheilt werden:

„Und gefiel Dir Bismarck? findest Du ihn geistreich?" frug ich (Helene).

„Geistreich? Was heißt überhaupt geistreich? Wenn ich und Du geistreich sind, so ist's Bismarck nicht! Er ist schneidig, wuchtig — ist eben „eisern". Wenn man Eisen verfeinert, wird es zu Stahl, und dann kann man auch stechende, zierliche Waffen daraus machen! Doch immer nur Waffen! Gold ist mir lieber, Gold wie es mein Fuchs auf dem Kopfe trägt und wie es mir gegeben ist in der geheimnißvollen Macht, die Menschen zu erringen, sie mein zu machen. Du sollst schon noch sehen, mein Herz, was unser Gold alles erreicht!" — —

Die praktische Agitation des Philosophen hatte nur einige vorübergehende glänzende Momente, aber keine dauernden Erfolge gehabt; seine eigenste Schöpfung, der „Allgemeine Deutsche Arbeiterverein", zählte nur wenige Tausend Mitglieder und überdies wühlten heftige Zwistigkeiten in dessen Schooße; mehrere Criminalprozesse standen ihm bevor, und er, der flotte Lebemann und an Bequemlichkeiten gewöhnte Genußmensch, besaß Alles, nur keine Anlage zum Märtyrer. Seine Gesundheit war auf's Tiefste

*) A. a. O., S. 72.

erschüttert; ein schweres Kehlkopfleiden machte ihm das Leben sehr sauer; sein Thatendrang war riesig, aber die vis inertiae der Gesellschaft ebenso riesig; überdies im furchtbaren Kampfe mit den Parteien, der Presse, den Gerichten, der öffentlichen Meinung, ganz allein stehend, ohne ein weibliches Wesen, dessen Herz ihm ganz und gar gehört hätte — alle diese Umstände trugen dazu bei, Lassalle zu entmuthigen. Der kühne Aar von 1848 ließ 1864 ermattet seine Flügel sinken.

Aus zahlreichen Kundgebungen Lassalle's aus dem Jahre 1864 spricht eine außerordentliche Verstimmung und eine nervöse Abspannung, welche das Schlimmste befürchten ließ.

Schulze-Delitzsch, den er so sehr haßte, war nicht todtgemacht; im Gegentheil! Lassalle mußte manch' bittere Enttäuschungen erleben. In den Briefen an seinen Generalagenten und Bevollmächtigten aus dem Jahre 1864 entrollt sich die Kehrseite des Bildes der scheinbar so siegreichen Fortschritte der Lassalle'schen Arbeiterbewegung. So schreibt er am 14. Februar des g. J.: „Neue Gelder kann ich schlechterdings nicht mehr beschaffen, und ebenso wenig schon jetzt den Verein zu Grunde gehen lassen, so lange Hoffnung am politischen Himmel winkt. Ich bin nicht nur an die Grenze der Geldopfer, die ich bringen kann, gekommen, sondern ich habe eigentlich, was ich vernünftiger Weise opfern konnte, weit überschritten. Was ich bis vorigen September für Geldopfer gebracht habe, wissen Sie! das waren Capitalien!"

Aus einer anderen Briefstelle geht hervor, daß er selbst Geld von seinem Verein zu fordern hatte. Es heißt dort: „daß ich von den 1000 Thalern, die ich ja ganz kündigen könnte, nicht einmal 200 Thaler, und für die Arbeitercasse, und in bedürfsweisen Raten, kündigen können soll, ja, daß Sie nicht einmal das Gehalt für W.*) daraus flott machen wollen, das trifft mich zu hart. . . Ich bin todtmüde, und so stark meine Organisation ist, so wankt sie bis in ihr Mark hinein. Meine Aufregung ist

*) Eduard Willms, Lassalle's Secretair.

so groß, daß ich keine Nacht mehr schlafen kann! Ich wälze mich bis 5 Uhr auf dem Lager und stehe mit Kopfschmerz und tief erschöpft auf. Ich bin überarbeitet, überangestrengt, übermüdet im furchtbarsten Grade, die wahnsinnige Anstrengung, den Julian, außer und neben allem anderen, in 4 Monaten auszuarbeiten, die tiefe und schmerzliche Enttäuschung, der fressende, innere Aerger, den mir die Gleichgiltigkeit und Apathie des Arbeiterstandes, in seiner Masse genommen, einflößt — beides zusammen war selbst für mich zu viel! Ich treibe ein métier de dupe und ärgere mich innerlich zu Tode, um so mehr, als ich diesem Aerger nicht Luft machen kann und ihn nach innen würgen, oft noch das Gegentheil behaupten muß!"

Als ihm der Vorschlag gemacht worden war, eine Zeitung zu begründen, welche das Organ des Arbeitervereins werden sollte, wies er nach, daß bei dem elenden Zustande des Vereins nicht daran zu denken sei: „Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß wir uns Alle mitsammen über das geistige Leben im Arbeiterstande sehr getäuscht haben. . . Wer hätte diese Mattheit und Theilnahmslosigkeit für möglich halten sollen!"

Die Wunde, welche ihm die Weigerung Sophie Soluzeffs, die er aufrichtig geliebt hatte, beibrachte, wollte nicht verharrschen, und trostlos schreibt er ihr: „Ich habe nichts, was mich für meine großen Mühen tröstet, was mich entzückt, nichts, was mir auch nur einen Augenblick das Glück verschafft, um mich zu erfrischen. Kämpfen vom Morgen bis zum Abend, was ist das für ein rauhes Handwerk!"

Nicht ohne tiefe Wehmuth kann man den letzten Brief lesen, den er an die Heißgeliebte schreibt. Es kommt dort die merkwürdige Stelle vor: „Eines jeden persönlichen Glückes beraubt, strebe ich wenigstens so viel als möglich danach, daß mein Dasein den Acker bilde, aus dem das Gemeinwohl der Zukunft erstehe!"

So gab er denn am 11. Mai 1864 aus Gesundheits-

Rücksichten das Präsidium des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins an Otto Dammer ab und begab sich, wie übrigens öfter in den letzten Jahren, auf Reisen, um sich geistig und körperlich zu erfrischen. Zuerst reiste er nach Ems, wo ihn die Gräfin Hatzfeldt schon erwartete. Hier verblieb er einen Monat, reiste dann mit der Gräfin am 25. Juni nach Düsseldorf, wo er, wie man weiß, vor der correctionellen Appellkammer mehrere Stunden hindurch sich vertheidigte, und fuhr dann nach Karlsruhe, wo er bis zum 26. Juli blieb. Hier trennte er sich von seiner Freundin, und während diese nach Wildbad ging, begab er sich zu längerem Aufenthalt nach Rigi-Kaltbad in der Schweiz.

Dort sollte sich sein Verhängniß erfüllen.

Siebzehntes Kapitel.

Reise nach der Schweiz. — Die Dönniges-Affaire. — Duell, Tod und Leichenfeierlichkeiten.

Ich habe schon erwähnt, daß die Reise nach der Schweiz — deren er in den letzten Jahren mehrere unternommen hatte — dem Erholungsbedürfniß Lassalle's entsprach; daß er sich aber auch mit dem Gedanken trug, in der Schweiz, auf sicherem Boden, zu bleiben und nach Deutschland nicht mehr zurückzukehren, ist in hohem Grade wahrscheinlich. Dies verrathen die, bereits oben mitgetheilten, Abschiedsworte an Paul Lindau: „Ein Jahr oder auch nur ein halbes Jahr kann ich mich der Freiheit nicht mehr berauben lassen! Ich halte es einfach nicht aus. Lieber expatriire ich!“ Und das beweisen auch die brieflichen Stoßseufzer aus jener Zeit! So schreibt er z. B. vom 28. Juli an die Gräfin: „Wie Sie mich doch mißverstehen, wenn Sie schreiben: „können Sie sich nicht auf einige Zeit in Wissenschaft, Freundschaft und schöner Natur genügen?“ Sie meinen, ich müsse Politik haben! Ach, wie wenig Sie au fait

in mir sind! Ich wünsche nichts sehnlicher, als die ganze Politik los zu werden, um mich in Wissenschaft, Freundschaft und Natur zurückzuziehen. Ich bin der Politik müde und satt!"

Im Anfange übte die herrliche Luft und Gebirgswelt der Schweiz keinen besänftigenden Eindruck auf seine Nerven aus, wie wir dies aus den übelgelaunten Briefen, die er in der letzten Juli-Woche an die „gute Gräfin" richtete, ersehen. Einer derselben — bisher noch ungedruckt — sei hier mitgetheilt:

„Rigi-Kaltbad, 22. Juli.

Gute Gräfin!

Es ist Abends: Ich habe Ihren heut um 10 Uhr empfangenen Brief mit dem um 3 Uhr von hier abgegangenen Boten noch beantwortet und setze mich jetzt hin, um einen Plauderbrief anzufangen, den ich dieser Tage beenden werde.

Ich bin, wie gesagt, sehr mißlaunig. Zum Theil mag die Ursache auch daran liegen, daß ich so plötzlich aus zahlreicher und bester Gesellschaft in völlige Einsamkeit versetzt bin. Denn hier bin ich unter 125 Menschen, meist Schweizer und Badenser, die um mich herumbourdonniren, so gut wie allein. Das Wetter ist das schlechteste: im Regen — und alles wie mit einem Betttuch verhängt, — bin ich am ersten Tag heraufgekommen. Am zweiten kalt und trüb; dennoch ging ich Nachmittag auf Kulm und fand mich belohnt, denn unmittelbar vor Sonnenuntergang wurden die Berge frei und die Aussicht war fast vollständig. Gestern stieg ich wieder zum Kulm hinauf zum Sonnenuntergang. Aber man konnte nicht die Hand vor den Augen sehen, obgleich es unten warm, schön und sonnig war! Ein Nebel hüllte alles wie in eine graue Schlafmütze ein. Heute war nicht einmal an Hinaufsteigen zu denken. Es goß den ganzen Tag mit Kannen. Die Leute hier sagen mir, daß sie schon seit 8, Viele seit 14 Tagen hier sitzen und beständig solches Wetter sei. Aber wenn es auch schön wäre, ich hätte doch nichts Sonderliches davon. Zum Genießen gebrauche ich den Menschen! Ich kann

alles allein, nur nicht genießen! So war ich gerade den ersten Abend, als ich auf Kulm war, trotz der schönen Aussicht, sehr wehmüthig. Ich überlegte mir, unter wie anderen Verhältnissen ich fast immer auf dem Rigi gewesen! Das erste Mal (1850) bestieg ich ihn mit Wolff*), der jetzt todt ist. Es war noch in meiner ungestümen Jugend. So trotzig wie die ewigen Bergeszacken schaute ich da noch in das Leben hinaus! Dann war ich so oft mit Ihnen da, die Sie doch nothwendig zu meinem Wesen gehören. Dann einmal mit L. in glücklichster Stimmung und Laune, um die ich mich noch heute beneide. Dann einmal mit den Aeltern, mit meinem treuesten Freunde von allen, dem armen Vater, der jetzt todt ist! Sie waren außer das erste Mal stets dabei! Und jetzt bin ich da, mutterseelenallein, liege auf der grünen Matte, denke an den Wechsel des Irdischen und „vergangener Zeiten Pracht!" Es ist mir, als hätte ich meine Existenz verengert und wäre ärmer geworden, da ich jetzt Niemand mehr mit mir habe, wo sonst stets welche und oft so Viele, meinen Genuß vermehrend, um mich waren. — Ich muß nicht allein reisen. Ich bin nicht dafür gemacht.

Dazu kommen allerlei andere Gedanken, die ich mir jetzt zu machen Anlaß genug habe. Kurz, ich bin in der Blüthe des Mißmuths.

Jetzt ist es 10 Uhr durch. Ich lege mich zu Bett und schreibe morgen vielleicht weiter, wenn es meine anderen verfluchten Schreibereien erlauben."

In dieser gelangweilten, trostlosen Stimmung, allein, ohne „genießen" zu können, befand sich Lassalle, als am 25. Juli ein Bauernbursche in sein Zimmer trat und ihm meldete: an der Terrasse hielte eine Dame, die ihn zu sprechen wünsche. Natürlich eilte Lassalle sofort hinunter. Da hielt hoch zu Roß mit einer Engländerin und Amerikanerin — der „Goldfuchs"

*) Theodor Wolff, Red. der „Neuen Rhein. Zeitung", Mitglied des Frankfurter Parlaments.

Helene von Dönniges! Diese Dame kannte Lassalle schon von früher. Er sah sie zum ersten Male Anfangs 1862 in einem Concerte von Hans von Bülow in Berlin, ohne jedoch ihre Bekanntschaft zu machen. Einige Tage darauf traf er sie wieder auf dem Juristenballe und schließlich einmal bei seinem Rechtsanwalt Holthoff. Wie die Gräfin Hatzfeldt wissen wollte, hätte sie sich bei diesem Anlaß so auffällig gegen Lassalle benommen, daß ihr Betragen Gegenstand des Stadtklatsches wurde. Kurz nach jenem letzten Zusammentreffen äußerte Holthoff, der mit der Familie Dönniges und besonders mit Helene sehr befreundet war, zu Lassalle: „Sie werden so viel beachtet und beobachtet, und man spricht so viel von Ihnen, daß ein Mädchen, dem Sie die Cour machen, nothwendig in's Gerede kommen muß, was ich für Helenen nicht wünschen kann. Wollen Sie mir aber im Voraus einen Heirathsantrag für sie machen, so will ich Sie bei der Familie einführen." Hierauf erwiederte Lassalle: „Nein, lieber Holthoff, das thue ich nicht. Ich kaufe keine Katze im Sack. Das Mädchen gefällt mir äußerlich ganz gut; wenn sie mir innerlich bei näherer Bekanntschaft ebenso gut gefällt, so würde ich mich entschließen, sie zu heirathen. Ich kann Ihnen nur versprechen, daß ich nicht im Geringsten die Absicht habe, ein bloßes „Verhältniß" mit ihr anzuknüpfen, und daß ich, wenn sie mir zum Heirathen nicht gut genug gefällt, mich ganz ruhig zurückziehen werde." Hiermit hatte die Sache ein Ende und von da ab sah Lassalle die Dame nicht mehr, obgleich sie fast die ganze Zeit über in Berlin bei ihrer Großmutter war.

Als sie jetzt durch Holthoff die Nachricht erhielt, daß Lassalle sich auf dem Rigi befand, war sie in Wabern (bei Bern) bei einer Madame Arson zum Besuch, einer Italienerin, die sich dort mit ihren Kindern zum Vergnügen aufhielt und die Familie Dönniges von Nizza und Genf her kannte. In dem nämlichen Hause in Wabern wohnte der amerikanische Consul zu Nizza, Mr. Lesley mit seiner Gemahlin, mit den Arsons eng befreundet. Das waren die beiden Damen, mit denen Helene Lassalle, „ihren

besten Freund“, wie sie sich ausdrückte, auf dem Rigi besuchte. Nach der Angabe der Frau Lesley hätte Lassalle anfänglich Helene gar nicht wieder erkannt und gefragt, was man von ihm wünsche, aber bald scheinen sich Helene und Ferdinand verständigt zu haben! Die Damen traten schon am anderen Tag den Rückweg an, Lassalle mußte jedoch — wie er sagt: „eine Höflichkeit ist der anderen werth“ — versprechen, zwischen dem 15. und 25. August in Genf zu sein.

Obschon sein Herz sich nach Liebe sehnte und seine Eitelkeit durch den Besuch der schönen jungen Dame, mit dem rothblonden Haare — welches er über die Maßen liebte, — sich sehr geschmeichelt fühlte, so war er nicht gleich von ihr hingerissen. In einem Briefe an die Gräfin Hatzfeldt, wo er dieses erste Zusammentreffen schildert, nennt er es — ob aufrichtig oder aus Rücksicht auf die Gräfin, wollen wir dahingestellt sein lassen — eine „Episode“. Er beginnt und schließt den Brief mit Angelegenheiten und Plänen, die mit Fräulein v. Dönniges in keiner Beziehung standen. Daß jedoch zwischen Beiden dennoch von Liebe und Ehe die Rede war, läßt sich nicht in Abrede stellen. Bei der feurigen Natur Lassalle's und der Gefallsucht Helenens genügte eben schon e i n Tag, um Liebeshändel abzuschließen.

Kaum in Wabern angelangt, richtete Fräulein v. Dönniges glühende Briefe an Lassalle, welche diesen immer mehr erwärmten. So heißt es z. B. in einem Brief vom 26. Juli: „Diesmal, Freund Satan, wird Ihnen das Kind beweisen, daß es seine teuflische Verwandtschaft fühlt, daß Ihre dämonische Nähe endlich dahin gewirkt hat, daß die Natur aus ihrem langen Schlaf erwacht und ein Tropfen Ihres satanischen Blutes in ihre Adern gegangen ist, ihr Kraft und Lust zum Leben gebend.“ Resolut und kurz entschlossen, wie der Goldfuchs war, hat sie die Frage Lassalle's, ob sie seine Gattin werden wolle, mit einem bündigen „Ja“ beantwortet: „Und nun wissen Sie auch mit Ihrem schönen, herrlichen Geiste und Ihrer so großartigen, aber mir lieben Eitelkeit, wie mein Entschluß lautet: „I c h w i l l u n d w e r d e i h r

Weib sein!“ — Sie sagten mir gestern Abend: „Sagen Sie nur ein vernünftiges, selbstständiges „Ja“ — et je me charge du reste*). — Gut, mein Ja ist da — chargez vous donc du reste**); nur mache ich ein paar ganz kleine Bedingungen, et les voilà***). Ich will, denken Sie, das Kind sagt, ich will — ich will also, daß wir Alles versuchen, was in unsern Kräften steht, und in Ihren Kräften, mein schöner, satanischer Freund, steht ja so ungeheuer viel, — um auf eine anständige, vernünftige Weise zu unserm Ziele zu gelangen —; d. h. also: Sie kommen zu uns, wir versuchen die Aeltern ebenso für Sie einzunehmen als — — und so ihre Einwilligung zu bekommen! — Wo nicht, sind und bleiben sie unerbittlich, auch wenn wir Alles gethan haben, was wir thun konnten, — eh bien, alors tant pis! †) so bleibt noch immer Aegypten. Dies meine eine Bedingung. Und hier die zweite: Ich will und wünsche, daß dann die ganze Sache so rasch als möglich geht. Denn ich kann wohl den Nebel und Regen von heute früh aushalten, ohne sehr krank zu werden, — aber noch viele so aufregende Tage und ungewisse quälende Stimmungen, wie ich schon um dieser unsrer Sache willen durchgemacht habe — das, mein Freund, halten meine Nerven nicht aus. — Aber zu dieser Eile habe ich noch einen Grund — ich will nicht, daß die ganze Welt uns bespricht und ihre Meinung sagt über eine Angelegenheit, die sie Nichts angeht, und mich hierdurch einer Menge Scenen aussetzt, die eben so gut vermieden werden können. Einmal die Sache zu unsrer Zufriedenheit beendet, mögen sie dann ihre Mäuler und Augen aufreißen, so groß sie wollen, dann habe ich Sie, Ferdinand, als Schutz und Stütze, — et je ne me moque pas mal du reste du monde††). — Ich weiß, daß die Hindernisse, die wir zu

*) Und ich nehme das Uebrige auf mich.

**) Nehmen Sie also das Uebrige auf sich!

***) Und sie bestehen in Folgendem:

†) Nun dann, um so schlimmer!

††) Und dann schlage ich allen anderen Leuten ein Schnippchen.

übersteigen haben, sehr, ja riesengroß sind, aber dafür haben wir auch ein großes Ziel, und Sie einen riesengroßen Geist, der mit Gottes Hülfe die Felsen zu Sand und Staub zermalmen wird — so daß selbst mein schwacher Athem ihn wegzublasen vermag. Mir bleibt von Allem das schwerste Stück — ich muß mit kalter Hand ein treues Herz*), das mir mit wahrer Liebe ergeben ist, tödten, ich muß mit krassem Egoismus einen schönen Jugendtraum vernichten, der, verwirklicht, das Glück, das Lebensglück eines edlen Menschen machen sollte. — Glauben Sie mir, das wird mir furchtbar schwer, aber ich will jetzt, und so will ich denn um Ihretwillen auch schlecht werden. Schreiben Sie mir gleich, so bald als möglich; denn erst, wenn ich genau Ihre Pläne und Ihren festen Entschluß weiß, die Befehle und Wünsche des Herrn und Meisters empfangen habe, erst dann kann ich anfangen, die meinen, d. h. meine Pläne in Ausführung zu bringen.“.

Dieser eine Brief sagt genug — er schildert das Wesen und den Charakter der Dame besser als es dicke Bücher könnten! Sie, welche vor Jahren mit Lassalle flüchtige Berührungen hatte, besucht Lassalle auf Rigi-Kaltbad, und als der stets galante und liebebedürftige Agitator sie um ihre Hand bittet, ist sie dazu gleich entschlossen, obschon sie damals bereits mit einem jungen Wallachen Jankó v. Rackowitz verlobt war, obschon sie weiß, daß ihr Vater, der bayrische Gesandte, nie und nimmer eine Verbindung mit dem Socialdemokraten und Juden gestatten würde! Aber gerade diese Schwierigkeiten entzündeten ihre excentrische Einbildungskraft — ihr romantischer Sinn sah eben in einer Verbindung mit einem berühmten Mann etwas ungemein Pikantes. Gerade das haût-gout, das ihm in ihren Augen durch seine „Demagogie“, seine Betheiligung an der Cassettengeschichte und seine Beziehungen zu der Gräfin Hatzfeldt eigenthümlich war, reizte ihre kranken Sinne und trieb sie in seine Arme!

---

*) Der Bojare Jankó von Rackowitz.

Man vergesse nicht, daß Lassalle sich nach einem jungen Weibe sehnte, welches ihn liebte, leidenschaftlich liebte. Sophie Soluzeff war spröde, nicht so Helene, die ihn mit Schmeicheleien überschüttete und die ihm gegenüber keinen Willen hatte. Lassalle wollte genießen und hier fand er keinen Widerstand bezüglich des Genusses! Die ehemalige Flatterhaftigkeit war jedoch bei ihm gewichen und er wollte es auch so haben, wie andere Menschen — heirathen und einen häuslichen Heerd begründen. Zu einer Hausfrau fehlte jedoch der koketten und oberflächlichen Helene, welche ihre Verlobten wie Handschuhe wechselte, so viel wie Alles — und daß gerade dieses Weib seinen Lebensweg kreuzte und ihn dem Verderben überlieferte, war das „Kismet" der Liebe, welches selbst die gescheidtesten Menschen heimsucht!

Die Gräfin Hatzfeldt ahnte nicht die Gefahr, welche ihm von einer Geschlechtsgenossin drohte — sie zitterte nur vor dem Damoklesschwert der Verhaftung, welches über seinem Haupte schwebte und beschwor ihn, nach Neapel zu gehen, um auf ganz sicherem Boden zu sein. In diesem bisher ungedruckten Briefe spricht sich eine mütterliche Zärtlichkeit der Gräfin für Lassalle aus. Sie schreibt ihm u. A. aus Wildbad, 22. Juli:

„Ich empfinde eine mir selbst fast unerklärliche Angst um Sie . . . Die Märtyrer-Rolle hat sich zu jeder Zeit als eine an sich dumme und unersprießliche erwiesen, vorzüglich aber in unserer Zeit. Hat Blanqui, das Hauptvorbild dieser Art, hierdurch etwas Anderes erreicht, als vergessen und seiner Sache nutzlos zu sein? Sie sind gewiß am wenigsten dazu bestimmt, es wäre der größte Schaden für die Sache, der Sie dienen, und der sträflichste Selbstmord. Man hat nicht das Recht, in so entscheidend ernsten Sachen auf blindes Glück irgendwie zu bauen. Hören Sie auf meinen Rath; es ist der Ihres besten treuesten Freundes; und hierin begegnen sich ja überdies die Ansichten Aller, die sich Ihre Freunde nennen und denen Sie Einsicht zutrauen. Wenn ich nun weder klug noch Jurist genug bin, Ihre Lage in allen Details zu beurtheilen, so leitet mich

doch mein Instinct für Ihr Wohl intuitiv richtig, wenn ich, nicht aus blinder Furcht, aber bestimmter Ueberzeugung, Ihnen sage, daß Sie jetzt in einer gefährlichen Lage sind, weit gefährlicher als je früher. Alles, was irgend Geltung hat, hat nur Eine Parole und die ist, Sie unschädlich zu machen, Sie zu beseitigen, der Bewegung, die ihnen viel zu groß geworden, den Führer, mit dem sie gänzlich fallen könnte, zu nehmen. Sie müssen in jedem Schritt, den Sie thun, jetzt die größte Vorsicht gebrauchen, nichts dem Zufall oder Ihrem „gewohnten Glück“ anheimgeben; denn wenn Sie dies „Glück“ nun doch in diesem Falle verließe, so wären die Folgen nach jeder Seite hin zu schlimm. Im Ausland, in Neapel, wären Sie, wenn auch in Manchem behindert, doch, so weit wie jetzt die Sache schon um sich gegriffen, noch sehr vorhanden und nützlich, für den Verein, der durch Ihre Abwesenheit nur stärker angefeuert würde, selbst thätig zu sein. Sie haben auch schon Männer darunter, die unter Ihrer höheren Leitung hinreichend die Sache erhalten und weiter führen könnten. Aber bei einer längeren Gefängnißhaft, der gänzlichen Entziehung Ihrer Mitwirkung, könnte leicht völlige Entmuthigung eintreten, da die Ueberzeugung in Vielen lebt, daß mit Ihnen Alles steht und fällt. Rathlosigkeit in wichtigen Fällen und Entscheidungen, vielleicht Uneinigkeit, würde eintreten, denn auf keinen Anderen ließe sich plötzlich das unbedingte Vertrauen und die Autorität, die Ihnen dies Vertrauen giebt, übertragen. Ihren Muth, Anklagen zu bestehen, werden Sie doch wohl nicht erst noch beweisen wollen oder die gar keine Beachtung verdienenden Verläumdungen Ihrer Gegner scheuen? Das wäre eine Ihrer gar nicht würdige Kleinlichkeit. Sie sehen, ich kann eigentlich von Nichts anderem sprechen, so sehr bekümmert es mich. Erinnern Sie sich auch daran, daß ich in allen Ihren politischen Fährnissen, ohne mich zu rühmen, und Sie selbst haben es stets anerkannt, mit Muth und Entschlossenheit zu Ihnen gestanden und den Kopf nicht verloren habe, wie mancher Andre; und trauen Sie mir jetzt nicht Klein-

muth zu, um deshalb auf meinen Rath nicht zu hören. In alles, was nicht zu ändern, was nothwendig wäre, darin würde ich mich auch heute noch fügen, aber ich weiß ebenfalls, daß, wenn ich in diesem Fall auch gar nicht für das Wohl Ihrer Person so sehr interessirt wäre, als ich es bin, ich Ihnen dennoch für das Wohl der Sache selbst, für die Erhaltung Ihrer Zukunft mit tiefster Ueberzeugung dasselbe rathen würde."

Bald sollte die Gräfin erfahren, daß ihren Freund eine andere Gefahr verfolge — Amor mit dem Pfeile. Helene schrieb ihr einen von Liebe zu Lassalle überfließenden Brief, und dieser theilte seiner Egeria mit, daß er ohne Helene nicht leben könne, ihre Persönlichkeit passe so absolut zu ihm, wie es keine bessere gebe und er halte es für sein größtes Glück, im Alter von 39½ Jahren ein Weib zu finden, so schön, von so freier und zu ihm passender Persönlichkeit, das ihn so liebe und ganz in seinen Willen aufgehe. Vergebens bot die Gräfin ihre ganze Ueberredungskunst auf, ihn Vernunft zu predigen, vergebens stellte sie ihm die Abneigung der Aeltern Helenen's gegen eine Verbindung derselben mit ihm vor — er blieb taub gegen ihre Vorstellungen, die er aus Eifersucht entsprungen wähnte. Was nützen bei einem Verliebten alle Vernunftgründe?!

Fünf Tage hatte sich Lassalle in und um Bern aufgehalten und dieselben fast stets in Gesellschaft Helenen's verlebt; am 3. August reiste sie allein nach Genf ab, während er, der Verabredung gemäß, mit dem nächsten Zuge abfahren sollte, um von Herrn v. Dönniges die Hand seiner Tochter zu verlangen. Er stieg in der Pension Bovet in Genf, nicht weit von der Wohnung des Vaters einer „Braut", ab. Kaum hatte er sich ein Zimmer anweisen lassen und ehe er noch Zeit hatte sich umzukleiden, brachte ihm die Kammerjungfer des Fräulein v. Dönniges den folgenden Brief, der — augenscheinlich in furchtbarster Aufregung geschrieben — mitten im Satze abbrach:

„Mittwoch, den 3. August 1864.

Mein liebes Herz, mein schöner herrlicher Aar, — noch

keine Stunde im älterlichen Haus, kann ich Dir schon Neues — aber nur Trübes erzählen. Ich kam hier an und fand meine kleine Schwester Margarethe als verlobte Braut des Grafen Kayserlingk — das Glück und die hohe Freude darüber bei den Meinen ist nicht zu beschreiben. Ach, Ferdinand, es thut mir wehe, zu denken, wie verschieden mein Glück auf sie einwirken wird! — Doch ist's mir ganz gleich: in Freud' und in Leid Dein treues, nur Dir ergebenes Weib.

Diesen Freudenmoment benutzte ich und zeigte Mama Deine Visite an, aber — — nun die arme, arme kleine Frau stellt sich eben meinen schönen Ferdinand auch als Schinderhannes vor — als ich auf so ganz bestimmten Widerstand stieß, und zwar aus dummen Gründen, die zu kleinlich sind, um Dich auch nur zu berühren, fühlte ich mich gezwungen, zu den großen Mitteln zu greifen; ich sagte ihr also: „„Höre, Mama, ich habe mit Dir sehr ernst zu sprechen, — ich sage heute zum ersten Male: ich will, und so wahr ich hier vor Dir stehe, sage ich Dir, ich werde meinen Willen durchsetzen."" Hier erzählte ich ihr in Kürze unser Wiedersehn und fuhr fort: „„Es thut mir unendlich leid, Euch so betrüben zu müssen — denn ich sehe, daß Du außer Dir bist, — aber ich kann nicht anders; seid Ihr vernünftig und willigt ein — nun so werdet Ihr ihn kennen und lieben lernen, und Alles wird ruhig und glatt abgehen — wo nicht, nun, thut es mir auch sehr leid, und Gott weiß, was ich darunter leide, so muß ich mich mit dem Gesetz vertheidigen und so zu meinem Recht und meinem Glück gelangen."" —

Ich schloß meine Rede, während welcher sie mich mit Kindesgüte angehört hatte und mich nicht einmal unterbrochen hatte, obwohl die Thränen ihr die Augen näßten; ich schloß, sage ich, mit noch einigen Küssen und Liebesversicherungen und sagte ihr noch einmal: „Nur in ihm ist mein Glück, und das ist mein Schicksal."

Sie weinte leise und verließ mein Zimmer, und ich, das

Kind, wurde Deine wirkliche Brunhilde,*) — ich weinte nicht, ich zitterte auch nicht, ich sah Dein Bild an und bat Dich leise: Komm, mein hoher, mein stolzer, mein kaiserlicher Aar, gieb mir mit Deinem herrlichen Adlerblick Kraft und Vertrauen! So bat ich, und mein Glaube an Dich hat mir geholfen — ich danke Dir, mein starker Siegfried!

Nach einer kleinen Weile kam die arme Mutter und sagte: sie müsse dem Papa die ganze Sache mittheilen, sonst gäbe es einen furchtbaren Skandal. Ich sagte darauf, das sei das Einzige, was ich verlange für mein Vertrauen, und Du wünschtest nicht, daß Papa Dich kennen lerne mit Gedanken für oder wider, — kurz Du möchtest unbefangen ins Haus treten und ebenso beurtheilt werden; — — aber hier blieb sie unerbittlich und sagte: „„Papa nimmt ihn nie und nimmer an, ich muß zu ihm gehen und ihm sagen, wie die Sachen stehen."" Nun fragte ich sie, was hat er denn gegen Lassalle, was kann er gegen ihn sagen — car enfin, seine politische Stellung ist kein genügender Grund, ihn nicht anzunehmen, wenn er ihn besucht. Mama: „„nicht seine politische, aber seine soziale Stellung — die Cassettengeschichte (die Connection mit der Gräfin von Hatzfeldt) und so viel Anderes."" Ich sagte darauf nur, daß ich Nichts von ihnen verlange, als Dich anzunehmen und kennen zu lernen; worauf sie zu mir sagte: „„Du kannst von Papa nicht verlangen, namentlich in derselben Zeit, wo die eine Tochter mit dem Grafen Kayserlingk verlobt ist, einen Mann in die Familie aufzunehmen, von dem alle Welt so spricht."" Ich: — „„Ihr nehmt ihn nicht in Eure Familie auf, sondern Ihr gebt nur Eure Einwilligung, daß ich aus dieser Familie heraustrete; wenn Ihr es verlangt, nun so will ich, so weh es mir auch thut, und Gott ist mein Zeuge, daß mir fast das Herz dabei bricht, so will ich Euch das Versprechen geben, nie wieder Eure Schwelle zu überschreiten.""

---

*) So nannte sich Helene gern selbst.

Sie antwortete darauf nicht, weinte mehr, und als sie sich etwas beruhigt hatte, hielt sie mir eine kleine strenge Rede, in der sie mir vorwarf, daß ich mich vom Augenblick zu sehr leiten ließe u. s. w. Aber da sie sah, daß ich fest war, so ging sie hinaus mit dem noch immer festen Entschluß, Papa Alles zu sagen. Der ist nun jetzt mit meinem Vetter Dr. Arndt auf dem See und Gott weiß, wie es wird, wenn er zurückkommt. Jedenfalls bleibe ich felsenfest.... — Du kommst morgen um 2 Uhr, vielleicht noch früher, und dann setzen wir schnell und rasch durch; denn ich fühle, daß uns auch in dieser Hinsicht unsere Sterne günstig und zum Glück führen werden. Mama hat übrigens eingesehen, daß die Sache unwiderruflich ist — und so wird es vielleicht, wenn auch nicht ohne Sturm und Heftigkeit, so doch schnell und dadurch glücklich enden. Wenn sie — meine Aeltern — sehen, daß sie nichts gegen uns thun können — nun, so weiß ich, daß sie vorziehen, gleich Ja zu sagen, um keinen Eclat zu machen. Ist heute Abends noch eine entscheidende Unterredung, so schreibe ich Dir noch morgen früh; hier sind die einzigen Sachen von Papa, die ich auftreiben kann. Es wird Dir lieber sein, als die Gedichte. Ach, Herz, wie ich mich nach Dir sehne!

Der erste Advocat hier ist Amberny. — Du wolltest es ja wohl wissen?

Jetzt ist es 6½ Uhr, und Du mein Herz und Gott bist nun schon hier? O! dieser Gedanke giebt mir wieder Stärke und Kraft — denn ich muß die Nähe und Allgewalt meines Herrn und Gebieters fühlen, um nicht zu weichen, um nicht auch Andern gegenüber zu sein, wie Dir — das Kind. Aber ich fühle Dich und Deine Liebe — und so fürchte ich nichts mehr und bin jetzt und für immer Dein Weib, Dein Kind, Deine Dich anbetende Sache! O, wenn doch die Gräfin hier wäre! —

Sage mir nur auf einem kleinen Zettel, daß Du mich liebst! Denn ich, Ferdinand, ich liebe Dich ja so sehr! —

Es ist geschehen — sie haben gesprochen — — mein Vater

at erklärt: „„ich wäre seine Tochter nicht mehr!““ und was
un geschieht — Gott weiß, — er will, ich soll sein Haus nicht
erlassen, ehe ich Dein Weib bin.

„Ich Kan—“ — —

Lassalle hatte diesen Brief noch kaum gelesen, als schon
räulein v. Dönniges selbst auf sein Zimmer gestürzt kam. Sie
arf sich verzweifelt auf sein Bett und rief aus: „Ich bin das
nglücklichste Geschöpf von der Erde! Hier hast Du Deine
ache; mach' mit mir, was Du willst!“

In diesem kritischen Moment zeigte sich der sonst so leiden-
haftliche Lassalle sehr kühl und anständig, ich möchte fast sagen:
hilisterhaft. Sie, welche schon von Entführung, Criminalpro-
ssen und romantischen Abenteuern träumte, mußte zu ihrer
cht geringen Enttäuschung die Wahrnehmung machen, daß er
gentlich weder Romantiker noch Don Juan sei — wenigstens
cht ihr gegenüber; diese Wahrnehmung wirkte wie eine kalte
ouche auf ihre erregten Sinne. Nachdem sie sich gefaßt hatte,
zählte sie nun, daß ihre Mutter ihren Vater bei seiner Rückkehr
er Alles unterrichtet hätte, worauf der Sturm losgebrochen sei.
eltern und Geschwister seien auf sie eingestürmt, und der Vater
abe in dem heftigsten Zorn erklärt, er werde eine Heirath mit
assalle nie und nimmermehr dulden; er habe ihr sogar mit
insperrung gedroht; schließlich sei sie mit Gewalt aus dem
ause ausgebrochen, um sich zu Lassalle zu flüchten.

Und was that Lassalle? Er sprach vernünftig mit Helene,
llte ihr vor, daß es das Beste sei, wenn sie sich unter den
chutz ihrer Mutter begäbe und führte sie selbst der Frau
Dönniges zu.

Hier tritt ein Wendepunkt im Liebesidyll ein; die Tragödie,
elche mit dem Ende Lassalle's abschließen sollte, beginnt.

Helene, welche bisher vorgegeben hatte, ihn glühend zu
ben, fühlte sich durch sein gesittetes Wesen verletzt. Sie zweifelte
 seiner leidenschaftlichen Zuneigung, sonst würde er bezüglich
ner „Sache“ ganz anders verfahren sein — solche Zurück-

weisungen vergißt kein Weib! Am wenigsten vertrug dies Fräulein Helene, welche, wie Lassalle sich in einem Briefe an die Gräfin Hatzfeldt ausdrückte, viel „Natur“ in sich hatte.

Je kühler Helene aber wurde, je mehr sie sich von ihm lossagte, desto mehr liebte er sie, desto gewaltiger und verzehrender wurde seine Leidenschaft. Hierzu gesellte sich noch verletzte Eitelkeit und Manneswürde und die Wuth darüber, daß es ihm auch diesmal nicht beschieden war, das Glück der Ehe — wonach er sich seit so vielen Jahren gesehnt — zu genießen. Seine ohnehin überreizten Nerven kamen in fieberhafte Aufregung, und nun tragen alle seine Briefe und Handlungen den Stempel höchster Excentricität und vulkanischer Leidenschaften.

Verfolgen wir in Kürze die Entwicklung dieses an spannenden Episoden so reichen Seelen-Dramas.

Noch am nämlichen Tage statteten der zukünftige Schwager Helenens, Graf Kayserlingk, und ihr Vetter, Dr. Arndt — ein Mitarbeiter der Monumenta Germaniae — Lassalle einen Besuch ab. Arndt ersuchte Letzteren, das Fräulein aufzugeben, nicht mehr an sie zu denken; er rieth ihm, Genf baldigst zu verlassen, wofern er sich großen Unannehmlichkeiten, die ihm zu bereiten Herr v. Dönniges kraft der von ihm eingenommenen diplomatischen Stellung die Macht besitze, nicht aussetzen wolle. Lassalle ließ sich jedoch nicht einschüchtern, sondern schrieb an Herrn v. Dönniges hintereinander zwei Briefe, ihn um eine Unterredung bittend, erhielt aber keine Antwort.

Im Laufe des Donnerstag hatte er Anfälle von Niedergeschlagenheit; er schrieb der Gräfin Hatzfeldt, daß er „geweint habe zum ersten Mal seit 15 Jahren“, und seinem Freunde, dem Oberst Joh. Phil. Becker, fiel er um den Hals mit den Worten:

„O, lieber Freund, ich könnte weinen wie ein Kind, wenn ich bedenke, daß ich in dieser jämmerlichen, armseligen Angelegenheit unterliegen kann, ich, der ich gewohnt bin, in großen Kämpfen zu siegen, ich, der ich stets allen Gefahren mit Ruhe

in's Gesicht blickte, ich, der ich jeden Augenblick für die große Sache mit Lust auf's Schafott gegangen wäre."

Am Donnerstag Abend erschienen Graf Kayserlingk und Dr. Arndt zum zweiten Male bei Lassalle. Dieses Mal kamen sie im Auftrage des Fräuleins, wie Arndt sagte. Das Fräulein, so lautete die Bestellung, sage sich vollständig von Lassalle los; sie habe Genf bereits verlassen und unterwerfe sich ruhig ihrem Vater. Zur Beglaubigung zeigte Arndt einen eigenhändigen Zettel des Fräuleins vor, also lautend: „Die Instruction meines Vetters (Arndt's) ist vollständig der Wahrheit gemäß. Das Kind".

Der betrogene Liebhaber erwiederte, er könne an eine solche Sinnesveränderung binnen einem Tage nicht glauben; Helene habe diesen Zettel offenbar unter äußerem Zwang geschrieben; das erhelle schon aus der ihm gegenüber so völlig unpassenden Form der Erklärung, und in der Unterschrift: „Das Kind" erblicke er einen directen Wink, daß die Schreiberin nicht mit dem Geschriebenen einverstanden sei und nicht aus eigenem Antrieb gehandelt habe.

Als die beiden Herren sich von ihm verabschiedeten, bemerkte Arndt: „Glauben Sie nicht etwa, daß wir ohne Gefühl sind, aber Sie werden begreifen, daß wir in unserer Stellung uns freuen müssen, daß Helene verhindert worden, die Familie zu entehren. Und Sie werden es begreiflich finden, daß wir nach den vorangegangenen Auftritten uns beeilen, das wiederhergestellte Glück, die wiederhergestellte Ehre der Familie zu genießen".

Lassalle mußte sich über die Treue und Gesinnung seiner Braut Gewißheit verschaffen. Da er aber allein in Genf war, sah er sich nach Hilfstruppen in dem nun beginnenden Kampfe um. Weil sich ihm die Möglichkeit eines Ehrenhandels eröffnete, rief er seinen Freund, den schweizerischen Oberst Wilhelm Rüstow, dessen wir bereits oben Erwähnung gethan haben, herbei. Dieser folgte unverzüglich dem Rufe und eilte sofort zu Lassalle.

weisungen vergißt kein Weib! Am wenigsten vertrug dies Fräulein Helene, welche, wie Lassalle sich in einem Briefe an die Gräfin Hatzfeldt ausdrückte, viel „Natur“ in sich hatte.

Je kühler Helene aber wurde, je mehr sie sich von ihm lossagte, desto mehr liebte er sie, desto gewaltiger und verzehrender wurde seine Leidenschaft. Hierzu gesellte sich noch verletzte Eitelkeit und Manneswürde und die Wuth darüber, daß es ihm auch diesmal nicht beschieden war, das Glück der Ehe — wonach er sich seit so vielen Jahren gesehnt — zu genießen. Seine ohnehin überreizten Nerven kamen in fieberhafte Aufregung, und nun tragen alle seine Briefe und Handlungen den Stempel höchster Excentricität und vulkanischer Leidenschaften.

Verfolgen wir in Kürze die Entwicklung dieses an spannenden Episoden so reichen Seelen-Dramas.

Noch am nämlichen Tage statteten der zukünftige Schwager Helenens, Graf Kayserlingk, und ihr Vetter, Dr. Arndt — ein Mitarbeiter der Monumenta Germaniae — Lassalle einen Besuch ab. Arndt ersuchte Letzteren, das Fräulein aufzugeben, nicht mehr an sie zu denken; er rieth ihm, Genf baldigst zu verlassen, wofern er sich großen Unannehmlichkeiten, die ihm zu bereiten Herr v. Dönniges kraft der von ihm eingenommenen diplomatischen Stellung die Macht besitze, nicht aussetzen wolle. Lassalle ließ sich jedoch nicht einschüchtern, sondern schrieb an Herrn v. Dönniges hintereinander zwei Briefe, ihn um eine Unterredung bittend, erhielt aber keine Antwort.

Im Laufe des Donnerstag hatte er Anfälle von Niedergeschlagenheit; er schrieb der Gräfin Hatzfeldt, daß er „geweint habe zum ersten Mal seit 15 Jahren“, und seinem Freunde, dem Oberst Joh. Phil. Becker, fiel er um den Hals mit den Worten:

„O, lieber Freund, ich könnte weinen wie ein Kind, wenn ich bedenke, daß ich in dieser jämmerlichen, armseligen Angelegenheit unterliegen kann, ich, der ich gewohnt bin, in großen Kämpfen zu siegen, ich, der ich stets allen Gefahren mit Ruh

n's Gesicht blickte, ich, der ich jeden Augenblick für die große Sache mit Lust auf's Schafott gegangen wäre."

Am Donnerstag Abend erschienen Graf Kayserlingk und Dr. Arndt zum zweiten Male bei Lassalle. Dieses Mal kamen sie im Auftrage des Fräuleins, wie Arndt sagte. Das Fräulein, so lautete die Bestellung, sage sich vollständig von Lassalle los; sie habe Genf bereits verlassen und unterwerfe sich ruhig ihrem Vater. Zur Beglaubigung zeigte Arndt einen eigenhändigen Zettel des Fräuleins vor, also lautend: „Die Instruction meines Vetters (Arndt's) ist vollständig der Wahrheit gemäß. Das Kind".

Der betrogene Liebhaber erwiederte, er könne an eine solche Sinnesveränderung binnen einem Tage nicht glauben; Helene habe diesen Zettel offenbar unter äußerem Zwang geschrieben; das erhelle schon aus der ihm gegenüber so völlig unpassenden Form der Erklärung, und in der Unterschrift: „Das Kind" erblicke er einen directen Wink, daß die Schreiberin nicht mit dem Geschriebenen einverstanden sei und nicht aus eigenem Antrieb gehandelt habe.

Als die beiden Herren sich von ihm verabschiedeten, bemerkte Arndt: „Glauben Sie nicht etwa, daß wir ohne Gefühl sind, aber Sie werden begreifen, daß wir in unserer Stellung uns freuen müssen, daß Helene verhindert worden, die Familie zu entehren. Und Sie werden es begreiflich finden, daß wir nach den vorangegangenen Auftritten uns beeilen, das wiederhergestellte Glück, die wiederhergestellte Ehre der Familie zu genießen".

Lassalle mußte sich über die Treue und Gesinnung seiner Braut Gewißheit verschaffen. Da er aber allein in Genf war, sah er sich nach Hilfstruppen in dem nun beginnenden Kampfe um. Weil sich ihm die Möglichkeit eines Ehrenhandels eröffnete, rief er seinen Freund, den schweizerischen Oberst Wilhelm Rüstow, dessen wir bereits oben Erwähnung gethan haben, herbei. Dieser folgte unverzüglich dem Rufe und eilte sofort zu Lassalle.

All' den Gefühlen, welche ihn damals beseelten, hat er in einem Briefe an die Gräfin vom 4. August in nachstehenden ergreifenden Worten Ausdruck gegeben:

„Ich kann nicht anders, obgleich ich seit vierundzwanzig Stunden dagegen ankämpfe, aber ich muß mich ausweinen an der Brust meines besten und einzigen Freundes. Ich bin so unglücklich, daß ich weine, seit fünfzehn Jahren zum ersten Male! Was mich dabei noch mehr zermartert, ist das Verbrechen meiner Dummheit! Wie konnte ich so beschränkt sein, auf Helenens Wunsch nicht einzugehen, sie ihren Aeltern zurückzuliefern und loyal um sie zu werben! Ich hätte den Besitzstand benützen und sofort mit ihr entfliehen sollen! Jetzt ist das Unglück da! Sie ist unter vollständiger Sequestration und furchtbarster Mißhandlung. Ich weiß noch nicht, wie ich mich ihrer bemächtigen werde, ob durch List, durch Gewalt. Alles ist mir gleich. Sie wissen nicht, was sie leidet, das edle Geschöpf! Ich fühle mich so steinunglücklich, daß ich mich autorisirt fühle, Sie zu bitten, blos zu meinem Troste sofort herzukommen. Sie sind ja doch die Einzige, die weiß, was es heißt, wenn ich Eiserner mich unter Thränen winde wie ein Wurm! Ob Sie mir werden helfen können, weiß ich nicht. Aber trösten, etwas beruhigen. Ich weiß zwar nicht einmal, ob Sie mich noch hier finden, und wenn Sie im Momente des Empfangs dieses Briefes abreisten! Denn alle Tage kann das Bild wechseln, d. h. Helene von ihrem Vater, wozu er Lust hat, irgendwohin fortgeschickt werden. Aber das ist doch nur eine sehr entfernte Möglichkeit. Träte sie ein, so reise ich natürlich sofort ihr nach, aber im selben Augenblick telegraphire ich Ihnen dann nicht nur nach Wildbad, sondern Telegraphen-Büreau restante auch nach Basel und Bern, und lege hier noch in Genf poste restante einen Brief für Sie nieder, der Ihnen besagt, was aus mir geworden.

Gehen Sie nicht über Zürich. Rüstow finden Sie ohnehin nicht; denn ich habe ihm heute einen Brief geschrieben, auf den er sicher hier übermorgen eintrifft. Wohin bin ich gekommen!

Ich, der allgemeine Rather und Helfer, bin rath- und hülflos und brauche Andere! Meine Dummheit richtet mich hin! Der Gewissensbiß frißt mich auf! Aber wenn ich mein Verbrechen nicht wieder gut mache, koste es was es wolle, und um jeden Preis, so will ich mein Haupt scheeren und Mönch werden!

Ach Gräfin! Warum sind Sie nicht hier?

Genf, 4. August.
Pension Bovet aux Pacquis. F. Lassalle.
Rue Pacquis Nr. 27.

Nachschrift. Kommen Sie noch nicht. Alle Minuten kann sich der Schauplatz ändern. Halten Sie Sich nur bereit, auf die erste telegraphische Depesche an den Ort, den ich Ihnen bezeichne, zu kommen!

Wenn ich diese Sache nicht durchsetze — und ich zweifle sehr daran, — so bin ich für immer gebrochen und fertig mit Allem. Noch viel mehr vielleicht, als des Mädchens Verlust, zerbricht mich meine Gimpelei. Wenn ich sie nicht durch Sieg ausgleichen kann, verachte ich mich selbst für immer auf das Schnödeste."

Sie rüstete sich sofort zur Abreise, nachdem sie ihm noch in athemloser Hast folgenden — bisher ungedruckten — Brief geschrieben hat:

„Mein gutes Kind!

Ihre Angelegenheit scheint mir, denn Näheres weiß ich ja bis jetzt noch nicht, sich sehr fatal und traurig zu gestalten, unangenehme Schritte nöthig zu machen, die weit besser vermieden wären; und Verzögerungen sind vorauszusehen. Ich nehme gewiß den allerlebhaftesten Antheil an Allem, was Sie betrifft, aber wie das Resultat dadurch definitiv compromittirt werden kann, wenn Helene fest bleibt, ist mir ein Räthsel. Man sequestrirt heutzutage nicht lange eine Tochter, man zwingt sie nicht, einen Mann zu heirathen, den sie nicht will, und was das Mißhandeln betrifft, so habe ich doch sehr gründliche Erfahrung an mir selbst

gemacht, was in dieser Beziehung geleistet werden kann, und habe es in weit schlimmerer Lage weit stärker und länger, als es in diesem Falle möglich, ausgehalten, ohne mich dadurch wankend machen zu lassen. Darauf also, auf Helenens Treue, kommt schließlich Alles ganz allein an! Und wie dürfte man nach Allem, was sie geschrieben, gethan und Ihnen versprochen, daran nur zweifeln, daß sie fest und treu bleiben wird und muß!"

Helene v. Dönniges erzählt zwar in ihren Erinnerungen an Lassalle, ihr Vater habe sie entsetzlich mißhandelt, sie sei eingesperrt worden und dergleichen mehr, doch scheinen die heiteren Briefe an Freundinnen, welche sie um jene Zeit geschrieben, das Gegentheil zu beweisen.

Herr v. Dönniges unternahm, wie W. Rüstow berichtet, den angedrohten Schritt, bei dem Präsidenten der Justiz und Polizei Lassalle als „Agent provocateur", als Abgesandten Bismarck's, zu bezeichnen, ohne jedoch zu erreichen, daß seiner Beschuldigung Folge gegeben worden wäre.

Um die Spuren Helenen's, welche am 6. Aug. aus Genf abgereist war, zu verfolgen, beschloß Lassalle nach Deutschland zu reisen; Rüstow blieb als sein Generalbevollmächtigter und Aufpasser in Genf zurück. Vorher hatte Lassalle bereits an Helene einen Brief geschrieben, welcher am besten seine Seelenstimmung beweist; derselbe ist jedoch wegen Absperrung des Dönniges'schen Hauses nicht an seine Adresse gelangt. Das Schreiben lautete:

„Sonntag, 7. August.

Helene!

Was ich leide, übersteigt alle und jede Grenzen! Doch davon ein andermal! Hier nur das Wichtigste!

1) Man hat Dir gesagt, daß Du wegen der Gesandten-Eigenschaft Deines Vaters unter Münchener Gesetz stündest und folglich noch minderjährig seiest. Das ist falsch! Du bist, so lange Du hier bist, mit 21 Jahren volljährig, trotz aller jener

Einwendungen*). Du kannst jeden Tag, jeden Augenblick mit vollem gesetzlichen Recht das Haus Deines Vaters verlassen, in welchem Du sequestrirt bist. Der bloße Umstand, daß Du keine Briefe von mir empfangen kannst, — ich habe fünf vergeblich an Dich geschrieben, — stellt eine Sequestration dar. Ich habe Dich selbst Deiner Mutter zurückgeführt, weil ich Dir einmal zugesagt habe, zuvor alle Rücksichten und alle Wege der Güte zu erschöpfen. Sie sind erschöpft, fruchtlos erschöpft, und ich fordere Dich jetzt auf, Dein Recht in Anspruch zu nehmen und Dich unter meinen und des Gesetzes Schutz zu stellen.

2) Es ist unmöglich, daß es wahr sei, was man mir sagte: Du habest mich aufgegeben. Nur die Täuschung, daß Du noch minderjährig seiest, kann Dir eine solche Concession entrissen haben. Es ist unmöglich, daß Deine Schwüre Meineide gewesen sind, daß Du die Schwäche bis auf diesen Punkt treibst. Du hast kein Recht, alle die Zusicherungen zu brechen, die wir so fest uns gegeben hatten. Du hast kein Recht, das Uebermaß von Rücksicht und Delikatesse, mit welchem ich Dich Deiner Mutter zurückgab, so schrecklich undankbar, so schändlich zu vergelten. Du hast kein Recht, mich zu kompromittiren, indem Du mich in freier Initiative in ein Unternehmen verwickelt hast, auf das ich mich nur unter der Betheuerung, daß Du felsenfest entschlossen seiest, einließ.

3) Willst Du mich gleichwohl Deinem Vater aufopfern, gut, so fordere ich wenigstens noch eine einzige Unterredung von Dir, um mein Loos aus Deinem eignen Munde zu vernehmen. Früher kann und werde ich Dich nicht aufgeben. Diese Unterredung — die letzte unseres Lebens — Du kannst und darfst sie nicht abschlagen.

---

*) Lassalle täuschte sich. Das „Kind“ war auch nach bayrischem Gesetz, wie überhaupt nach allen Gesetzbüchern der Welt, völlig majorenn.

Du hast mich namenlos unglücklich gemacht; ich liebe Dich jetzt mit einer Gluth, gegen welche alles Andere und Frühere bloßer Anfang war. Seit Mittwoch Nacht liebe ich Dich bis zum Wahnsinn.“ —

Am 14. August traf Lassalle in Karlsruhe ein, wo er eine Zusammenkunft mit der Gräfin Hatzfeldt hatte; diese bot ihre ganze Beredtsamkeit auf, damit er die Dönniges-Affaire sich aus dem Kopfe schlage, aber umsonst! Bleich, abgehärmt, der Schatten seiner selbst, fiel er der Gräfin um den Hals und schluchzte wie ein Kind! Es ist erstaunlich, wie der sonst so weltkluge und scharfsinnige Lassalle sich vor dem Argumente der Gräfin verschließen konnte, welche ihm vorstellte, daß es doch fast unmöglich sei, anzunehmen, daß Helene, die kein Kind mehr sei, und sich Jahre lang in der Welt bewegt habe, ihm auch nur einen Zettel in 10 Tagen nicht hätte zukommen lassen, wenn sie ihn geliebt hätte!

Mit Herrn von Hofstetten fuhr er nach München, wo er bei dem dortigen Staatsminister Herrn von Schrenck den Antrag stellte, Herrn von Dönniges amtlich aufzugeben, seine majorenne Tochter nicht widerrechtlich länger gefangen zu halten und sie in den Stand zu setzen, ihm — Lassalle —, dem sie ein Eheversprechen gegeben, ihren Willen, frei von jedem Zwang, zu erklären.

Eine ganz wunderliche Mission erhielt inzwischen die Gräfin. Lassalle hatte angenommen, daß Helene katholischer Confession sei — in der That war sie evangelisch, — und da er im Falle einer Verbindung mit ihr zur katholischen Kirche überzutreten gesonnen war, wollte er sich durch einen katholischen Priester, auch wider den Willen der Eltern Helenen's, mit dieser copuliren lassen. Die Gräfin mußte deshalb zu dem Bischof Freiherrn v. Ketteler in Mainz reisen, um mit diesem Kirchenfürsten über den Uebertritt Lassalle's zum Katholizismus zu unterhandeln. In welcher Weise sie sich ihrer Aufgabe entledigte, das beweist der nachstehende Brief an Lassalle:

„Mainz, 16. August 1864.

Liebes Kind!

Ich bin um halb drei Uhr hier angekommen und um fünf Uhr fuhr ich zum beabsichtigten Besuch. Ich wurde sogleich vorgelassen und brachte längere Zeit dort zu.

Ich gebe hier Bericht über den Verlauf der Unterredung. Positives in Ihrem Sinne habe ich leider nicht erreichen können, aber ich selbst hielt dies ja, wie ich es Ihnen im Voraus sagte, auch nicht für gut möglich. Indessen war der Eindruck, den mir die Unterredung machte, ein höchst günstiger, sogar sehr wohlthuender.

Ich habe einen Mann von hohem Verstand und feinstem Urtheil gefunden, aber noch weit mehr als das: einen Mann, der, ohne jemals im Allergeringsten von dem, seinem Beruf, seiner Stellung Angemessenen abzuweichen, dennoch ganz frei ist von jener Scheinheiligkeit (sic!), die immer nur richten will und so abschreckend wirkt. Er hat das Verständniß menschlicher Schwächen, Wohlwollen und Milde, und ich glaube, daß man in ihm immer weit mehr den Tröster, als den Richter finden würde. Daß er ohne Vorurtheile ist, bewies mir die richtige Beurtheilung und Anerkennung, die er für Sie hat, und insoweit fand ich also den Boden für meine Bestrebungen günstig.

Ich will Ihnen nun — zwar zusammenhangslos bei der mir so karg zugemessenen Zeit — einige Details mittheilen, wenn auch vielleicht nicht immer ganz wörtlich wiedergebend, doch überall streng den Sinn beibehaltend.

Ich fing also damit an, Ihren Auftrag in Ihren eignen Worten auszurichten, und ich erhielt die Antwort: diese Worte entsprächen so sehr Ihrer streng konsequenten Denkungsart, daß Sie sie gesprochen haben müßten. Daß Ihr angekündigter Entschluß zunächst auf rein formellen und äußerlichen Gründen beruhe, konnte ihm natürlich nicht zweifelhaft sein; und ich war ihm wie Ihnen die Wahrheit schuldig, und bestritt dieß in keiner Weise.

Ich setzte ihm nun die Sachlage auseinander und um Was es sich handle. Nach langen bittenden Vorstellungen meinerseits — denn ich sprach, wie Sie denken können, mit meinem ganzen Herzen — und nach Anfragen seinerseits, in welcher Form ich mir ein Eingreifen möglich dächte, sagte er: „Ja wenn das Mädchen Katholikin ist und sich selbst an die Kirche wendete um Schutz, um Erhaltung der Heiligkeit des Sakraments, zu dessen wahrer Weihe die Uebereinstimmung der Seelen erforderlich ist, um Sicherstellung ihres durch eine aufgezwungene Lage gefährdeten Seelenheiles: dann würde eine Einmischung vielleicht gerechtfertigt sein.“ — Was Ihre Person anbeträfe, so wären Sie ja noch nicht katholisch.

Er äußerte sich über Sie in sehr anerkennender, wohlwollender Weise und versicherte, er nähme das lebhafteste Interesse an Ihrem ernsten, wahren, wissenschaftlichen Streben, billige Ihre socialen Bestrebungen, Ihr Wirken; und wenn er an der Möglichkeit der praktischen Realisirung Ihrer Theorie auf dem eingeschlagenen Wege zweifle, so sei es nur, weil jedes Prinzip, und sei es noch so richtig und von den eminentesten Fähigkeiten vertreten, wenn es der allein unwandelbaren Basis entbehre, nicht Stand hielte, sobald der Sturm der Leidenschaft darüber hinwehe. Jedenfalls aber hätten Sie die so sehr wichtige Aufgabe, Irrthümer und Lügen aufzudecken und auszurotten, mit großem Erfolg und Verdienst gelöst und müßten diesem Wirken ferner erhalten bleiben. Wenn er Etwas für Sie thun könnte, würde er es gern thun, um einen der allgemeinen Sache so unentbehrlichen Mann zu erhalten.

Ich schilderte ihm die wiederholten Versprechen, welche Ihnen das Mädchen gegeben, Ihr so rücksichtsvolles, ehrenhaftes Benehmen gegen Helene, die Art, wie Sie selbst sie der Familie zurückgegeben, das völlig unerklärliche, von vornherein brutal beleidigende Verfahren der Familie Dönniges. Er sprach die vollkommenste Billigung Ihres durchaus ehrenhaften Benehmens aus, welches Sie auch niemals bereuen dürften, denn es sei das

einzige, für Sie passende gewesen. Er billigte auch Ihren Plan, in der beabsichtigten loyalen Weise in München Ihr gutes Recht zu suchen.

Da ich sehr aufgeregt war und unter immer wieder hervorstürzenden Thränen sprach, so äußerte er mir, er könne gar nicht begreifen, wie ich die Sache so schwarz ansehen könne, das Betragen des Vaters sei höchst tadelnswerth, könne aber nicht von Dauer sein, und mit Ruhe und Ausdauer sei das Ziel wohl zu erreichen.

Ich hätte Ihnen so gern ein positives gutes Resultat gemeldet, aber Sie sehen: war auch die Aufnahme, wie der Wille, günstig, so waren doch die in der Sache selbst liegenden Schwierigkeiten zu groß.

Ich reise morgen ganz früh nach Bern, wo ich Abends eintreffe, gehe gleich nach Wabern zu Madame Arson und Madame Lesley, ziehe dort alle nöthigen Erkundigungen, vorzüglich über die Briefe, die von Helenen dort angekommen sein sollen, ein und werde Alles aufbieten, Madame Arson zu bewegen, daß sie mit mir nach Genf reist, um mir behülflich zu sein, Helene selbst zu sprechen; und ich hoffe endlich, zuverlässige Kunde aus der so streng abgeschlossenen Festung zu erlangen.

Nun leben Sie wohl, mein liebes, mein gutes Kind. Ich bin innerlich wie äußerlich halb todt. Immer noch steht Ihr bleiches, wehmüthiges Gesicht, wie ich es noch aus dem Waggon sah, vor mir. Wenn Sie mich hart in meinen Ermahnungen gefunden haben, so wissen Sie doch, daß mein Herz dabei weit trostloser geblutet hat, als das Ihre. Ich kann sagen, daß ich für Sie das Gefühl habe, als wären Sie an mein innerstes Sein mit einem materiellen Band gebunden, das, zerschnitten, die völlige Verblutung für mich zur Folge haben muß.

Also für mich, wie für Sie selbst, etwas Vorsicht, Ruhe und Schonung Ihrer Gesundheit.

Sophie.“ —

Wir unterlassen, den an Raserei grenzenden Zustand Lassalle's

in München zu schildern und erwähnen nur, daß er dort — seiner Sinne kaum noch mächtig — Himmel und Hölle in Bewegung setzte; er veranlaßte in München persönlich den Minister v. Schrenck zur Absendung eines officiösen Commissars an Herrn v. Dönniges in der Person des Dr. Hänle.

Inzwischen hatte Rüstow mehrere Unterredungen mit dem Vater Helenen's in Sachen Lassalle's, aber ohne allen Erfolg. Belustigend ist die Anecdote, daß Herr v. Dönniges, der Rüstow u. A. auf Lassalle's Eigenschaft als Jude aufmerksam machte, dessen Einwurf: „Aber, Herr Baron, Ihre Frau Gemahlin ist ja doch auch eine geborene Jüdin!" mit der Bemerkung entgegnete: „Ja, aber das ist schon sehr lange her!" Mit Rüstow schmiedete Lassalle Pläne, Helene mit Gewalt zur Seinigen oder auch nur zu — Rüstow's Beute zu machen; — aber all' diesen Projekten machte ein Lebenszeichen Helenen's ein Ende. Sie übergab Rüstow für Lassalle den nachstehenden psychologisch merkwürdigen Brief, welcher dann nach München abging, aber erst später in die Hände des Adressaten gelangte:

„Sr. Wohlgeboren Herrn Lassalle!

Nachdem ich mich von ganzem Herzen und in tiefster Reue über die von mir unternommenen Schritte wieder mit meinem verlobten Bräutigam Herrn Jankó von Rakowitz ausgesöhnt und dessen Liebe und Verzeihung wieder gewonnen habe; nachdem ich davon auch Ihrem Rechtsanwalt Herrn Holthoff in Berlin Nachricht gegeben habe, bevor ich dessen abmahnenden Brief erhielt, erkläre ich Ihnen freiwillig und aus voller Ueberzeugung, daß von einer Verbindung zwischen uns nie die Rede sein kann, daß ich mich von Ihnen in jeder Beziehung lossage und fest entschlossen bin, meinem verlobten Bräutigam ewige Liebe und Treue zu widmen.

Helene v. Dönniges.

Ich ersuche Sie, mir die Briefe, die Sie von mir in Händen haben, zurückzustellen."

Dieser Brief wurde von der Dame an einen Mann geschrieben, den sie wenige Wochen vorher förmlich entführt hat, der nur durch ihre glühenden Liebeserklärungen, ihre Schwüre unwandelbarer Treue dahin gebracht worden war, sie heirathen zu wollen! Einen solchen Zettel fand Helene hinreichend und passend zur Lösung ihres Verhältnisses!

Man hätte glauben sollen, daß angesichts eines solchen Charakter's Lassalle es verschmähen würde, die Sache weiter zu verfolgen — aber er wollte nicht mehr zurück; seine Manneswürde und Eitelkeit war auf's Tiefste verletzt und er sann auf Genugthuung.

Vollständig die Fassung verlierend, schrieb er die verzweifeltsten Briefe an Rüstow und die Gräfin; an Ersteren z. B. die Worte: „Ich Unglücklicher! Ich hätte nicht verdient, auf eine so Unwürdige zu stoßen!" und an Letztere: „Kein Verdammter in so entsetzlicher Höllenpein!" Jammervoll stöhnte er: „Wenn dieses Weib von mir läßt, für das ich so namenlos märtyrere, so ist alles geschändet, was Mensch heißt! Ein Felsenherz, das so liebt, so treu aushält, wie das meinige, so zu zerreißen!"

Er sandte ihr noch einen Brief durch Rüstow, welcher jedoch nicht an ihre Adresse gelangte. Hier spricht sich die vollständige moralische und physische Auflösung des Unglücklichen aus, und deshalb sei das Schreiben seinem ganzen Wortlaute nach mitgetheilt.

„München, 20. August.

Helene!

Ich schreibe Dir, den Tod im Herzen. Rüstow's Depesche hat mich tödtlich getroffen. Du, Du verräthst mich! Es ist unmöglich! Noch, noch kann ich an so viel Felonie, so furchtbaren Verrath nicht glauben. Man hat Deinen Willen vielleicht momentan gebeugt, gebrochen, Dich Dir Selbst entfremdet; aber es ist nicht denkbar, daß dies Dein wahrer, Dein bleibender Wille sei. Du kannst nicht jede Scham, jede Liebe, jede Treue, jede Wahrheit von Dir geworfen haben bis zu diesem äußersten

weisungen vergißt kein Weib! Am wenigsten vertrug dies Fräulein Helene, welche, wie Lassalle sich in einem Briefe an die Gräfin Hatzfeldt ausdrückte, viel „Natur“ in sich hatte.

Je kühler Helene aber wurde, je mehr sie sich von ihm lossagte, desto mehr liebte er sie, desto gewaltiger und verzehrender wurde seine Leidenschaft. Hierzu gesellte sich noch verletzte Eitelkeit und Manneswürde und die Wuth darüber, daß es ihm auch diesmal nicht beschieden war, das Glück der Ehe — wonach er sich seit so vielen Jahren gesehnt — zu genießen. Seine ohnehin überreizten Nerven kamen in fieberhafte Aufregung, und nun tragen alle seine Briefe und Handlungen den Stempel höchster Excentricität und vulkanischer Leidenschaften.

Verfolgen wir in Kürze die Entwicklung dieses an spannenden Episoden so reichen Seelen-Dramas.

Noch am nämlichen Tage statteten der zukünftige Schwager Helenens, Graf Kayserlingk, und ihr Vetter, Dr. Arndt — ein Mitarbeiter der Monumenta Germaniae — Lassalle einen Besuch ab. Arndt ersuchte Letzteren, das Fräulein aufzugeben, nicht mehr an sie zu denken; er rieth ihm, Genf baldigst zu verlassen, wofern er sich großen Unannehmlichkeiten, die ihm zu bereiten Herr v. Dönniges kraft der von ihm eingenommenen diplomatischen Stellung die Macht besitze, nicht aussetzen wolle. Lassalle ließ sich jedoch nicht einschüchtern, sondern schrieb an Herrn v. Dönniges hinter einander zwei Briefe, ihn um eine Unterredung bittend, erhielt aber keine Antwort.

Im Laufe des Donnerstag hatte er Anfälle von Niedergeschlagenheit; er schrieb der Gräfin Hatzfeldt, daß er „geweint habe zum ersten Mal seit 15 Jahren“, und seinem Freunde, dem Oberst Joh. Phil. Becker, fiel er um den Hals mit den Worten:

„O, lieber Freund, ich könnte weinen wie ein Kind, wenn ich bedenke, daß ich in dieser jämmerlichen, armseligen Angelegenheit unterliegen kann, ich, der ich gewohnt bin, in großen Kämpfen zu siegen, ich, der ich stets allen Gefahren mit Ruhe

in's Gesicht blickte, ich, der ich jeden Augenblick für die große Sache mit Lust auf's Schafott gegangen wäre."

Am Donnerstag Abend erschienen Graf Kayserlingk und Dr. Arndt zum zweiten Male bei Lassalle. Dieses Mal kamen sie im Auftrage des Fräuleins, wie Arndt sagte. Das Fräulein, so lautete die Bestellung, sage sich vollständig von Lassalle los; sie habe Genf bereits verlassen und unterwerfe sich ruhig ihrem Vater. Zur Beglaubigung zeigte Arndt einen eigenhändigen Zettel des Fräuleins vor, also lautend: „Die Instruction meines Vetters (Arndt's) ist vollständig der Wahrheit gemäß. Das Kind".

Der betrogene Liebhaber erwiederte, er könne an eine solche Sinnesveränderung binnen einem Tage nicht glauben; Helene habe diesen Zettel offenbar unter äußerem Zwang geschrieben; das erhelle schon aus der ihm gegenüber so völlig unpassenden Form der Erklärung, und in der Unterschrift: „Das Kind" erblicke er einen directen Wink, daß die Schreiberin nicht mit dem Geschriebenen einverstanden sei und nicht aus eigenem Antrieb gehandelt habe.

Als die beiden Herren sich von ihm verabschiedeten, bemerkte Arndt: „Glauben Sie nicht etwa, daß wir ohne Gefühl sind, aber Sie werden begreifen, daß wir in unserer Stellung uns freuen müssen, daß Helene verhindert worden, die Familie zu entehren. Und Sie werden es begreiflich finden, daß wir nach den vorangegangenen Auftritten uns beeilen, das wiederhergestellte Glück, die wiederhergestellte Ehre der Familie zu genießen".

Lassalle mußte sich über die Treue und Gesinnung seiner Braut Gewißheit verschaffen. Da er aber allein in Genf war, sah er sich nach Hilfstruppen in dem nun beginnenden Kampfe um. Weil sich ihm die Möglichkeit eines Ehrenhandels eröffnete, rief er seinen Freund, den schweizerischen Oberst Wilhelm Rüstow, dessen wir bereits oben Erwähnung gethan haben, herbei. Dieser folgte unverzüglich dem Rufe und eilte sofort zu Lassalle.

All' den Gefühlen, welche ihn damals beseelten, hat er in einem Briefe an die Gräfin vom 4. August in nachstehenden ergreifenden Worten Ausdruck gegeben:

„Ich kann nicht anders, obgleich ich seit vierundzwanzig Stunden dagegen ankämpfe, aber ich muß mich ausweinen an der Brust meines besten und einzigen Freundes. Ich bin so unglücklich, daß ich weine, seit fünfzehn Jahren zum ersten Male! Was mich dabei noch mehr zermartert, ist das Verbrechen meiner Dummheit! Wie konnte ich so beschränkt sein, auf Helenens Wunsch nicht einzugehen, sie ihren Aeltern zurückzuliefern und loyal um sie zu werben! Ich hätte den Besitzstand benützen und sofort mit ihr entfliehen sollen! Jetzt ist das Unglück da! Sie ist unter vollständiger Sequestration und furchtbarster Mißhandlung. Ich weiß noch nicht, wie ich mich ihrer bemächtigen werde, ob durch List, durch Gewalt. Alles ist mir gleich. Sie wissen nicht, was sie leidet, das edle Geschöpf! Ich fühle mich so steinunglücklich, daß ich mich autorisirt fühle, Sie zu bitten, blos zu meinem Troste sofort herzukommen. Sie sind ja doch die Einzige, die weiß, was es heißt, wenn ich Eiserner mich unter Thränen winde wie ein Wurm! Ob Sie mir werden helfen können, weiß ich nicht. Aber trösten, etwas beruhigen. Ich weiß zwar nicht einmal, ob Sie mich noch hier finden, und wenn Sie im Momente des Empfangs dieses Briefes abreisten! Denn alle Tage kann das Bild wechseln, d. h. Helene von ihrem Vater, wozu er Lust hat, irgendwohin fortgeschickt werden. Aber das ist doch nur eine sehr entfernte Möglichkeit. Träte sie ein, so reise ich natürlich sofort ihr nach, aber im selben Augenblick telegraphire ich Ihnen dann nicht nur nach Wildbad, sondern Telegraphen-Büreau restante auch nach Basel und Bern, und lege hier noch in Genf poste restante einen Brief für Sie nieder, der Ihnen besagt, was aus mir geworden.

Gehen Sie nicht über Zürich. Rüstow finden Sie ohnehin nicht; denn ich habe ihm heute einen Brief geschrieben, auf den er sicher hier übermorgen eintrifft. Wohin bin ich gekommen!

Ich, der allgemeine Rather und Helfer, bin rath- und hülflos und brauche Andere! Meine Dummheit richtet mich hin! Der Gewissensbiß frißt mich auf! Aber wenn ich mein Verbrechen nicht wieder gut mache, koste es was es wolle, und um jeden Preis, so will ich mein Haupt scheeren und Mönch werden!

Ach Gräfin! Warum sind Sie nicht hier?

Genf, 4. August.
Pension Bovet aux Pacquis. F. Lassalle.
Rue Pacquis Nr. 27.

Nachschrift. Kommen Sie noch nicht. Alle Minuten kann sich der Schauplatz ändern. Halten Sie Sich nur bereit, auf die erste telegraphische Depesche an den Ort, den ich Ihnen bezeichne, zu kommen!

Wenn ich diese Sache nicht durchsetze — und ich zweifle sehr daran, — so bin ich für immer gebrochen und fertig mit Allem. Noch viel mehr vielleicht, als des Mädchens Verlust, zerbricht mich meine Gimpelei. Wenn ich sie nicht durch Sieg ausgleichen kann, verachte ich mich selbst für immer auf das Schnödeste."

Sie rüstete sich sofort zur Abreise, nachdem sie ihm noch in athemloser Hast folgenden — bisher ungedruckten — Brief geschrieben hat:

„Mein gutes Kind!

Ihre Angelegenheit scheint mir, denn Näheres weiß ich ja bis jetzt noch nicht, sich sehr fatal und traurig zu gestalten, unangenehme Schritte nöthig zu machen, die weit besser vermieden wären; und Verzögerungen sind vorauszusehen. Ich nehme gewiß den allerlebhaftesten Antheil an Allem, was Sie betrifft, aber wie das Resultat dadurch definitiv compromittirt werden kann, wenn Helene fest bleibt, ist mir ein Räthsel. Man sequestrirt heutzutage nicht lange eine Tochter, man zwingt sie nicht, einen Mann zu heirathen, den sie nicht will, und was das Mißhandeln betrifft, so habe ich doch sehr gründliche Erfahrung an mir selbst

gemacht, was in dieser Beziehung geleistet werden kann, und habe es in weit schlimmerer Lage weit stärker und länger, als es in diesem Falle möglich, ausgehalten, ohne mich dadurch wankend machen zu lassen. Darauf also, auf Helenens Treue, kommt schließlich Alles ganz allein an! Und wie dürfte man nach Allem, was sie geschrieben, gethan und Ihnen versprochen, daran nur zweifeln, daß sie fest und treu bleiben wird und muß!"

Helene v. Dönniges erzählt zwar in ihren Erinnerungen an Lassalle, ihr Vater habe sie entsetzlich mißhandelt, sie sei eingesperrt worden und dergleichen mehr, doch scheinen die heiteren Briefe an Freundinnen, welche sie um jene Zeit geschrieben, das Gegentheil zu beweisen.

Herr v. Dönniges unternahm, wie W. Rüstow berichtet, den angedrohten Schritt, bei dem Präsidenten der Justiz und Polizei Lassalle als „Agent provocateur", als Abgesandten Bismarck's, zu bezeichnen, ohne jedoch zu erreichen, daß seiner Beschuldigung Folge gegeben worden wäre.

Um die Spuren Helenen's, welche am 6. Aug. aus Genf abgereist war, zu verfolgen, beschloß Lassalle nach Deutschland zu reisen; Rüstow blieb als sein Generalbevollmächtigter und Aufpasser in Genf zurück. Vorher hatte Lassalle bereits an Helene einen Brief geschrieben, welcher am besten seine Seelenstimmung beweist; derselbe ist jedoch wegen Absperrung des Dönniges'schen Hauses nicht an seine Adresse gelangt. Das Schreiben lautete:

„Sonntag, 7. August.

Helene!

Was ich leide, übersteigt alle und jede Grenzen! Doch davon ein andermal! Hier nur das Wichtigste!

1) Man hat Dir gesagt, daß Du wegen der Gesandten-Eigenschaft Deines Vaters unter Münchener Gesetz ständest und folglich noch minderjährig seiest. Das ist falsch! Du bist, so lange Du hier bist, mit 21 Jahren volljährig, trotz aller jener

Einwendungen*). Du kannst jeden Tag, jeden Augenblick mit vollem gesetzlichen Recht das Haus Deines Vaters verlassen, in welchem Du sequestrirt bist. Der bloße Umstand, daß Du keine Briefe von mir empfangen kannst, — ich habe fünf vergeblich an Dich geschrieben, — stellt eine Sequestration dar. Ich habe Dich selbst Deiner Mutter zurückgeführt, weil ich Dir einmal zugesagt habe, zuvor alle Rücksichten und alle Wege der Güte zu erschöpfen. Sie sind erschöpft, fruchtlos erschöpft, und ich fordere Dich jetzt auf, Dein Recht in Anspruch zu nehmen und Dich unter meinen und des Gesetzes Schutz zu stellen.

2) Es ist unmöglich, daß es wahr sei, was man mir sagte: Du habest mich aufgegeben. Nur die Täuschung, daß Du noch minderjährig seiest, kann Dir eine solche Concession entrissen haben. Es ist unmöglich, daß Deine Schwüre Meineide gewesen sind, daß Du die Schwäche bis auf diesen Punkt treibst. Du hast kein Recht, alle die Zusicherungen zu brechen, die wir so fest uns gegeben hatten. Du hast kein Recht, das Uebermaß von Rücksicht und Delikatesse, mit welchem ich Dich Deiner Mutter zurückgab, so schrecklich undankbar, so schändlich zu vergelten. Du hast kein Recht, mich zu kompromittiren, indem Du mich in freier Initiative in ein Unternehmen verwickelt hast, auf das ich mich nur unter der Betheuerung, daß Du felsenfest entschlossen seiest, einließ.

3) Willst Du mich gleichwohl Deinem Vater aufopfern, gut, so fordere ich wenigstens noch eine einzige Unterredung von Dir, um mein Loos aus Deinem eignen Munde zu vernehmen. Früher kann und werde ich Dich nicht aufgeben. Diese Unterredung — die letzte unseres Lebens — Du kannst und darfst sie nicht abschlagen.

---

*) Lassalle täuschte sich. Das „Kind“ war auch nach bayrischem Gesetz, wie überhaupt nach allen Gesetzbüchern der Welt, völlig majorenn.

Du hast mich namenlos unglücklich gemacht; ich liebe Dich jetzt mit einer Gluth, gegen welche alles Andere und Frühere bloßer Anfang war. Seit Mittwoch Nacht liebe ich Dich bis zum Wahnsinn.“ —

Am 14. August traf Lassalle in Karlsruhe ein, wo er eine Zusammenkunft mit der Gräfin Hatzfeldt hatte; diese bot ihre ganze Beredtsamkeit auf, damit er die Dönniges-Affaire sich aus dem Kopfe schlage, aber umsonst! Bleich, abgehärmt, der Schatten seiner selbst, fiel er der Gräfin um den Hals und schluchzte wie ein Kind! Es ist erstaunlich, wie der sonst so weltkluge und scharfsinnige Lassalle sich vor dem Argumente der Gräfin verschließen konnte, welche ihm vorstellte, daß es doch fast unmöglich sei, anzunehmen, daß Helene, die kein Kind mehr sei, und sich Jahre lang in der Welt bewegt habe, ihm auch nur einen Zettel in 10 Tagen nicht hätte zukommen lassen, wenn sie ihn geliebt hätte!

Mit Herrn von Hofftetten fuhr er nach München, wo er bei dem dortigen Staatsminister Herrn von Schrenck den Antrag stellte, Herrn von Dönniges amtlich aufzugeben, seine majorenne Tochter nicht widerrechtlich länger gefangen zu halten und sie in den Stand zu setzen, ihm — Lassalle —, dem sie ein Eheversprechen gegeben, ihren Willen, frei von jedem Zwang, zu erklären.

Eine ganz wunderliche Mission erhielt inzwischen die Gräfin. Lassalle hatte angenommen, daß Helene katholischer Confession sei — in der That war sie evangelisch, — und da er im Falle einer Verbindung mit ihr zur katholischen Kirche überzutreten gesonnen war, wollte er sich durch einen katholischen Priester, auch wider den Willen der Eltern Helenen's, mit dieser copuliren lassen. Die Gräfin mußte deshalb zu dem Bischof Freiherrn v. Ketteler in Mainz reisen, um mit diesem Kirchenfürsten über den Uebertritt Lassalle's zum Katholizismus zu unterhandeln. In welcher Weise sie sich ihrer Aufgabe entledigte, das beweist der nachstehende Brief an Lassalle:

„Mainz, 16. August 1864.

Liebes Kind!

Ich bin um halb drei Uhr hier angekommen und um fünf Uhr fuhr ich zum beabsichtigten Besuch. Ich wurde sogleich vorgelassen und brachte längere Zeit dort zu.

Ich gebe hier Bericht über den Verlauf der Unterredung. Positives in Ihrem Sinne habe ich leider nicht erreichen können, aber ich selbst hielt dies ja, wie ich es Ihnen im Voraus sagte, auch nicht für gut möglich. Indessen war der Eindruck, den mir die Unterredung machte, ein höchst günstiger, sogar sehr wohlthuender.

Ich habe einen Mann von hohem Verstand und feinstem Urtheil gefunden, aber noch weit mehr als das: einen Mann, der, ohne jemals im Allergeringsten von dem, seinem Beruf, seiner Stellung Angemessenen abzuweichen, dennoch ganz frei ist von jener Scheinheiligkeit (sic!), die immer nur richten will und so abschreckend wirkt. Er hat das Verständniß menschlicher Schwächen, Wohlwollen und Milde, und ich glaube, daß man in ihm immer weit mehr den Tröster, als den Richter finden würde. Daß er ohne Vorurtheile ist, bewies mir die richtige Beurtheilung und Anerkennung, die er für Sie hat, und insoweit fand ich also den Boden für meine Bestrebungen günstig.

Ich will Ihnen nun — zwar zusammenhangslos bei der mir so karg zugemessenen Zeit — einige Details mittheilen, wenn auch vielleicht nicht immer ganz wörtlich wiedergebend, doch überall streng den Sinn beibehaltend.

Ich fing also damit an, Ihren Auftrag in Ihren eignen Worten auszurichten, und ich erhielt die Antwort: diese Worte entsprächen so sehr Ihrer streng konsequenten Denkungsart, daß Sie sie gesprochen haben müßten. Daß Ihr angekündigter Entschluß zunächst auf rein formellen und äußerlichen Gründen beruhe, konnte ihm natürlich nicht zweifelhaft sein; und ich war ihm wie Ihnen die Wahrheit schuldig, und bestritt dieß in keiner Weise.

Ich setzte ihm nun die Sachlage auseinander und um Was es sich handle. Nach langen bittenden Vorstellungen meinerseits — denn ich sprach, wie Sie denken können, mit meinem ganzen Herzen — und nach Anfragen seinerseits, in welcher Form ich mir ein Eingreifen möglich dächte, sagte er: „Ja wenn das Mädchen Katholikin ist und sich selbst an die Kirche wendete um Schutz, um Erhaltung der Heiligkeit des Sakraments, zu dessen wahrer Weihe die Uebereinstimmung der Seelen erforderlich ist, um Sicherstellung ihres durch eine aufgezwungene Lage gefährdeten Seelenheiles: dann würde eine Einmischung vielleicht gerechtfertigt sein.“ — Was Ihre Person anbeträfe, so wären Sie ja noch nicht katholisch.

Er äußerte sich über Sie in sehr anerkennender, wohlwollender Weise und versicherte, er nähme das lebhafteste Interesse an Ihrem ernsten, wahren, wissenschaftlichen Streben, billige Ihre socialen Bestrebungen, Ihr Wirken; und wenn er an der Möglichkeit der praktischen Realisirung Ihrer Theorie auf dem eingeschlagenen Wege zweifle, so sei es nur, weil jedes Prinzip, und sei es noch so richtig und von den eminentesten Fähigkeiten vertreten, wenn es der allein unwandelbaren Basis entbehre, nicht Stand hielte, sobald der Sturm der Leidenschaft darüber hinwehe. Jedenfalls aber hätten Sie die so sehr wichtige Aufgabe, Irrthümer und Lügen aufzudecken und auszurotten, mit großem Erfolg und Verdienst gelöst und müßten diesem Wirken ferner erhalten bleiben. Wenn er Etwas für Sie thun könnte, würde er es gern thun, um einen der allgemeinen Sache so unentbehrlichen Mann zu erhalten.

Ich schilderte ihm die wiederholten Versprechen, welche Ihnen das Mädchen gegeben, Ihr so rücksichtsvolles, ehrenhaftes Benehmen gegen Helene, die Art, wie Sie selbst sie der Familie zurückgegeben, das völlig unerklärliche, von vornherein brutal beleidigende Verfahren der Familie Dönniges. Er sprach die vollkommenste Billigung Ihres durchaus ehrenhaften Benehmens aus, welches Sie auch niemals bereuen dürften, denn es sei das

einzige, für Sie passende gewesen. Er billigte auch Ihren Plan, in der beabsichtigten loyalen Weise in München Ihr gutes Recht zu suchen.

Da ich sehr aufgeregt war und unter immer wieder hervorstürzenden Thränen sprach, so äußerte er mir, er könne gar nicht begreifen, wie ich die Sache so schwarz ansehen könne, das Betragen des Vaters sei höchst tadelnswerth, könne aber nicht von Dauer sein, und mit Ruhe und Ausdauer sei das Ziel wohl zu erreichen.

Ich hätte Ihnen so gern ein positives gutes Resultat gemeldet, aber Sie sehen: war auch die Aufnahme, wie der Wille, günstig, so waren doch die in der Sache selbst liegenden Schwierigkeiten zu groß.

Ich reise morgen ganz früh nach Bern, wo ich Abends eintreffe, gehe gleich nach Wabern zu Madame Arson und Madame Lesley, ziehe dort alle nöthigen Erkundigungen, vorzüglich über die Briefe, die von Helenen dort angekommen sein sollen, ein und werde Alles aufbieten, Madame Arson zu bewegen, daß sie mit mir nach Genf reist, um mir behülflich zu sein, Helene selbst zu sprechen; und ich hoffe endlich, zuverlässige Kunde aus der so streng abgeschlossenen Festung zu erlangen.

Nun leben Sie wohl, mein liebes, mein gutes Kind. Ich bin innerlich wie äußerlich halb todt. Immer noch steht Ihr bleiches, wehmüthiges Gesicht, wie ich es noch aus dem Waggon sah, vor mir. Wenn Sie mich hart in meinen Ermahnungen gefunden haben, so wissen Sie doch, daß mein Herz dabei weit trostloser geblutet hat, als das Ihre. Ich kann sagen, daß ich für Sie das Gefühl habe, als wären Sie an mein innerstes Sein mit einem materiellen Band gebunden, das, zerschnitten, die völlige Verblutung für mich zur Folge haben muß.

Also für mich, wie für Sie selbst, etwas Vorsicht, Ruhe und Schonung Ihrer Gesundheit.

Sophie." —

Wir unterlassen, den an Raserei grenzenden Zustand Lassalle's

in München zu schildern und erwähnen nur, daß er dort — seiner Sinne kaum noch mächtig — Himmel und Hölle in Bewegung setzte; er veranlaßte in München persönlich den Minister v. Schrenck zur Absendung eines officiösen Commissars an Herrn v. Dönniges in der Person des Dr. Hänle.

Inzwischen hatte Rüstow mehrere Unterredungen mit dem Vater Helenen's in Sachen Lassalle's, aber ohne allen Erfolg. Belustigend ist die Anecdote, daß Herr v. Dönniges, der Rüstow u. A. auf Lassalle's Eigenschaft als Jude aufmerksam machte, dessen Einwurf: „Aber, Herr Baron, Ihre Frau Gemahlin ist ja doch auch eine geborene Jüdin!“ mit der Bemerkung entgegnete: „Ja, aber das ist schon sehr lange her!“ Mit Rüstow schmiedete Lassalle Pläne, Helene mit Gewalt zur Seinigen oder auch nur zu — Rüstow's Beute zu machen; — aber all' diesen Projekten machte ein Lebenszeichen Helenen's ein Ende. Sie übergab Rüstow für Lassalle den nachstehenden psychologisch merkwürdigen Brief, welcher dann nach München abging, aber erst später in die Hände des Adressaten gelangte:

„Sr. Wohlgeboren Herrn Lassalle!

Nachdem ich mich von ganzem Herzen und in tiefster Reue über die von mir unternommenen Schritte wieder mit meinem verlobten Bräutigam Herrn Jankó von Rakowitz ausgesöhnt und dessen Liebe und Verzeihung wieder gewonnen habe; nachdem ich davon auch Ihrem Rechtsanwalt Herrn Holthoff in Berlin Nachricht gegeben habe, bevor ich dessen abmahnenden Brief erhielt, erkläre ich Ihnen freiwillig und aus voller Ueberzeugung, daß von einer Verbindung zwischen uns nie die Rede sein kann, daß ich mich von Ihnen in jeder Beziehung lossage und fest entschlossen bin, meinem verlobten Bräutigam ewige Liebe und Treue zu widmen.

Helene v. Dönniges.

Ich ersuche Sie, mir die Briefe, die Sie von mir in Händen haben, zurückzustellen.“

Dieser Brief wurde von der Dame an einen Mann geschrieben, den sie wenige Wochen vorher förmlich entführt hat, der nur durch ihre glühenden Liebeserklärungen, ihre Schwüre unwandelbarer Treue dahin gebracht worden war, sie heirathen zu wollen! Einen solchen Zettel fand Helene hinreichend und passend zur Lösung ihres Verhältnisses!

Man hätte glauben sollen, daß angesichts eines solchen Charakter's Lassalle es verschmähen würde, die Sache weiter zu verfolgen — aber er wollte nicht mehr zurück; seine Manneswürde und Eitelkeit war auf's Tiefste verletzt und er sann auf Genugthuung.

Vollständig die Fassung verlierend, schrieb er die verzweifeltsten Briefe an Rüstow und die Gräfin; an Ersteren z. B. die Worte: „Ich Unglücklicher! Ich hätte nicht verdient, auf eine so Unwürdige zu stoßen!“ und an Letztere: „Kein Verdammter in so entsetzlicher Höllenpein!“ Jammervoll stöhnte er: „Wenn dieses Weib von mir läßt, für das ich so namenlos märtyrere, so ist alles geschändet, was Mensch heißt! Ein Felsenherz, das so liebt, so treu aushält, wie das meinige, so zu zerreißen!“

Er sandte ihr noch einen Brief durch Rüstow, welcher jedoch nicht an ihre Adresse gelangte. Hier spricht sich die vollständige moralische und physische Auflösung des Unglücklichen aus, und deshalb sei das Schreiben seinem ganzen Wortlaute nach mitgetheilt.

„München, 20. August.

Helene!

Ich schreibe Dir, den Tod im Herzen. Rüstow's Depesche hat mich tödtlich getroffen. Du, Du verräthst mich! Es ist unmöglich! Noch, noch kann ich an so viel Felonie, so furchtbaren Verrath nicht glauben. Man hat Deinen Willen vielleicht momentan gebeugt, gebrochen, Dich Dir Selbst entfremdet; aber es ist nicht denkbar, daß dies Dein wahrer, Dein bleibender Wille sei. Du kannst nicht jede Scham, jede Liebe, jede Treue, jede Wahrheit von Dir geworfen haben bis zu diesem äußersten

in München zu schildern und erwähnen nur, daß er dort — seiner Sinne kaum noch mächtig — Himmel und Hölle in Bewegung setzte; er veranlaßte in München persönlich den Minister v. Schrenck zur Absendung eines officiösen Commissars an Herrn v. Dönniges in der Person des Dr. Hänle.

Inzwischen hatte Rüstow mehrere Unterredungen mit dem Vater Helenen's in Sachen Lassalle's, aber ohne allen Erfolg. Belustigend ist die Anecdote, daß Herr v. Dönniges, der Rüstow u. A. auf Lassalle's Eigenschaft als Jude aufmerksam machte, dessen Einwurf: „Aber, Herr Baron, Ihre Frau Gemahlin ist ja doch auch eine geborene Jüdin!“ mit der Bemerkung entgegnete: „Ja, aber das ist schon sehr lange her!“ Mit Rüstow schmiedete Lassalle Pläne, Helene mit Gewalt zur Seinigen oder auch nur zu — Rüstow's Beute zu machen; — aber all' diesen Projekten machte ein Lebenszeichen Helenen's ein Ende. Sie übergab Rüstow für Lassalle den nachstehenden psychologisch merkwürdigen Brief, welcher dann nach München abging, aber erst später in die Hände des Adressaten gelangte:

„Sr. Wohlgeboren Herrn Lassalle!

Nachdem ich mich von ganzem Herzen und in tiefster Reue über die von mir unternommenen Schritte wieder mit meinem verlobten Bräutigam Herrn Jankó von Rakowitz ausgesöhnt und dessen Liebe und Verzeihung wieder gewonnen habe; nachdem ich davon auch Ihrem Rechtsanwalt Herrn Holthoff in Berlin Nachricht gegeben habe, bevor ich dessen abmahnenden Brief erhielt, erkläre ich Ihnen freiwillig und aus voller Ueberzeugung, daß von einer Verbindung zwischen uns nie die Rede sein kann, daß ich mich von Ihnen in jeder Beziehung lossage und fest entschlossen bin, meinem verlobten Bräutigam ewige Liebe und Treue zu widmen.

Helene v. Dönniges.

Ich ersuche Sie, mir die Briefe, die Sie von mir in Händen haben, zurückzustellen.“

Dieser Brief wurde von der Dame an einen Mann geschrieben, den sie wenige Wochen vorher förmlich entführt hat, der nur durch ihre glühenden Liebeserklärungen, ihre Schwüre unwandelbarer Treue dahin gebracht worden war, sie heirathen zu wollen! Einen solchen Zettel fand Helene hinreichend und passend zur Lösung ihres Verhältnisses!

Man hätte glauben sollen, daß angesichts eines solchen Charakter's Lassalle es verschmähen würde, die Sache weiter zu verfolgen — aber er wollte nicht mehr zurück; seine Manneswürde und Eitelkeit war auf's Tiefste verletzt und er sann auf Genugthuung.

Vollständig die Fassung verlierend, schrieb er die verzweifeltsten Briefe an Rüstow und die Gräfin; an Ersteren z. B. die Worte: „Ich Unglücklicher! Ich hätte nicht verdient, auf eine so Unwürdige zu stoßen!“ und an Letztere: „Kein Verdammter in so entsetzlicher Höllenpein!“ Jammervoll stöhnte er: „Wenn dieses Weib von mir läßt, für das ich so namenlos märtyrere, so ist alles geschändet, was Mensch heißt! Ein Felsenherz, das so liebt, so treu aushält, wie das meinige, so zu zerreißen!“

Er sandte ihr noch einen Brief durch Rüstow, welcher jedoch nicht an ihre Adresse gelangte. Hier spricht sich die vollständige moralische und physische Auflösung des Unglücklichen aus, und deshalb sei das Schreiben seinem ganzen Wortlaute nach mitgetheilt.

„München, 20. August.

Helene!

Ich schreibe Dir, den Tod im Herzen. Rüstow's Depesche hat mich tödtlich getroffen. Du, Du verräthst mich! Es ist unmöglich! Noch, noch kann ich an so viel Felonie, so furchtbaren Verrath nicht glauben. Man hat Deinen Willen vielleicht momentan gebeugt, gebrochen, Dich Dir Selbst entfremdet; aber es ist nicht denkbar, daß dies Dein wahrer, Dein bleibender Wille sei. Du kannst nicht jede Scham, jede Liebe, jede Treue, jede Wahrheit von Dir geworfen haben bis zu diesem äußersten

Grade! Du würdest in Verruf gebracht und entehrt haben Alles, was Menschenantlitz trägt — Lüge wäre jedes bessere Gefühl, und wenn Du gelogen hast, wenn Du fähig bist, diesen letzten Grad der Verworfenheit zu erreichen, so heilige Eide zu brechen und das treueste Herz zu zerstören — unter der Sonne gäbe es Nichts mehr, woran irgend ein Mensch noch glauben dürfte!

Du hast mich mit dem Willen erfüllt, nach Deinem Besitz zu ringen; Du hast gefordert, zuerst alle konvenablen Mittel zu erschöpfen, statt Dich von Wabern zu entführen; Du hast mir die heiligsten Eide mündlich und brieflich geschworen; Du hast mir noch in Deinem letzten Schreiben erklärt, daß Du Nichts, Nichts bist, als mein liebendes Weib und keine Gewalt der Erde Dich abhalten soll, diesen Entschluß auszuführen. — — Und nachdem Du dieses treue Herz, das, wenn es sich einmal ergibt, sich für immer ergeben hat, gewaltsam an Dich gezogen — schleuderst Du mich, nachdem der Kampf kaum begonnen, nach winzigen vierzehn Tagen, hohnlachend in den Abgrund, verräthst und zerstörst mich? Ja, es wäre Dir gelungen, was nie einem Schicksal gelang, Du hättest den härtesten Mann, der allen äußern Stürmen widerstand, ohne zu zucken, zertrümmert, zerbrochen!

Diesen Verrath könnte ich nicht überwinden! Ich wäre von Innen heraus getödtet! Es ist nicht möglich, daß Du so ehrlos, so schamlos, so pflichtlos, so ganz und gar schändlich und unwürdig bist! Du würdest meinen furchtbarsten Haß und die Verachtung einer Welt verdienen!

Helene! Es ist nicht Dein Entschluß, den Du Rüstow mitgetheilt hast. Durch Mißbrauch guter Gefühle hat man ihn in Dir hervorgerufen! Du würdest ihn — höre, o höre mein Wort! — wenn Du jetzt an ihm festhieltest, beweinen Dein Lebelang!

Helene, treu meinem Wort „je me charge du reste“, sitze ich hier und thue alle Schritte, den Widerstand Deines Vaters

zu brechen. Bereits habe ich treffliche Mittel in der Hand, die gewiß nicht wirkungslos bleiben.

Und führten sie nicht zum Ziel, noch besitze ich tausend und tausend Mittel und will alle Hindernisse zu Staub zerreiben, wenn Du treu bleibst; denn weder meine Kraft, noch meine Liebe zu Dir hat Gränzen: je me charge toujours du reste! Die Bataille ist ja kaum engagirt, Kleinmüthige!

Und während ich hier sitze und Unmögliches bereits erreicht habe, verräthst Du mich dort auf die Schmeichelworte eines andern Mannes!

Helene! Mein Schicksal steht in Deiner Hand! Aber wenn Du mich zerbrichst durch diesen bübischen Verrath, den ich nicht überwinde, so möge mein Loos auf Dich zurückfallen und mein Fluch Dich bis zum Grabe verfolgen! Es ist der Fluch des treuesten, von Dir tückisch gebrochenen Herzens, mit dem Du das schändlichste Spiel getrieben. Er trifft sicher!

Nach Rüstow's Depesche willst Du Deine Briefe zurück. Du würdest sie jedenfalls niemals anders bekommen, als von mir nach einer persönlichen Unterredung. Denn jedenfalls noch einmal will und muß ich Dich persönlich und allein sprechen. Ich will und muß das Todesurtheil aus Deinem eignen Munde hören. Nur so werde ich glauben, was sonst unmöglich scheint!

Ich betreibe hier weiter die Schritte, Dich von hier aus zu erringen, und komme dann nach Genf!

Mein Loos über Dich, Helene!

F. Lassalle."

Ebensowenig führte die Intervention der Gräfin Hatzfeldt zum Ziele.

Nachdem Helene in Gegenwart von Rüstow und Dr. Hänle in Genf, das Verlangen Lassalle's, sie zu sehen, höhnisch zurückgewiesen — sie sagte am 26. August u. A.: „Ich weiß was er will; ich habe die Sache satt; . . er spreche gern und viel, und es würden wohl kaum die zwei Stunden reichen"; auf die Vorstellung Rüstows, daß sie ihm eine Genugthuung schuldig sei,

fragte sie sarkastisch: „seiner Eitelkeit?“ — blieb für den Letzteren nichts mehr übrig, als die Herstellung der Ehre durch die fragwürdige „ultima ratio“ ... das Duell. Er brach in die leidenschaftlichste Wuth aus, rannte gleich einem verwundeten Tiger im Zimmer umher, zerraufte sich mit beiden Händen das Haar und stieß die Aeußerung aus:

„Mir, mir sollte man ungestraft ein solches Spiel getrieben haben! Ich soll von einer solchen Dirne hintergangen und verspottet sein! Ich sollte mit solchen miserablen Gegnern und Hindernissen, die jeder dumme Junge überwunden hätte, nicht fertig geworden sein! Ich muß Rache haben!“

In beleidigenden Briefen forderte er den Vater Helenen's und Jankó von Rakowitz, der inzwischen nach Genf geeilt war, zum Duell heraus und ersuchte seine beiden Freunde Rüstow und J. Ph. Becker, ihm als Zeugen zu dienen. Der Letztere, der vom Anfang an laut und entschieden dagegen protestirt hatte, daß Lassalle sich auf einen Zweikampf und noch dazu mit derartigen Personen einlasse, fühlte sich in seinem Gewissen genöthigt, abzulehnen. Lassalle wählte nun den ungarischen Grafen General Bethlen zum zweiten Secundanten. Herr von Dönniges fand es für gut abzureisen, während Jankó von Rakowitz die Herausforderung annahm und den Grafen Kayserlingk und Arndt zu seinen Secundanten wählte.

Ich übergehe die Präliminarien des Duells und erwähne nur, daß der Zweikampf am Morgen des 28. August in Carrouge, einer Vorstadt von Genf, stattfand. Lassalle, ein ausgezeichneter Pistolenschütze, war sehr siegesgewiß. Die Einwendungen der Gräfin Hatzfeldt beschwichtigte er mit den Worten: „Wie können Sie fürchten, ich würde an diesen Dingen, an diesen Menschen untergehen? Das ist mir nicht bestimmt! Meine Zeit wird wieder kommen, aber noch nicht jetzt. Jetzt bin ich ascendente Domo“. Während sein Gegner in den dem Duell vorhergehenden Tagen sich beständig im Pistolenschießen übte, verschmähte er dies vollständig; doch unterließ er es nicht, am 27. August sein Testament zu verfassen.

Ueber das Duell selbst verdanken wir dem Oberst Rüstow den nachstehenden Bericht:

„Für jeden Schuß waren 20 Secunden gegeben, welche von dem ladenden Secundanten dadurch zu markiren waren, daß er beim Anfang 1, bei 10 Secunden 2, bei 20 Secunden 3 commandirte. Ich beobachtete die Vorsicht, vorher Achtung zu rufen. Ich gab das Commando 1. Kaum 5 Secunden nachher fiel der erste Schuß und zwar von Seiten des Herrn v. Rakowitz. Unmittelbar nachher, es verging nicht eine Secunde, antwortete Lassalle.

Er schoß vorbei, er hatte den Tod schon im Leibe. Es war ein Wunder, daß er überhaupt noch hatte schießen können.

Nachdem er gefeuert, trat er unwillkürlich zwei Schritte links. Nun erst hörte ich — denn ich hatte auf die Uhr sehen müssen —, wie Jemand (ich weiß nicht, war es General Bethlen oder der Arzt Dr. Seiler) fragte: „„Sind Sie verwundet?““

Darauf antwortete Lassalle: „Ja.“

Wir führten ihn nun sogleich auf eine Decke, wo man ihn niederlegte und den ersten Verband anlegte.

Während die Gegenpartei sich entfernte, führten Dr. Seiler und ich Lassalle zu einer Kutsche und halfen ihm hinein. Wir beide fuhren mit ihm und unterstützten ihn unterwegs so gut es ging. Bethlen fuhr mit Hofstetten in der Droschke zurück, in welcher der Letztere gekommen war.

Ich ließ den Kutscher die Wege einschlagen, wo es kein Pflaster gab. Nur 200 Schritte weit hatten wir über Steine zu fahren.

Lassalle war unterwegs sehr still; nur, als wir über das holperige Steinpflaster kamen, sprach er von dem Schmerze, den ihm die Wunde verursache, und fragte, ob wir nicht bald zu Hause seien.

Daß die Wunde gefährlich, wußte ich aus Erfahrung. Daß sie tödtlich sei, erfuhr ich erst gegen Mittag, als ich auf sein Dringen zu einem Notar eilte, von Dr. Seiler begleitet, der mir begegnete.“

fragte sie sarkastisch: „seiner Eitelkeit?“ — blieb für den Letzteren nichts mehr übrig, als die Herstellung der Ehre durch die fragwürdige „ultima ratio“ ... das Duell. Er brach in die leidenschaftlichste Wuth aus, rannte gleich einem verwundeten Tiger im Zimmer umher, zerraufte sich mit beiden Händen das Haar und stieß die Aeußerung aus:

„Mir, mir sollte man ungestraft ein solches Spiel getrieben haben! Ich soll von einer solchen Dirne hintergangen und verspottet sein! Ich sollte mit solchen miserablen Gegnern und Hindernissen, die jeder dumme Junge überwunden hätte, nicht fertig geworden sein! Ich muß Rache haben!“

In beleidigenden Briefen forderte er den Vater Helenen's und Jankó von Rakowitz, der inzwischen nach Genf geeilt war, zum Duell heraus und ersuchte seine beiden Freunde Rüstow und J. Ph. Becker, ihm als Zeugen zu dienen. Der Letztere, der vom Anfang an laut und entschieden dagegen protestirt hatte, daß Lassalle sich auf einen Zweikampf und noch dazu mit derartigen Personen einlasse, fühlte sich in seinem Gewissen genöthigt, abzulehnen. Lassalle wählte nun den ungarischen Grafen General Bethlen zum zweiten Secundanten. Herr von Dönniges fand es für gut abzureisen, während Jankó von Rakowitz die Herausforderung annahm und den Grafen Kayserlingk und Arndt zu seinen Secundanten wählte.

Ich übergehe die Präliminarien des Duells und erwähne nur, daß der Zweikampf am Morgen des 28. August in Carrouge, einer Vorstadt von Genf, stattfand. Lassalle, ein ausgezeichneter Pistolenschütze, war sehr siegesgewiß. Die Einwendungen der Gräfin Hatzfeldt beschwichtigte er mit den Worten: „Wie können Sie fürchten, ich würde an diesen Dingen, an diesen Menschen untergehen? Das ist mir nicht bestimmt! Meine Zeit wird wieder kommen, aber noch nicht jetzt. Jetzt bin ich ascendente Domo“. Während sein Gegner in den dem Duell vorhergehenden Tagen sich beständig im Pistolenschießen übte, verschmähte er dies vollständig; doch unterließ er es nicht, am 27. August sein Testament zu verfassen.

Ueber das Duell selbst verdanken wir dem Oberst Rüstow den nachstehenden Bericht:

„Für jeden Schuß waren 20 Secunden gegeben, welche von dem ladenden Secundanten dadurch zu markiren waren, daß er beim Anfang 1, bei 10 Secunden 2, bei 20 Secunden 3 commandirte. Ich beobachtete die Vorsicht, vorher Achtung zu rufen. Ich gab das Commando 1. Kaum 5 Secunden nachher fiel der erste Schuß und zwar von Seiten des Herrn v. Rakowitz. Unmittelbar nachher, es verging nicht eine Secunde, antwortete Lassalle.

Er schoß vorbei, er hatte den Tod schon im Leibe. Es war ein Wunder, daß er überhaupt noch hatte schießen können.

Nachdem er gefeuert, trat er unwillkürlich zwei Schritte links. Nun erst hörte ich — denn ich hatte auf die Uhr sehen müssen —, wie Jemand (ich weiß nicht, war es General Bethlen oder der Arzt Dr. Seiler) fragte: „„Sind Sie verwundet?““

Darauf antwortete Lassalle: „Ja.“

Wir führten ihn nun sogleich auf eine Decke, wo man ihn niederlegte und den ersten Verband anlegte.

Während die Gegenpartei sich entfernte, führten Dr. Seiler und ich Lassalle zu einer Kutsche und halfen ihm hinein. Wir beide fuhren mit ihm und unterstützten ihn unterwegs so gut es ging. Bethlen fuhr mit Hofstetten in der Droschke zurück, in welcher der Letztere gekommen war.

Ich ließ den Kutscher die Wege einschlagen, wo es kein Pflaster gab. Nur 200 Schritte weit hatten wir über Steine zu fahren.

Lassalle war unterwegs sehr still; nur, als wir über das holperige Steinpflaster kamen, sprach er von dem Schmerze, den ihm die Wunde verursache, und fragte, ob wir nicht bald zu Hause seien.

Daß die Wunde gefährlich, wußte ich aus Erfahrung. Daß sie tödtlich sei, erfuhr ich erst gegen Mittag, als ich auf sein Dringen zu einem Notar eilte, von Dr. Seiler begleitet, der mir begegnete.“

Auf dem Schmerzenslager sprach Lassalle nur wenig noch, fast gar nichts. Nur einmal schnellte er vom Schmerz empor und verlangte stürmisch zu trinken. Um seine furchtbaren Qualen zu lindern — er hatte eine eiserne Constitution, sonst hätte er die Leiden nicht drei Tage ausgehalten, — wurde ihm so viel Opium gegeben, daß er fortwährend davon ganz betäubt war. Die ihn behandelnden Aerzte erklärten seinen Zustand für hoffnungslos, auch die telegraphisch herbeigerufenen Aerzte Prof. Dr. Chelius aus Heidelberg und Dr. Billroth aus Zürich schlossen sich dieser Ansicht an.

Drei Tage darauf, am Mittwoch, den 31. August 1864, Morgens 7 Uhr, starb Lassalle; er hatte ein Alter von 39 Jahren und 5 Monaten erreicht.

Der merkwürdige Mann nahm, wie man sieht, ein eben so trauriges, wie unrühmliches Ende.

Nach einem halben Jahre heirathete die Heldin dieser Tragödie, Helene von Dönniges, ihren Bojaren von Rakowitz, welcher jedoch bereits nach fünf Monaten das Zeitliche segnete. Später war sie mit dem Schauspieler Friedmann verheirathet, der sich jedoch von ihr scheiden ließ. Gegenwärtig lebt sie in Newyork als Gattin eines socialdemokratischen Redacteurs, des Russen Schewitsch.

In ihren Erinnerungen an Lassalle, welche 1879 erschienen, sucht sie ihre Handlungsweise zu rechtfertigen und sich als Opfer ihrer Eltern hinzustellen — was ihr jedoch angesichts ihrer Briefe und zahlreicher Zeugenaussagen Niemand glauben wird.

Die Leiche Lassalle's ließ die Gräfin einbalsamiren und führte dieselbe mit nach Deutschland, in der Absicht, den Todten überall auszustellen, wo er gewirkt und eine größere Anzahl Anhänger hatte, aber diese Demonstration mit einem Todten wurde nicht gestattet. Sowohl die Verwandten Lassalle's als auch die preußische Regierung legten sich in's Mittel; die irdischen Ueberreste des Verblichenen wurden ihr abgenommen und am 14. Sept. 1864 in der Lassalle'schen Familiengruft auf dem dortigen

jüdischen Kirchhofe beigesetzt. Das von einem Relief gekrönte Denkmal, welches Lassalle am 21. December 1864 an der Stelle, wo er seinen ewigen Schlaf schläft, gesetzt erhielt, trägt die von August Böckh verfaßte Inschrift:

„Hier ruht was sterblich war
von Ferdinand Lassalle,
dem Denker und Kämpfer."

Am 2. September des genannten Jahres fand im temple unique zu Genf eine von 4000 Männern aller Nationalitäten veranstaltete erhebende Todtenfeier statt. Ein aus Republikanern verschiedener Nationen bestehendes Comité hatte vorher durch Maueranschläge die Bürger Genfs zur Betheiligung an dem Leichenbegängnisse aufgefordert.

Dieser Aufruf lautete:

„Bürger von Genf!
Republikaner!

In der Blüthe seiner Kraft, inmitten eines großartigen Wirkens für das Wohl der Menschheit, verstarb heute früh 7 Uhr

Ferdinand Lassalle,

der Stolz Deutschlands, die Hoffnung des Vaterlandes und der deutschen Republikaner, eines unnatürlichen Todes, das Opfer der schmählichsten Intrigue, die jemals von verworfenen Personen mit einem edlen großen Mann gespielt wurde.

Bürger von Genf, Republikaner aller Nationen, die Ihr hier eine Freistätte gefunden, vereinigt Euch mit uns an dem Sarge des größten deutschen Bürgers! Der Blitz hat jene stolze Eiche gefällt, aber ihre Wurzeln sind nicht erstorben, so lange es Republikaner auf Erden giebt" 2c.

Ebenso fanden in vielen anderen Städten, wie Mainz, Barmen, Düsseldorf, Elberfeld, Ronsdorf, Frankfurt a. M., Hamburg 2c. Todtenfeiern statt.

Auf dem Schmerzenslager sprach Lassalle nur wenig noch, fast gar nichts. Nur einmal schnellte er vom Schmerz empor und verlangte stürmisch zu trinken. Um seine furchtbaren Qualen zu lindern — er hatte eine eiserne Constitution, sonst hätte er die Leiden nicht drei Tage ausgehalten, — wurde ihm so viel Opium gegeben, daß er fortwährend davon ganz betäubt war. Die ihn behandelnden Aerzte erklärten seinen Zustand für hoffnungslos, auch die telegraphisch herbeigerufenen Aerzte Prof. Dr. Chelius aus Heidelberg und Dr. Billroth aus Zürich schlossen sich dieser Ansicht an.

Drei Tage darauf, am Mittwoch, den 31. August 1864, Morgens 7 Uhr, starb Lassalle; er hatte ein Alter von 39 Jahren und 5 Monaten erreicht.

Der merkwürdige Mann nahm, wie man sieht, ein eben so trauriges, wie unrühmliches Ende.

Nach einem halben Jahre heirathete die Heldin dieser Tragödie, Helene von Dönniges, ihren Bojaren von Rakowitz, welcher jedoch bereits nach fünf Monaten das Zeitliche segnete. Später war sie mit dem Schauspieler Friedmann verheirathet, der sich jedoch von ihr scheiden ließ. Gegenwärtig lebt sie in Newyork als Gattin eines socialdemokratischen Redacteurs, des Russen Schewitsch.

In ihren Erinnerungen an Lassalle, welche 1879 erschienen, sucht sie ihre Handlungsweise zu rechtfertigen und sich als Opfer ihrer Eltern hinzustellen — was ihr jedoch angesichts ihrer Briefe und zahlreicher Zeugenaussagen Niemand glauben wird.

Die Leiche Lassalle's ließ die Gräfin einbalsamiren und führte dieselbe mit nach Deutschland, in der Absicht, den Todten überall auszustellen, wo er gewirkt und eine größere Anzahl Anhänger hatte, aber diese Demonstration mit einem Todten wurde nicht gestattet. Sowohl die Verwandten Lassalle's als auch die preußische Regierung legten sich in's Mittel; die irdischen Ueberreste des Verblichenen wurden ihr abgenommen und am 14. Sept. 1864 in der Lassalle'schen Familiengruft auf dem dortigen

jüdischen Kirchhofe beigesetzt. Das von einem Relief gekrönte Denkmal, welches Lassalle am 21. December 1864 an der Stelle, wo er seinen ewigen Schlaf schläft, gesetzt erhielt, trägt die von August Böckh verfaßte Inschrift:

„Hier ruht was sterblich war
von Ferdinand Lassalle,
dem Denker und Kämpfer."

Am 2. September des genannten Jahres fand im temple unique zu Genf eine von 4000 Männern aller Nationalitäten veranstaltete erhebende Todtenfeier statt. Ein aus Republikanern verschiedener Nationen bestehendes Comité hatte vorher durch Maueranschläge die Bürger Genfs zur Betheiligung an dem Leichenbegängnisse aufgefordert.

Dieser Aufruf lautete:

„Bürger von Genf!
Republikaner!

In der Blüthe seiner Kraft, inmitten eines großartigen Wirkens für das Wohl der Menschheit, verstarb heute früh 7 Uhr

Ferdinand Lassalle,

der Stolz Deutschlands, die Hoffnung des Vaterlandes und der deutschen Republikaner, eines unnatürlichen Todes, das Opfer der schmählichsten Intrigue, die jemals von verworfenen Personen mit einem edlen großen Mann gespielt wurde.

Bürger von Genf, Republikaner aller Nationen, die Ihr hier eine Freistätte gefunden, vereinigt Euch mit uns an dem Sarge des größten deutschen Bürgers! Der Blitz hat jene stolze Eiche gefällt, aber ihre Wurzeln sind nicht erstorben, so lange es Republikaner auf Erden giebt" ꝛc.

Ebenso fanden in vielen anderen Städten, wie Mainz, Barmen, Düsseldorf, Elberfeld, Ronsdorf, Frankfurt a. M., Hamburg ꝛc. Todtenfeiern statt.

Auf dem Schmerzenslager sprach Lassalle nur wenig noch, fast gar nichts. Nur einmal schnellte er vom Schmerz empor und verlangte stürmisch zu trinken. Um seine furchtbaren Qualen zu lindern — er hatte eine eiserne Constitution, sonst hätte er die Leiden nicht drei Tage ausgehalten, — wurde ihm so viel Opium gegeben, daß er fortwährend davon ganz betäubt war. Die ihn behandelnden Aerzte erklärten seinen Zustand für hoffnungslos, auch die telegraphisch herbeigerufenen Aerzte Prof. Dr. Chelius aus Heidelberg und Dr. Billroth aus Zürich schlossen sich dieser Ansicht an.

Drei Tage darauf, am Mittwoch, den 31. August 1864, Morgens 7 Uhr, starb Lassalle; er hatte ein Alter von 39 Jahren und 5 Monaten erreicht.

Der merkwürdige Mann nahm, wie man sieht, ein eben so trauriges, wie unrühmliches Ende.

Nach einem halben Jahre heirathete die Heldin dieser Tragödie, Helene von Dönniges, ihren Bojaren von Rakowitz, welcher jedoch bereits nach fünf Monaten das Zeitliche segnete. Später war sie mit dem Schauspieler Friedmann verheirathet, der sich jedoch von ihr scheiden ließ. Gegenwärtig lebt sie in Newyork als Gattin eines socialdemokratischen Redacteurs, des Russen Schewitsch.

In ihren Erinnerungen an Lassalle, welche 1879 erschienen, sucht sie ihre Handlungsweise zu rechtfertigen und sich als Opfer ihrer Eltern hinzustellen — was ihr jedoch angesichts ihrer Briefe und zahlreicher Zeugenaussagen Niemand glauben wird.

Die Leiche Lassalle's ließ die Gräfin einbalsamiren und führte dieselbe mit nach Deutschland, in der Absicht, den Todten überall auszustellen, wo er gewirkt und eine größere Anzahl Anhänger hatte, aber diese Demonstration mit einem Todten wurde nicht gestattet. Sowohl die Verwandten Lassalle's als auch die preußische Regierung legten sich in's Mittel; die irdischen Ueberreste des Verblichenen wurden ihr abgenommen und am 14. Sept. 1864 in der Lassalle'schen Familiengruft auf dem dortigen

jüdischen Kirchhofe beigesetzt. Das von einem Relief gekrönte Denkmal, welches Lassalle am 21. December 1864 an der Stelle, wo er seinen ewigen Schlaf schläft, gesetzt erhielt, trägt die von August Böckh verfaßte Inschrift:

„Hier ruht was sterblich war
von Ferdinand Lassalle,
dem Denker und Kämpfer."

Am 2. September des genannten Jahres fand im temple unique zu Genf eine von 4000 Männern aller Nationalitäten veranstaltete erhebende Todtenfeier statt. Ein aus Republikanern verschiedener Nationen bestehendes Comité hatte vorher durch Maueranschläge die Bürger Genfs zur Betheiligung an dem Leichenbegängnisse aufgefordert.

Dieser Aufruf lautete:

„Bürger von Genf!
Republikaner!

In der Blüthe seiner Kraft, inmitten eines großartigen Wirkens für das Wohl der Menschheit, verstarb heute früh 7 Uhr

Ferdinand Lassalle,

der Stolz Deutschlands, die Hoffnung des Vaterlandes und der deutschen Republikaner, eines unnatürlichen Todes, das Opfer der schmählichsten Intrigue, die jemals von verworfenen Personen mit einem edlen großen Mann gespielt wurde.

Bürger von Genf, Republikaner aller Nationen, die Ihr hier eine Freistätte gefunden, vereinigt Euch mit uns an dem Sarge des größten deutschen Bürgers! Der Blitz hat jene stolze Eiche gefällt, aber ihre Wurzeln sind nicht erstorben, so lange es Republikaner auf Erden giebt" 2c.

Ebenso fanden in vielen anderen Städten, wie Mainz, Barmen, Düsseldorf, Elberfeld, Ronsdorf, Frankfurt a. M., Hamburg 2c. Todtenfeiern statt.

Achtzehntes Kapitel.

Das Testament und die Erben. — Unerquickliche Zwischenfälle. — Der geistige Nachlaß.

Ich habe schon berichtet, daß Lassalle einen Tag vor dem Duell ein Testament verfaßt hat. In demselben hat er seine ihm besonders nahe stehenden persönlichen Freunde und Gesinnungsgenossen mit Legaten bedacht. Am besten kommt darin seine vieljährige Freundin, die Gräfin Hatzfeldt, weg. Sein stark ausgeprägtes Gefühl für Freundschaft und Dankbarkeit findet auch hier seine Bestätigung. Das Testament*) lautet wörtlich:

Dies ist mein Testament.

Durch Zeitmangel gedrängt, testire ich in Eile durch folgendes olographische Testament, welches in jeder Form, in welcher es am besten Bestand haben kann, aufrecht erhalten werden soll.

Zur Erbin meiner Hinterlassenschaft, soweit über dieselbe nicht durch nachstehende Legate und Bestimmungen verfügt ist, setze ich meine Mutter ein. Zu Testaments-Executoren die Herren Rechtsanwalt Holthoff und Lothar Bucher in Berlin.

Ich vermache hierdurch der Gräfin Sophie von Hatzfeldt eine lebenslängliche Leibrente von 1200 Thalern jährlich, die ihr unter allen Umständen und primo loco aus meinem Vermögen ausgezahlt werden soll.

Ich vermache ferner dem Oberst Rüstow in Zürich eine jährliche Rente von 800 Thalern. Diese soll ihm bis zum Jahre 1870 inclusive ausgezahlt werden, wenn in diesem Jahre mein Antheil an der Dividende der Breslauer Gas-Aktiengesellschaft erlöschen sollte. Sollte aber, wie ich nicht zweifle, im prozessualischen Wege die Fortdauer meines Anspruchs entschieden

---

*) Vgl. meine Schrift: „Ferdinand Lassalle's Testament und Erben", Großenhain und Leipzig, wo alle die auf das Testament bezüglichen Documente enthalten sind.

werden oder im Wege des Vergleichs ein Aequivalent meinen Rechtsnachfolgern gezahlt werden, so soll diese Rente an Rüstow lebenslänglich gezahlt werden.

Mit den gleichen Bestimmungen vermache ich eine Rente von 566 Thalern Herrn Lothar Bucher in Berlin und eine Rente von 200 Thalern Herrn Candidat Alexi, Lehrer in Neuruppin.

Aus meiner Bibliothek soll sich Herr Lothar Bucher 200 Bände, dann Dr. von Schweitzer und Candidat Alexi jeder 100 Bände auswählen dürfen. Der Rest der Bücher soll meistbietend zu Gunsten der Masse versteigert werden.

Ich bestimme ferner, daß während der Dauer von fünf Jahren jährlich 500 Thaler dem Secretär des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins in Berlin, Herrn Eduard Willms, ausgezahlt werden, damit dieser sie nach seinem Belieben zur Agitation für den Verein bestens und gewissenhaft verwende. An Willms selbst soll zum Lohne für seine Bravheit eine jährliche Rente von 150 Thalern außerdem aus meinem Vermögen gezahlt werden.

Dem Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein empfehle ich zu meinem Nachfolger den Frankfurter Bevollmächtigten Bernhard Becker zu wählen. Er soll an der Organisation festhalten! Sie wird den Arbeiterstand zum Siege führen.

Herrn von Hofstetten vermache ich meine sämmtlichen Waffen, sowohl die auf den drei Waffenschilden, als die anderen. — Dem Rechtsanwalt Holthoff vermache ich meine marmorne Minerva, Piedestal und die Summe von 2000 Thalern.

Herrn Hans von Bülow vermache ich meinen Apollo nebst Untersatz, Lothar Bucher den Satyr, alle meine Alabasterstatuen der Gräfin. Meine sämmtlichen Briefschaften und Papiere vermache ich der Gräfin. Die gelehrten und schriftstellerischen Aufsätze und Notizen unter diesen Papieren soll sie an Bucher ausliefern.

Das Eigenthum an meinen sämmtlichen schriftstellerischen und gelehrten Werken vermache ich Herrn Lothar Bucher. Mein sämmtliches Silbergeschirr soll zwischen meiner Mutter und der Gräfin gleichgetheilt werden.

Achtzehntes Kapitel.

Das Testament und die Erben. — Unerquickliche Zwischenfälle. — Der geistige Nachlaß.

Ich habe schon berichtet, daß Lassalle einen Tag vor dem Duell ein Testament verfaßt hat. In demselben hat er seine ihm besonders nahe stehenden persönlichen Freunde und Gesinnungsgenossen mit Legaten bedacht. Am besten kommt darin seine vieljährige Freundin, die Gräfin Hatzfeldt, weg. Sein stark ausgeprägtes Gefühl für Freundschaft und Dankbarkeit findet auch hier seine Bestätigung. Das Testament*) lautet wörtlich:

Dies ist mein Testament.

Durch Zeitmangel gedrängt, testire ich in Eile durch folgendes olographische Testament, welches in jeder Form, in welcher es am besten Bestand haben kann, aufrecht erhalten werden soll.

Zur Erbin meiner Hinterlassenschaft, soweit über dieselbe nicht durch nachstehende Legate und Bestimmungen verfügt ist, setze ich meine Mutter ein. Zu Testaments-Executoren die Herren Rechtsanwalt Holthoff und Lothar Bucher in Berlin.

Ich vermache hierdurch der Gräfin Sophie von Hatzfeldt eine lebenslängliche Leibrente von 1200 Thalern jährlich, die ihr unter allen Umständen und primo loco aus meinem Vermögen ausgezahlt werden soll.

Ich vermache ferner dem Oberst Rüstow in Zürich eine jährliche Rente von 800 Thalern. Diese soll ihm bis zum Jahre 1870 inclusive ausgezahlt werden, wenn in diesem Jahre mein Antheil an der Dividende der Breslauer Gas-Aktiengesellschaft erlöschen sollte. Sollte aber, wie ich nicht zweifle, im prozessualischen Wege die Fortdauer meines Anspruchs entschieden

*) Vgl. meine Schrift: „Ferdinand Lassalle's Testament und Erben", Großenhain und Leipzig, wo alle die auf das Testament bezüglichen Documente enthalten sind.

werden oder im Wege des Vergleichs ein Aequivalent meinen Rechtsnachfolgern gezahlt werden, so soll diese Rente an Rüstow lebenslänglich gezahlt werden.

Mit den gleichen Bestimmungen vermache ich eine Rente von 566 Thalern Herrn Lothar Bucher in Berlin und eine Rente von 200 Thalern Herrn Candidat Alexi, Lehrer in Neuruppin.

Aus meiner Bibliothek soll sich Herr Lothar Bucher 200 Bände, dann Dr. von Schweitzer und Candidat Alexi jeder 100 Bände auswählen dürfen. Der Rest der Bücher soll meistbietend zu Gunsten der Masse versteigert werden.

Ich bestimme ferner, daß während der Dauer von fünf Jahren jährlich 500 Thaler dem Secretär des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins in Berlin, Herrn Eduard Willms, ausgezahlt werden, damit dieser sie nach seinem Belieben zur Agitation für den Verein bestens und gewissenhaft verwende. An Willms selbst soll zum Lohne für seine Bravheit eine jährliche Rente von 150 Thalern außerdem aus meinem Vermögen gezahlt werden.

Dem Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein empfehle ich zu meinem Nachfolger den Frankfurter Bevollmächtigten Bernhard Becker zu wählen. Er soll an der Organisation festhalten! Sie wird den Arbeiterstand zum Siege führen.

Herrn von Hofstetten vermache ich meine sämmtlichen Waffen, sowohl die auf den drei Waffenschilden, als die anderen. — Dem Rechtsanwalt Holthoff vermache ich meine marmorne Minerva, Piedestal und die Summe von 2000 Thalern.

Herrn Hans von Bülow vermache ich meinen Apollo nebst Untersatz, Lothar Bucher den Satyr, alle meine Alabasterstatuen der Gräfin. Meine sämmtlichen Briefschaften und Papiere vermache ich der Gräfin. Die gelehrten und schriftstellerischen Aufsätze und Notizen unter diesen Papieren soll sie an Bucher ausliefern.

Das Eigenthum an meinen sämmtlichen schriftstellerischen und gelehrten Werken vermache ich Herrn Lothar Bucher. Mein sämmtliches Silbergeschirr soll zwischen meiner Mutter und der Gräfin gleichgetheilt werden.

Ich setzte ihm nun die Sachlage auseinander und um Was es sich handle. Nach langen bittenden Vorstellungen meinerseits — denn ich sprach, wie Sie denken können, mit meinem ganzen Herzen — und nach Anfragen seinerseits, in welcher Form ich mir ein Eingreifen möglich dächte, sagte er: „Ja wenn das Mädchen Katholikin ist und sich selbst an die Kirche wendete um Schutz, um Erhaltung der Heiligkeit des Sakraments, zu dessen wahrer Weihe die Uebereinstimmung der Seelen erforderlich ist, um Sicherstellung ihres durch eine aufgezwungene Lage gefährdeten Seelenheiles: dann würde eine Einmischung vielleicht gerechtfertigt sein.“ — Was Ihre Person anbeträfe, so wären Sie ja noch nicht katholisch.

Er äußerte sich über Sie in sehr anerkennender, wohlwollender Weise und versicherte, er nähme das lebhafteste Interesse an Ihrem ernsten, wahren, wissenschaftlichen Streben, billige Ihre socialen Bestrebungen, Ihr Wirken; und wenn er an der Möglichkeit der praktischen Realisirung Ihrer Theorie auf dem eingeschlagenen Wege zweifle, so sei es nur, weil jedes Prinzip, und sei es noch so richtig und von den eminentesten Fähigkeiten vertreten, wenn es der allein unwandelbaren Basis entbehre, nicht Stand hielte, sobald der Sturm der Leidenschaft darüber hinwehe. Jedenfalls aber hätten Sie die so sehr wichtige Aufgabe, Irrthümer und Lügen aufzudecken und auszurotten, mit großem Erfolg und Verdienst gelöst und müßten diesem Wirken ferner erhalten bleiben. Wenn er Etwas für Sie thun könnte, würde er es gern thun, um einen der allgemeinen Sache so unentbehrlichen Mann zu erhalten.

Ich schilderte ihm die wiederholten Versprechen, welche Ihnen das Mädchen gegeben, Ihr so rücksichtsvolles, ehrenhaftes Benehmen gegen Helene, die Art, wie Sie selbst sie der Familie zurückgegeben, das völlig unerklärliche, von vornherein brutal beleidigende Verfahren der Familie Dönniges. Er sprach die vollkommenste Billigung Ihres durchaus ehrenhaften Benehmens aus, welches Sie auch niemals bereuen dürften, denn es sei das

einzige, für Sie passende gewesen. Er billigte auch Ihren Plan, in der beabsichtigten loyalen Weise in München Ihr gutes Recht zu suchen.

Da ich sehr aufgeregt war und unter immer wieder hervorstürzenden Thränen sprach, so äußerte er mir, er könne gar nicht begreifen, wie ich die Sache so schwarz ansehen könne, das Betragen des Vaters sei höchst tadelnswerth, könne aber nicht von Dauer sein, und mit Ruhe und Ausdauer sei das Ziel wohl zu erreichen.

Ich hätte Ihnen so gern ein positives gutes Resultat gemeldet, aber Sie sehen: war auch die Aufnahme, wie der Wille, günstig, so waren doch die in der Sache selbst liegenden Schwierigkeiten zu groß.

Ich reise morgen ganz früh nach Bern, wo ich Abends eintreffe, gehe gleich nach Wabern zu Madame Arson und Madame Lesley, ziehe dort alle nöthigen Erkundigungen, vorzüglich über die Briefe, die von Helenen dort angekommen sein sollen, ein und werde Alles aufbieten, Madame Arson zu bewegen, daß sie mit mir nach Genf reist, um mir behülflich zu sein, Helene selbst zu sprechen; und ich hoffe endlich, zuverlässige Kunde aus der so streng abgeschlossenen Festung zu erlangen.

Nun leben Sie wohl, mein liebes, mein gutes Kind. Ich bin innerlich wie äußerlich halb todt. Immer noch steht Ihr bleiches, wehmüthiges Gesicht, wie ich es noch aus dem Waggon sah, vor mir. Wenn Sie mich hart in meinen Ermahnungen gefunden haben, so wissen Sie doch, daß mein Herz dabei weit trostloser geblutet hat, als das Ihre. Ich kann sagen, daß ich für Sie das Gefühl habe, als wären Sie an mein innerstes Sein mit einem materiellen Band gebunden, das, zerschnitten, die völlige Verblutung für mich zur Folge haben muß.

Also für mich, wie für Sie selbst, etwas Vorsicht, Ruhe und Schonung Ihrer Gesundheit.

Sophie." —

Wir unterlassen, den an Raserei grenzenden Zustand Lassalle's

in München zu schildern und erwähnen nur, daß er dort — seiner Sinne kaum noch mächtig — Himmel und Hölle in Bewegung setzte; er veranlaßte in München persönlich den Minister v. Schrenck zur Absendung eines officiösen Commissars an Herrn v. Dönniges in der Person des Dr. Hänle.

Inzwischen hatte Rüstow mehrere Unterredungen mit dem Vater Helenen's in Sachen Lassalle's, aber ohne allen Erfolg. Belustigend ist die Anecdote, daß Herr v. Dönniges, der Rüstow u. A. auf Lassalle's Eigenschaft als Jude aufmerksam machte, dessen Einwurf: „Aber, Herr Baron, Ihre Frau Gemahlin ist ja doch auch eine geborene Jüdin!" mit der Bemerkung entgegnete: „Ja, aber das ist schon sehr lange her!" Mit Rüstow schmiedete Lassalle Pläne, Helene mit Gewalt zur Seinigen oder auch nur zu — Rüstow's Beute zu machen; — aber all' diesen Projekten machte ein Lebenszeichen Helenen's ein Ende. Sie übergab Rüstow für Lassalle den nachstehenden psychologisch merkwürdigen Brief, welcher dann nach München abging, aber erst später in die Hände des Adressaten gelangte:

„Sr. Wohlgeboren Herrn Lassalle!

Nachdem ich mich von ganzem Herzen und in tiefster Reue über die von mir unternommenen Schritte wieder mit meinem verlobten Bräutigam Herrn Jankó von Rakowitz ausgesöhnt und dessen Liebe und Verzeihung wieder gewonnen habe; nachdem ich davon auch Ihrem Rechtsanwalt Herrn Holthoff in Berlin Nachricht gegeben habe, bevor ich dessen abmahnenden Brief erhielt, erkläre ich Ihnen freiwillig und aus voller Ueberzeugung, daß von einer Verbindung zwischen uns nie die Rede sein kann, daß ich mich von Ihnen in jeder Beziehung lossage und fest entschlossen bin, meinem verlobten Bräutigam ewige Liebe und Treue zu widmen.

Helene v. Dönniges.

Ich ersuche Sie, mir die Briefe, die Sie von mir in Händen haben, zurückzustellen."

Dieser Brief wurde von der Dame an einen Mann geschrieben, den sie wenige Wochen vorher förmlich entführt hat, der nur durch ihre glühenden Liebeserklärungen, ihre Schwüre unwandelbarer Treue dahin gebracht worden war, sie heirathen zu wollen! Einen solchen Zettel fand Helene hinreichend und passend zur Lösung ihres Verhältnisses!

Man hätte glauben sollen, daß angesichts eines solchen Charakter's Lassalle es verschmähen würde, die Sache weiter zu verfolgen — aber er wollte nicht mehr zurück; seine Manneswürde und Eitelkeit war auf's Tiefste verletzt und er sann auf Genugthuung.

Vollständig die Fassung verlierend, schrieb er die verzweifeltsten Briefe an Rüstow und die Gräfin; an Ersteren z. B. die Worte: „Ich Unglücklicher! Ich hätte nicht verdient, auf eine so Unwürdige zu stoßen!" und an Letztere: „Kein Verdammter in so entsetzlicher Höllenpein!" Jammervoll stöhnte er: „Wenn dieses Weib von mir läßt, für das ich so namenlos märtyrere, so ist alles geschändet, was Mensch heißt! Ein Felsenherz, das so liebt, so treu aushält, wie das meinige, so zu zerreißen!"

Er sandte ihr noch einen Brief durch Rüstow, welcher jedoch nicht an ihre Adresse gelangte. Hier spricht sich die vollständige moralische und physische Auflösung des Unglücklichen aus, und deshalb sei das Schreiben seinem ganzen Wortlaute nach mitgetheilt.

„München, 20. August.

Helene!

Ich schreibe Dir, den Tod im Herzen. Rüstow's Depesche hat mich tödtlich getroffen. Du, Du verräthst mich! Es ist unmöglich! Noch, noch kann ich an so viel Felonie, so furchtbaren Verrath nicht glauben. Man hat Deinen Willen vielleicht momentan gebeugt, gebrochen, Dich Dir Selbst entfremdet; aber es ist nicht denkbar, daß dies Dein wahrer, Dein bleibender Wille sei. Du kannst nicht jede Scham, jede Liebe, jede Treue, jede Wahrheit von Dir geworfen haben bis zu diesem äußersten

Grade! Du würdest in Verruf gebracht und entehrt haben Alles, was Menschenantlitz trägt — Lüge wäre jedes bessere Gefühl, und wenn Du gelogen hast, wenn Du fähig bist, diesen letzten Grad der Verworfenheit zu erreichen, so heilige Eide zu brechen und das treueste Herz zu zerstören — unter der Sonne gäbe es Nichts mehr, woran irgend ein Mensch noch glauben dürfte!

Du hast mich mit dem Willen erfüllt, nach Deinem Besitz zu ringen; Du hast gefordert, zuerst alle konvenablen Mittel zu erschöpfen, statt Dich von Wabern zu entführen; Du hast mir die heiligsten Eide mündlich und brieflich geschworen; Du hast mir noch in Deinem letzten Schreiben erklärt, daß Du Nichts, Nichts bist, als mein liebendes Weib und keine Gewalt der Erde Dich abhalten soll, diesen Entschluß auszuführen. — — Und nachdem Du dieses treue Herz, das, wenn es sich einmal ergibt, sich für immer ergeben hat, gewaltsam an Dich gezogen — schleuderst Du mich, nachdem der Kampf kaum begonnen, nach winzigen vierzehn Tagen, hohnlachend in den Abgrund, verräthst und zerstörst mich? Ja, es wäre Dir gelungen, was nie einem Schicksal gelang, Du hättest den härtesten Mann, der allen äußern Stürmen widerstand, ohne zu zucken, zertrümmert, zerbrochen!

Diesen Verrath könnte ich nicht überwinden! Ich wäre von Innen heraus getödtet! Es ist nicht möglich, daß Du so ehrlos, so schamlos, so pflichtlos, so ganz und gar schändlich und unwürdig bist! Du würdest meinen furchtbarsten Haß und die Verachtung einer Welt verdienen!

Helene! Es ist nicht *Dein* Entschluß, den Du Rüstow mitgetheilt hast. Durch Mißbrauch guter Gefühle hat man ihn in Dir hervorgerufen! Du würdest ihn — höre, o höre mein Wort! — wenn Du jetzt an ihm festhieltest, beweinen Dein Lebelang!

Helene, treu meinem Wort „je me charge du reste“, sitze ich hier und thue alle Schritte, den Widerstand Deines Vaters

zu brechen. Bereits habe ich treffliche Mittel in der Hand, die gewiß nicht wirkungslos bleiben.

Und führten sie nicht zum Ziel, noch besitze ich tausend und tausend Mittel und will alle Hindernisse zu Staub zerreiben, wenn Du treu bleibst; denn weder meine Kraft, noch meine Liebe zu Dir hat Gränzen: je me charge toujours du reste! Die Bataille ist ja kaum engagirt, Kleinmüthige!

Und während ich hier sitze und Unmögliches bereits erreicht habe, verräthst Du mich dort auf die Schmeichelworte eines andern Mannes!

Helene! Mein Schicksal steht in Deiner Hand! Aber wenn Du mich zerbrichst durch diesen bübischen Verrath, den ich nicht überwinde, so möge mein Loos auf Dich zurückfallen und mein Fluch Dich bis zum Grabe verfolgen! Es ist der Fluch des treuesten, von Dir tückisch gebrochenen Herzens, mit dem Du das schändlichste Spiel getrieben. Er trifft sicher!

Nach Rüstow's Depesche willst Du Deine Briefe zurück. Du würdest sie jedenfalls niemals anders bekommen, als von mir nach einer persönlichen Unterredung. Denn jedenfalls noch einmal will und muß ich Dich persönlich und allein sprechen. Ich will und muß das Todesurtheil aus Deinem eignen Munde hören. Nur so werde ich glauben, was sonst unmöglich scheint!

Ich betreibe hier weiter die Schritte, Dich von hier aus zu erringen, und komme dann nach Genf!

Mein Loos über Dich, Helene!

F. Lassalle."

Ebensowenig führte die Intervention der Gräfin Hatzfeldt zum Ziele.

Nachdem Helene in Gegenwart von Rüstow und Dr. Hänle in Genf, das Verlangen Lassalle's, sie zu sehen, höhnisch zurückgewiesen — sie sagte am 26. August u. A.: „Ich weiß was er will; ich habe die Sache satt; . . er spreche gern und viel, und es würden wohl kaum die zwei Stunden reichen"; auf die Vorstellung Rüstows, daß sie ihm eine Genugthuung schuldig sei,

fragte sie sarkastisch: „seiner Eitelkeit?“ — blieb für den Letzteren nichts mehr übrig, als die Herstellung der Ehre durch die fragwürdige „ultima ratio“ ... das Duell. Er brach in die leidenschaftlichste Wuth aus, rannte gleich einem verwundeten Tiger im Zimmer umher, zerraufte sich mit beiden Händen das Haar und stieß die Aeußerung aus:

„Mir, mir sollte man ungestraft ein solches Spiel getrieben haben! Ich soll von einer solchen Dirne hintergangen und verspottet sein! Ich sollte mit solchen miserablen Gegnern und Hindernissen, die jeder dumme Junge überwunden hätte, nicht fertig geworden sein! Ich muß Rache haben!“

In beleidigenden Briefen forderte er den Vater Helenen's und Jankó von Rakowitz, der inzwischen nach Genf geeilt war, zum Duell heraus und ersuchte seine beiden Freunde Rüstow und J. Ph. Becker, ihm als Zeugen zu dienen. Der Letztere, der vom Anfang an laut und entschieden dagegen protestirt hatte, daß Lassalle sich auf einen Zweikampf und noch dazu mit derartigen Personen einlasse, fühlte sich in seinem Gewissen genöthigt, abzulehnen. Lassalle wählte nun den ungarischen Grafen General Bethlen zum zweiten Secundanten. Herr von Dönniges fand es für gut abzureisen, während Jankó von Rakowitz die Herausforderung annahm und den Grafen Kayserlingk und Arndt zu seinen Secundanten wählte.

Ich übergehe die Präliminarien des Duells und erwähne nur, daß der Zweikampf am Morgen des 28. August in Carrouge, einer Vorstadt von Genf, stattfand. Lassalle, ein ausgezeichneter Pistolenschütze, war sehr siegesgewiß. Die Einwendungen der Gräfin Hatzfeldt beschwichtigte er mit den Worten: „Wie können Sie fürchten, ich würde an diesen Dingen, an diesen Menschen untergehen? Das ist mir nicht bestimmt! Meine Zeit wird wieder kommen, aber noch nicht jetzt. Jetzt bin ich ascendente Domo“. Während sein Gegner in den dem Duell vorhergehenden Tagen sich beständig im Pistolenschießen übte, verschmähte er dies vollständig; doch unterließ er es nicht, am 27. August sein Testament zu verfassen.

Ueber das Duell selbst verdanken wir dem Oberst Rüstow den nachstehenden Bericht:

„Für jeden Schuß waren 20 Secunden gegeben, welche von dem ladenden Secundanten dadurch zu markiren waren, daß er beim Anfang 1, bei 10 Secunden 2, bei 20 Secunden 3 commandirte. Ich beobachtete die Vorsicht, vorher Achtung zu rufen. Ich gab das Commando 1. Kaum 5 Secunden nachher fiel der erste Schuß und zwar von Seiten des Herrn v. Rakowitz. Unmittelbar nachher, es verging nicht eine Secunde, antwortete Lassalle.

Er schoß vorbei, er hatte den Tod schon im Leibe. Es war ein Wunder, daß er überhaupt noch hatte schießen können.

Nachdem er gefeuert, trat er unwillkürlich zwei Schritte links. Nun erst hörte ich — denn ich hatte auf die Uhr sehen müssen —, wie Jemand (ich weiß nicht, war es General Bethlen oder der Arzt Dr. Seiler) fragte: „„Sind Sie verwundet?““

Darauf antwortete Lassalle: „Ja.“

Wir führten ihn nun sogleich auf eine Decke, wo man ihn niederlegte und den ersten Verband anlegte.

Während die Gegenpartei sich entfernte, führten Dr. Seiler und ich Lassalle zu einer Kutsche und halfen ihm hinein. Wir beide fuhren mit ihm und unterstützten ihn unterwegs so gut es ging. Bethlen fuhr mit Hofstetten in der Droschke zurück, in welcher der Letztere gekommen war.

Ich ließ den Kutscher die Wege einschlagen, wo es kein Pflaster gab. Nur 200 Schritte weit hatten wir über Steine zu fahren.

Lassalle war unterwegs sehr still; nur, als wir über das holperige Steinpflaster kamen, sprach er von dem Schmerze, den ihm die Wunde verursache, und fragte, ob wir nicht bald zu Hause seien.

Daß die Wunde gefährlich, wußte ich aus Erfahrung. Daß sie tödtlich sei, erfuhr ich erst gegen Mittag, als ich auf sein Dringen zu einem Notar eilte, von Dr. Seiler begleitet, der mir begegnete.“

Auf dem Schmerzenslager sprach Lassalle nur wenig noch, fast gar nichts. Nur einmal schnellte er vom Schmerz empor und verlangte stürmisch zu trinken. Um seine furchtbaren Qualen zu lindern — er hatte eine eiserne Constitution, sonst hätte er die Leiden nicht drei Tage ausgehalten, — wurde ihm so viel Opium gegeben, daß er fortwährend davon ganz betäubt war. Die ihn behandelnden Aerzte erklärten seinen Zustand für hoffnungslos, auch die telegraphisch herbeigerufenen Aerzte Prof. Dr. Chelius aus Heidelberg und Dr. Billroth aus Zürich schlossen sich dieser Ansicht an.

Drei Tage darauf, am Mittwoch, den 31. August 1864, Morgens 7 Uhr, starb Lassalle; er hatte ein Alter von 39 Jahren und 5 Monaten erreicht.

Der merkwürdige Mann nahm, wie man sieht, ein eben so trauriges, wie unrühmliches Ende.

Nach einem halben Jahre heirathete die Heldin dieser Tragödie, Helene von Dönniges, ihren Bojaren von Rakowitz, welcher jedoch bereits nach fünf Monaten das Zeitliche segnete. Später war sie mit dem Schauspieler Friedmann verheirathet, der sich jedoch von ihr scheiden ließ. Gegenwärtig lebt sie in Newyork als Gattin eines socialdemokratischen Redacteurs, des Russen Schewitsch.

In ihren Erinnerungen an Lassalle, welche 1879 erschienen, sucht sie ihre Handlungsweise zu rechtfertigen und sich als Opfer ihrer Eltern hinzustellen — was ihr jedoch angesichts ihrer Briefe und zahlreicher Zeugenaussagen Niemand glauben wird.

Die Leiche Lassalle's ließ die Gräfin einbalsamiren und führte dieselbe mit nach Deutschland, in der Absicht, den Todten überall auszustellen, wo er gewirkt und eine größere Anzahl Anhänger hatte, aber diese Demonstration mit einem Todten wurde nicht gestattet. Sowohl die Verwandten Lassalle's als auch die preußische Regierung legten sich in's Mittel; die irdischen Ueberreste des Verblichenen wurden ihr abgenommen und am 14. Sept. 1864 in der Lassalle'schen Familiengruft auf dem dortigen

jüdischen Kirchhofe beigesetzt. Das von einem Relief gekrönte Denkmal, welches Lassalle am 21. December 1864 an der Stelle, wo er seinen ewigen Schlaf schläft, gesetzt erhielt, trägt die von August Böckh verfaßte Inschrift:

„Hier ruht was sterblich war
von Ferdinand Lassalle,
dem Denker und Kämpfer.“

Am 2. September des genannten Jahres fand im temple unique zu Genf eine von 4000 Männern aller Nationalitäten veranstaltete erhebende Todtenfeier statt. Ein aus Republikanern verschiedener Nationen bestehendes Comité hatte vorher durch Maueranschläge die Bürger Genfs zur Betheiligung an dem Leichenbegängnisse aufgefordert.

Dieser Aufruf lautete:

„Bürger von Genf!
Republikaner!

In der Blüthe seiner Kraft, inmitten eines großartigen Wirkens für das Wohl der Menschheit, verstarb heute früh 7 Uhr

Ferdinand Lassalle,

der Stolz Deutschlands, die Hoffnung des Vaterlandes und der deutschen Republikaner, eines unnatürlichen Todes, das Opfer der schmählichsten Intrigue, die jemals von verworfenen Personen mit einem edlen großen Mann gespielt wurde.

Bürger von Genf, Republikaner aller Nationen, die Ihr hier eine Freistätte gefunden, vereinigt Euch mit uns an dem Sarge des größten deutschen Bürgers! Der Blitz hat jene stolze Eiche gefällt, aber ihre Wurzeln sind nicht erstorben, so lange es Republikaner auf Erden giebt“ 2c.

Ebenso fanden in vielen anderen Städten, wie Mainz, Barmen, Düsseldorf, Elberfeld, Ronsdorf, Frankfurt a. M., Hamburg 2c. Todtenfeiern statt.

Auf dem Schmerzenslager sprach Lassalle nur wenig noch, fast gar nichts. Nur einmal schnellte er vom Schmerz empor und verlangte stürmisch zu trinken. Um seine furchtbaren Qualen zu lindern — er hatte eine eiserne Constitution, sonst hätte er die Leiden nicht drei Tage ausgehalten, — wurde ihm so viel Opium gegeben, daß er fortwährend davon ganz betäubt war. Die ihn behandelnden Aerzte erklärten seinen Zustand für hoffnungslos, auch die telegraphisch herbeigerufenen Aerzte Prof. Dr. Chelius aus Heidelberg und Dr. Billroth aus Zürich schlossen sich dieser Ansicht an.

Drei Tage darauf, am Mittwoch, den 31. August 1864, Morgens 7 Uhr, starb Lassalle; er hatte ein Alter von 39 Jahren und 5 Monaten erreicht.

Der merkwürdige Mann nahm, wie man sieht, ein eben so trauriges, wie unrühmliches Ende.

Nach einem halben Jahre heirathete die Heldin dieser Tragödie, Helene von Dönniges, ihren Bojaren von Rakowitz, welcher jedoch bereits nach fünf Monaten das Zeitliche segnete. Später war sie mit dem Schauspieler Friedmann verheirathet, der sich jedoch von ihr scheiden ließ. Gegenwärtig lebt sie in Newyork als Gattin eines socialdemokratischen Redacteurs, des Russen Schewitsch.

In ihren Erinnerungen an Lassalle, welche 1879 erschienen, sucht sie ihre Handlungsweise zu rechtfertigen und sich als Opfer ihrer Eltern hinzustellen — was ihr jedoch angesichts ihrer Briefe und zahlreicher Zeugenaussagen Niemand glauben wird.

Die Leiche Lassalle's ließ die Gräfin einbalsamiren und führte dieselbe mit nach Deutschland, in der Absicht, den Todten überall auszustellen, wo er gewirkt und eine größere Anzahl Anhänger hatte, aber diese Demonstration mit einem Todten wurde nicht gestattet. Sowohl die Verwandten Lassalle's als auch die preußische Regierung legten sich in's Mittel; die irdischen Ueberreste des Verblichenen wurden ihr abgenommen und am 14. Sept. 1864 in der Lassalle'schen Familiengruft auf dem dortigen

jüdischen Kirchhofe beigesetzt. Das von einem Relief gekrönte Denkmal, welches Lassalle am 21. December 1864 an der Stelle, wo er seinen ewigen Schlaf schläft, gesetzt erhielt, trägt die von August Böckh verfaßte Inschrift:

„Hier ruht was sterblich war
von Ferdinand Lassalle,
dem Denker und Kämpfer."

Am 2. September des genannten Jahres fand im temple unique zu Genf eine von 4000 Männern aller Nationalitäten veranstaltete erhebende Todtenfeier statt. Ein aus Republikanern verschiedener Nationen bestehendes Comité hatte vorher durch Maueranschläge die Bürger Genfs zur Betheiligung an dem Leichenbegängnisse aufgefordert.

Dieser Aufruf lautete:

„Bürger von Genf!
Republikaner!

In der Blüthe seiner Kraft, inmitten eines großartigen Wirkens für das Wohl der Menschheit, verstarb heute früh 7 Uhr

Ferdinand Lassalle,

der Stolz Deutschlands, die Hoffnung des Vaterlandes und der deutschen Republikaner, eines unnatürlichen Todes, das Opfer der schmählichsten Intrigue, die jemals von verworfenen Personen mit einem edlen großen Mann gespielt wurde.

Bürger von Genf, Republikaner aller Nationen, die Ihr hier eine Freistätte gefunden, vereinigt Euch mit uns an dem Sarge des größten deutschen Bürgers! Der Blitz hat jene stolze Eiche gefällt, aber ihre Wurzeln sind nicht erstorben, so lange es Republikaner auf Erden giebt" 2c.

Ebenso fanden in vielen anderen Städten, wie Mainz, Barmen, Düsseldorf, Elberfeld, Ronsdorf, Frankfurt a. M., Hamburg 2c. Todtenfeiern statt.

Achtzehntes Kapitel.

Das Testament und die Erben. — Unerquickliche Zwischenfälle. — Der geistige Nachlaß.

Ich habe schon berichtet, daß Lassalle einen Tag vor dem Duell ein Testament verfaßt hat. In demselben hat er seine ihm besonders nahe stehenden persönlichen Freunde und Gesinnungsgenossen mit Legaten bedacht. Am besten kommt darin seine vieljährige Freundin, die Gräfin Hatzfeldt, weg. Sein stark ausgeprägtes Gefühl für Freundschaft und Dankbarkeit findet auch hier seine Bestätigung. Das Testament*) lautet wörtlich:

Dies ist mein Testament.

Durch Zeitmangel gedrängt, testire ich in Eile durch folgendes olographische Testament, welches in jeder Form, in welcher es am besten Bestand haben kann, aufrecht erhalten werden soll.

Zur Erbin meiner Hinterlassenschaft, soweit über dieselbe nicht durch nachstehende Legate und Bestimmungen verfügt ist, setze ich meine Mutter ein. Zu Testaments-Executoren die Herren Rechtsanwalt Holthoff und Lothar Bucher in Berlin.

Ich vermache hierdurch der Gräfin Sophie von Hatzfeldt eine lebenslängliche Leibrente von 1200 Thalern jährlich, die ihr unter allen Umständen und primo loco aus meinem Vermögen ausgezahlt werden soll.

Ich vermache ferner dem Oberst Rüstow in Zürich eine jährliche Rente von 800 Thalern. Diese soll ihm bis zum Jahre 1870 inclusive ausgezahlt werden, wenn in diesem Jahre mein Antheil an der Dividende der Breslauer Gas-Aktiengesellschaft erlöschen sollte. Sollte aber, wie ich nicht zweifle, im prozessualischen Wege die Fortdauer meines Anspruchs entschieden

*) Vgl. meine Schrift: „Ferdinand Lassalle's Testament und Erben", Großenhain und Leipzig, wo alle die auf das Testament bezüglichen Documente enthalten sind.

werden oder im Wege des Vergleichs ein Aequivalent meinen Rechtsnachfolgern gezahlt werden, so soll diese Rente an Rüstow lebenslänglich gezahlt werden.

Mit den gleichen Bestimmungen vermache ich eine Rente von 566 Thalern Herrn Lothar Bucher in Berlin und eine Rente von 200 Thalern Herrn Candidat Alexi, Lehrer in Neuruppin.

Aus meiner Bibliothek soll sich Herr Lothar Bucher 200 Bände, dann Dr. von Schweitzer und Candidat Alexi jeder 100 Bände auswählen dürfen. Der Rest der Bücher soll meistbietend zu Gunsten der Masse versteigert werden.

Ich bestimme ferner, daß während der Dauer von fünf Jahren jährlich 500 Thaler dem Secretär des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins in Berlin, Herrn Eduard Willms, ausgezahlt werden, damit dieser sie nach seinem Belieben zur Agitation für den Verein bestens und gewissenhaft verwende. An Willms selbst soll zum Lohne für seine Bravheit eine jährliche Rente von 150 Thalern außerdem aus meinem Vermögen gezahlt werden.

Dem Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein empfehle ich zu meinem Nachfolger den Frankfurter Bevollmächtigten Bernhard Becker zu wählen. Er soll an der Organisation festhalten! Sie wird den Arbeiterstand zum Siege führen.

Herrn von Hofstetten vermache ich meine sämmtlichen Waffen, sowohl die auf den drei Waffenschilden, als die anderen. — Dem Rechtsanwalt Holthoff vermache ich meine marmorne Minerva, Piedestal und die Summe von 2000 Thalern.

Herrn Hans von Bülow vermache ich meinen Apollo nebst Untersatz, Lothar Bucher den Satyr, alle meine Alabasterstatuen der Gräfin. Meine sämmtlichen Briefschaften und Papiere vermache ich der Gräfin. Die gelehrten und schriftstellerischen Aufsätze und Notizen unter diesen Papieren soll sie an Bucher ausliefern.

Das Eigenthum an meinen sämmtlichen schriftstellerischen und gelehrten Werken vermache ich Herrn Lothar Bucher. Mein sämmtliches Silbergeschirr soll zwischen meiner Mutter und der Gräfin gleichgetheilt werden.

Alles Mobiliar, worüber vorstehend nicht besonders verfügt ist, wird zu Gunsten der Masse versteigert. Die Kosten meiner Reise nach Genf und zurück nach Berlin sollen Herrn von Hofstetten aus der Masse ersetzt werden.

Dr. Gustav Schönberg in Stettin soll sich noch, nach den obengenannten, 100 Bände aus meiner Bibliothek wählen können.

An Georg Herwegh soll ein Legat von 100 Napoléons gezahlt werden.

In sehr großer Eile und durch den Zeitmangel an sorgfältigerer Ausarbeitung gehindert, habe ich dies Testament hier in Genf, wo der Code Napoléon gilt, als olographisches Testament aufgesetzt, wiederhole aber, daß es in jeder Form gelten soll, in der es am besten bestehen kann.

Eigenhändig geschrieben und unterschrieben.

Genf, 27. August 1864.

(Signé) Ferdinand Lassalle.

Enregistré à Genève le trois Sept. 1864 v. 95. Nr. 643 recu deux francs cinquante centimes.

(Signé) Mercier.

* * *

Die Erben sollten jedoch keine besondere Freude an ihren Legaten erleben. Die Mutter Lassalle's focht das Testament an und es kam zu langwierigen Prozessen, die sammt und sonders mit dem Siege der Erben endeten.

Von dem im Vermächtniß genannten Personen sind die meisten schon verstorben, während Aurel Holthoff und Wilhelm Rüstow ihrem Leben durch Selbstmord ein Ende gesetzt haben. Da Holthoff nicht immer Gelder flüssig machen konnte, kam es zwischen ihm als Testamentsexecutor und den Erben zuweilen zu heftigen Auseinandersetzungen. Zu kurz kam freilich Keiner. Nach dem Tode der Mutter Lassalle's — 13. Februar 1870 — erbte ihre Tochter, Friederike von Friedland, das Vermögen der Familie,

welche für die pünktliche Auszahlung der Renten und Legate Sorge trug.

An seinem von ihm ernannten Nachfolger in der Präsidentschaft des „Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins“, Bernhard Becker, hätte er nicht viel Freude erlebt, da dieser ihn nach dem Tode Lassalle's wiederholt heftig angriff. Er hat das Wort gesprochen, dem man eine gewisse Berechtigung nicht absprechen kann: „Würde er sich nicht mit Frauen aus der Bourgeoisie und Aristokratie herumgetrieben, sondern weniger Uebermuth gegen die Töchter des Volkes empfunden und daher, wenn er nun einmal heirathen mußte, sich mit einem Mädchen aus dem Arbeiterstande verehelicht haben, so wäre Alles anders gekommen. Aber er hatte aristokratische Sitten bei demokratischem Bekenntnisse. Seine inneren Widersprüche richteten ihn zu Grunde.“ —

Es ist sehr bedauerlich, daß der geistige Nachlaß Lassalle's bisher noch nicht veröffentlicht wurde. Wir wissen, daß er sich mit großen literarischen Plänen trug und eine Schrift („System der Philosophie des Geistes“) theilweise fertig gestellt hatte; gewiß wäre das Bekanntwerden selbst der Bruchstücke von hohem Interesse.

Ebenso muß man es beklagen, daß uns der Briefwechsel mit Marx, Rodbertus, Bucher, Herwegh, Rüstow, Wuttke u. A., welcher eine Fülle zeitgeschichtlichen Materials enthalten dürfte, durch Publikation desselben nicht zugänglich gemacht wurde. Es findet sich dort gewiß so manches allgemein Interessante, so manches für das Leben und Wirken Lassalle's Bedeutsame, aber sicherlich auch für die politische und sociale Bewegung von 1848—64 Werthvolle. Die Freunde wie die Gegner des Philosophen und Agitators würden eine solche Veröffentlichung gewiß mit Freuden begrüßen!

Alles Mobiliar, worüber vorstehend nicht besonders verfügt ist, wird zu Gunsten der Masse versteigert. Die Kosten meiner Reise nach Genf und zurück nach Berlin sollen Herrn von Hofstetten aus der Masse ersetzt werden.

Dr. Gustav Schönberg in Stettin soll sich noch, nach den obengenannten, 100 Bände aus meiner Bibliothek wählen können.

An Georg Herwegh soll ein Legat von 100 Napoléons gezahlt werden.

In sehr großer Eile und durch den Zeitmangel an sorgfältigerer Ausarbeitung gehindert, habe ich dies Testament hier in Genf, wo der Code Napoléon gilt, als olographisches Testament aufgesetzt, wiederhole aber, daß es in jeder Form gelten soll, in der es am besten bestehen kann.

Eigenhändig geschrieben und unterschrieben.

Genf, 27. August 1864.

(Signé) Ferdinand Lassalle.

Enregistré à Genève le trois Sept. 1864 v. 95. Nr. 643 recu deux francs cinquante centimes.

(Signé) Mercier.

* * *

Die Erben sollten jedoch keine besondere Freude an ihren Legaten erleben. Die Mutter Lassalle's focht das Testament an und es kam zu langwierigen Prozessen, die sammt und sonders mit dem Siege der Erben endeten.

Von dem im Vermächtniß genannten Personen sind die meisten schon verstorben, während Aurel Holthoff und Wilhelm Rüstow ihrem Leben durch Selbstmord ein Ende gesetzt haben.

Da Holthoff nicht immer Gelder flüssig machen konnte, kam es zwischen ihm als Testamentsexecutor und den Erben zuweilen zu heftigen Auseinandersetzungen. Zu kurz kam freilich Keiner. Nach dem Tode der Mutter Lassalle's — 13. Februar 1870 — erbte ihre Tochter, Friederike von Friedland, das Vermögen der Familie,

welche für die pünktliche Auszahlung der Renten und Legate Sorge trug.

An seinem von ihm ernannten Nachfolger in der Präsidentschaft des „Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins“, Bernhard Becker, hätte er nicht viel Freude erlebt, da dieser ihn nach dem Tode Lassalle's wiederholt heftig angriff. Er hat das Wort gesprochen, dem man eine gewisse Berechtigung nicht absprechen kann: „Würde er sich nicht mit Frauen aus der Bourgeoisie und Aristokratie herumgetrieben, sondern weniger Uebermuth gegen die Töchter des Volkes empfunden und daher, wenn er nun einmal heirathen mußte, sich mit einem Mädchen aus dem Arbeiterstande verehelicht haben, so wäre Alles anders gekommen. Aber er hatte aristokratische Sitten bei demokratischem Bekenntnisse. Seine inneren Widersprüche richteten ihn zu Grunde.“ —

Es ist sehr bedauerlich, daß der geistige Nachlaß Lassalle's bisher noch nicht veröffentlicht wurde. Wir wissen, daß er sich mit großen literarischen Plänen trug und eine Schrift („System der Philosophie des Geistes“) theilweise fertig gestellt hatte; gewiß wäre das Bekanntwerden selbst der Bruchstücke von hohem Interesse.

Ebenso muß man es beklagen, daß uns der Briefwechsel mit Marx, Rodbertus, Bucher, Herwegh, Rüstow, Wuttke u. A., welcher eine Fülle zeitgeschichtlichen Materials enthalten dürfte, durch Publikation desselben nicht zugänglich gemacht wurde. Es findet sich dort gewiß so manches allgemein Interessante, so manches für das Leben und Wirken Lassalle's Bedeutsame, aber sicherlich auch für die politische und sociale Bewegung von 1848—64 Werthvolle. Die Freunde wie die Gegner des Philosophen und Agitators würden eine solche Veröffentlichung gewiß mit Freuden begrüßen!

Neunzehntes Kapitel.

Die Summe seines Lebens und Wirkens. — Seine Licht- und Schattenseiten. — Seine Schriften, Reden und Briefe.

Betrachten wir am Schlusse das Leben und Wirken dieses merkwürdigen Mannes, so müssen wir sagen, daß er außerordentliche Geistesgaben, große Kenntnisse, einen uneigennützigen und reinen Charakter besessen hat, daß er mit ungewöhnlicher Thatkraft ausgerüstet war, aber von maßlosem Ehrgeiz und schrankenloser Eitelkeit sich leiten ließ. Seine geschichtliche Stellung wird immer eine bedeutende sein. Er hatte ein Werk begonnen, das er mit Recht eine der größten Bewegungen unseres Jahrhunderts nannte, das er aber mit seinen Kräften nicht durchführen konnte. So brach er zusammen, ohne daß er das Ziel seiner Bestrebungen erreicht hätte, und die Kugel des jungen bojarischen Studenten traf nicht die Brust eines mit hochfliegenden Hoffnungen erfüllten Mannes, sondern diejenige eines Verzweifelnden, eines Gebrochenen.

Seine leidenschaftliche Natur huldigte dem Grundsatze, daß nichts Großes in der Welt ohne Leidenschaft geschehen könne; aber wie sehr er auch durch dieses heftige Naturell die Massen beherrschen und fanatisiren konnte, so verdarb er sich doch dadurch die Freude am Dasein, den reinen Genuß an seinen Schöpfungen und erfüllte überdies die Arbeiter mit begehrlichen Wünschen, welche auf legalem Wege nicht zu erfüllen sind.

Es ist, wie schon E. Plener mit Recht bemerkt hat, zweifelhaft, ob der Vater des deutschen Socialismus die socialistische Bewegung auf den von ihm eingeschlagenen Bahnen hätte halten können; er wäre wahrscheinlich im Verlauf der Dinge vor die Wahl gedrängt worden, entweder mit der staatsfeindlichen Strömung der Internationale und der Marx-Bebel-Liebknecht'schen Richtung zu gehen oder in irgend eine Beziehung oder Abhängigkeit zu der späteren Socialpolitik des deutschen Reichskanzlers zu treten. Seine Antecedentien und das Beispiel seines

intimsten Freundes Lothar Bucher, welcher noch im Todesjahre Lassalle's Hilfsarbeiter im Ministerium des Auswärtigen des Ministerpräsidenten Bismarck wurde, lassen es höchst wahrscheinlich erscheinen, daß er den letzteren Weg eingeschlagen hätte.

Er hatte etwas Geniales, Ursprüngliches und Stürmisches in seinem Wesen. Durch seine Herrschsucht und seine imponirende Persönlichkeit war er gleichsam zum Dictator geboren. Leider fehlte ihm jeglicher gemüthliche Zug, welcher mit den schroffen Seiten seines Charakters ausgesöhnt hätte. Dieser Mangel an Gemüth verursachte es, daß er den Gegner nicht niederwerfen, sondern vernichten wollte, daß er nicht immer bei der Sache blieb, sondern gewöhnlich die Person angriff, und daß alle seine Polemiken rücksichtslos, zuweilen roh waren. Er hat leider! einen wüsten Ton in den Volksversammlungen eingeführt, und seine Nachfolger und Anbeter glaubten ihn nach dieser Seite hin noch übertrumpfen zu müssen.

Hätte er die herrlichen Gaben, welche ihm die Natur verliehen, nicht mißbraucht, hätte er es verstanden, sich selbst zu beherrschen und im Leben und Wirken Maß zu halten, so wären seine Erfolge bei weitem bedeutender und fruchtbringender gewesen.

Trotz seiner philosophischen Schulung und seiner haarscharfen Dialektik liebte er doch auch die Phrase; er berauschte sich zuweilen an den eigenen Worten, und hohler Pathos mußte dann den einfachen, den Ton der Wahrheit und Ueberzeugung, ersetzen.

Seine revolutionäre, zersetzende Natur, die ihn von Jugend auf zur Auflehnung gegen alles Ueberlieferte und Ueberkommene drängte, hatte nichts von der Schlichtheit des Republikaners, der Herbheit des Spartaners. Im Leben war er ein Epikuräer und Genußmensch, mit den ausgeprägtesten aristokratischen Neigungen, — dieser innere Zwiespalt, dessen ich schon oben Erwähnung that, brachte ihn oft in eine schiefe Position und erweckte zuweilen selbst bei seinen Anhängern den Glauben, als ob es ihm nicht ernst mit seinen Lehren wäre und es ihm

lediglich darauf ankäme, blendende schauspielerische Leistungen zu vollführen und für dieselben Beifall einzuheimsen.

Diese Verdächtigung seines Wollens und Wirkens erscheint mir jedoch ganz unbegründet zu sein; er meinte es ehrlich; er opferte ja seinen Ueberzeugungen ein großes Vermögen, Gesundheit und Freiheit, — aber durch den Widerstreit idealer Eigenschaften und materiellen Wohllebens kommt es, daß sein Charakterbild noch immer schwankt in der Geschichte.

Die Unhaltbarkeit seiner Theorien wurde ihm in seinen letzten Lebensjahren immer klarer, und dieses Bewußtsein trug wohl theilweise mit dazu bei, seine Freude an weiterer öffentlicher Thätigkeit zu vergellen. Er hatte einen zu scharfen Verstand, um nicht zu begreifen, daß der Staat nicht bestehen kann, wenn die äußersten Consequenzen des Lassalleanismus gezogen werden sollten. Er spricht dies — wenn auch verhüllt — einmal in seinem Werke: „System der erworbenen Rechte“ selbst aus, wo er den Verstand classificirt. — „Es giebt“, sagt er, „drei Sorten von Verstand; der eine ist der, der immer nur die eine Seite der Sache sieht — dies ist der beschränkte Verstand; der andere Verstand ist derjenige, welcher entwickelt genug ist, um beide Seiten der Sache zu sehen, aber sie immer nur abwechselnd, nie gleichzeitig sieht; dies ist der gebildete, entwickelte Verstand; da er die beiden Seiten der Sache nur abwechselnd sieht, so fühlt er ihren Widerspruch nicht, er lebt daher mit Gott und der Welt zufrieden; vor allem mit sich selbst; stellt jede Seite der Sache in einen besonderen Winkel und vergißt jedesmal die eine ganz, wenn er die andere braucht und hervorholt. Der seltenste und höchste Verstand ist der, welcher gleichzeitig beide Seiten der Sache sieht, eben deshalb aber auch ihren Widerspruch fühlt; da er ihn fühlt, so bildet er seine Marter und darum vollzieht sich gerade an diesem höchsten Verstande jenes Strafgericht. Er will den Widerspruch, da er ihn in der Sache nicht versöhnen kann, mindestens mit Worten verlöschen, und nun beginnt jene wilde Jagd der Worte: aus jeder noch so verwischten Fassung

derselben schallt ihm aus der Tiefe des Gewissens auf's Neue das gelle Hohngelächter des einmal erkannten Widerspruchs entgegen. . . . Er rennt sich mit allem Hin- und Herzerren den Marterpfahl des Widerspruchs nur um so tiefer in den Leib — — und wenn er zuletzt endlich athemlos, schweißtriefend die tolle Jagd aufgeben muß, so ist es nur die Verzweiflung an der unmöglichen Aufgabe, die ihn bestimmt."

Wir wüßten dieser Definition der dritten Kategorie des Verstandes, welche den Lassalle'schen so trefflich kennzeichnet, nichts hinzuzufügen.

Der Eindruck, den Lassalle's Persönlichkeit im Privatverkehr wie beim öffentlichen Auftreten machte, war bestechend. Fürst Bismarck hat den richtigen Ausdruck „liebenswürdig" gebraucht. Hoch und schlank, mit krausem, üppigem und dichtem Haar, mit griechischer Nase und durch seine jüdische Abkunft etwas Orientalisches in seinem Wesen zur Schau tragend, wußte er im Gespräch alle Welt zu bezaubern. Seine Stimme hatte Tenorklang und seine Redeweise war sympathisch. Leider war dieser sonst so verstandesklare Mann von unbeugsamem Eigensinn, welcher sich zuweilen selbst dem klar vorliegenden Besseren verschloß. Für jede Bestechung unzugänglich, verfehlten jedoch Schmeicheleien auf ihn ihre Wirkung nicht, — besonders wenn dieselben aus dem Munde der Damen kamen. Bezeichnend hiefür ist ein Zug, den Helene von Dönniges erzählt und welcher in hohem Grade das Gepräge der Wahrheit trägt. Sie sagte ihm einmal, daß die Professorin Diderici Lassalle als den schönsten Mann und Böckh ihn als den geistreichsten Kopf bezeichnet habe. Er schüttelte darauf den Kopf und erwiederte scherzend: „Ach was, Geist! Geist ist gar nichts! Aber der schönste Mann sein, das lobe ich mir, das gefällt mir! Diesen Ausspruch soll man mir einst auf's Grab setzen! Daß ich Geist habe, dafür komme ich auf, und daß es die Menschen merken, dafür will ich schon sorgen — aber der Ruhm meiner Schönheit soll auf die Nachwelt kommen."

Lassalle war auf seine literarische und wissenschaftliche Thätigkeit sehr stolz — und in der That war ihm die Gabe des Schriftstellers in hohem Grade verliehen. Er hat philosophische, rechtswissenschaftliche, dichterische, politische, socialistische, kritische und polemische Schriften geschrieben; er hat seine Ideen in zahlreichen Briefen niedergelegt — aber wer liest ihn heutzutage? .. Seine Bücher und Broschüren sind zerstreut und manche derselben nur schwer zu bekommen, und doch verdiente er es, daß von berufener Hand das Zerstreute gesammelt und das Bleibende und Werthvolle zu einem Strauß vereinigt würde. Eine Gesammtausgabe seiner Schriften würde gewiß in den weitesten Kreisen willkommen geheißen werden.

Zwanzigstes Kapitel.

Schlußbetrachtung: wenn Lassalle nicht gestorben wäre!

Es dürfte wohl gestattet und nicht ohne Interesse sein, die Frage zu erörtern, wie sich voraussichtlich Ferdinand Lassalle zur Politik und socialen Frage gestellt hätte, wenn er von der Kugel des Bojaren nicht ereilt worden wäre.

Der merkwürdige, groß angelegte und dämonische Mann hätte sicherlich ganz andere Bahnen eingeschlagen, als die gegenwärtigen Führer der deutschen Socialdemokratie.

Zwar hat die Gräfin Sophie Hatzfeldt nach dem Tode ihres Lieblings sich als die Vollstreckerin seines politischen Testaments betrachtet und die Führerschaft des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins zu übernehmen sich bemüht, aber thatsächlich hat die „gute Gräfin" politisches Verständniß nur im geringen Grade besessen und sich von ihren subjektiven Empfindungen zu sehr leiten lassen, um als geistige Erbin des Vaters der deutschen Socialdemokratie betrachtet werden zu können.

Zwar hat ferner, wie man weiß, die von Lassalle hervorgerufene Bewegung allmälig durch Liebknecht und Bebel die Marx'sche internationale Richtung angenommen, und die moderne socialdemokratische Partei hat in Wort und Schrift jene umstürzlerischen Grundsätze verkündet, welche den Staat schließlich zur Abwehr gegen die revolutionären Bestrebungen und zur Schaffung des Socialistengesetzes gezwungen haben, — aber zwischen dem Lassalleanischen nationalen Socialismus und der Bebel-Liebknecht'schen vaterlandslosen Socialdemokratie gähnt eine so unüberbrückbare Kluft, daß kein Verständiger in der letzteren eine Fortsetzung oder gar eine Consequenz des ersteren wird erblicken wollen.

Welche Rolle Lassalle gespielt hätte, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, noch einige Jahrzehnte am Leben zu bleiben, ist unschwer zu erkennen.

Zunächst hätten ihn die mannigfachen, über ihn von den Gerichten verhängten Freiheitsstrafen voraussichtlich auf längere Zeit in's Exil geführt. Er wollte ja „expatriiren", weil er die Kerkerluft nicht mehr ertragen konnte und — wollte. Die Amnestie des Jahres 1866 würde ihn aber höchstwahrscheinlich wieder in's Vaterland zurückgeführt haben und er hätte nach der Ermattung, die er fühlte, zwar nicht in dem Maße wie früher die Leitung der Partei geführt, jedoch wohl noch Autorität genug gehabt, um, wie schon angedeutet, zu verhindern, daß seine Anhänger der Marx'schen Richtung verfielen. Unzweifelhaft wäre ihm ein Mandat für den Reichstag zugefallen, und hier würde er ganz sicher eine klärende und treibende parlamentarische Thätigkeit geübt haben, um deren Einbuße sein frühes Ende aufrichtig beklagt werden muß.

Er hätte voraussichtlich seine gewaltige Beredtsamkeit, seine außerordentliche Gelehrsamkeit und sein eigenartiges schriftstellerisches Talent dazu verwandt, seinem Vaterlande zu nützen und die Einheit Deutschlands, für welche er alle Zeit schwärmte, zu kräftigen. Er wäre ein Realpolitiker geworden, wie dies auch

Lassalle war auf seine literarische und wissenschaftliche Thätigkeit sehr stolz — und in der That war ihm die Gabe des Schriftstellers in hohem Grade verliehen. Er hat philosophische, rechtswissenschaftliche, dichterische, politische, socialistische, kritische und polemische Schriften geschrieben; er hat seine Ideen in zahlreichen Briefen niedergelegt — aber wer liest ihn heutzutage? .. Seine Bücher und Broschüren sind zerstreut und manche derselben nur schwer zu bekommen, und doch verdiente er es, daß von berufener Hand das Zerstreute gesammelt und das Bleibende und Werthvolle zu einem Strauß vereinigt würde. Eine Gesammtausgabe seiner Schriften würde gewiß in den weitesten Kreisen willkommen geheißen werden.

Zwanzigstes Kapitel.

Schlußbetrachtung: wenn Lassalle nicht gestorben wäre!

Es dürfte wohl gestattet und nicht ohne Interesse sein, die Frage zu erörtern, wie sich voraussichtlich Ferdinand Lassalle zur Politik und socialen Frage gestellt hätte, wenn er von der Kugel des Bojaren nicht ereilt worden wäre.

Der merkwürdige, groß angelegte und dämonische Mann hätte sicherlich ganz andere Bahnen eingeschlagen, als die gegenwärtigen Führer der deutschen Socialdemokratie.

Zwar hat die Gräfin Sophie Hatzfeldt nach dem Tode ihres Lieblings sich als die Vollstreckerin seines politischen Testaments betrachtet und die Führerschaft des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins zu übernehmen sich bemüht, aber thatsächlich hat die „gute Gräfin“ politisches Verständniß nur im geringen Grade besessen und sich von ihren subjektiven Empfindungen zu sehr leiten lassen, um als geistige Erbin des Vaters der deutschen Socialdemokratie betrachtet werden zu können.

Zwar hat ferner, wie man weiß, die von Lassalle hervorgerufene Bewegung allmälig durch Liebknecht und Bebel die Marx'sche internationale Richtung angenommen, und die moderne socialdemokratische Partei hat in Wort und Schrift jene umstürzlerischen Grundsätze verkündet, welche den Staat schließlich zur Abwehr gegen die revolutionären Bestrebungen und zur Schaffung des Socialistengesetzes gezwungen haben, — aber zwischen dem Lassalleanischen nationalen Socialismus und der Bebel-Liebknecht'schen vaterlandslosen Socialdemokratie gähnt eine so unüberbrückbare Kluft, daß kein Verständiger in der letzteren eine Fortsetzung oder gar eine Consequenz des ersteren wird erblicken wollen.

Welche Rolle Lassalle gespielt hätte, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, noch einige Jahrzehnte am Leben zu bleiben, ist unschwer zu erkennen.

Zunächst hätten ihn die mannigfachen, über ihn von den Gerichten verhängten Freiheitsstrafen voraussichtlich auf längere Zeit in's Exil geführt. Er wollte ja „expatriiren", weil er die Kerkerluft nicht mehr ertragen konnte und — wollte. Die Amnestie des Jahres 1866 würde ihn aber höchstwahrscheinlich wieder in's Vaterland zurückgeführt haben und er hätte nach der Ermattung, die er fühlte, zwar nicht in dem Maße wie früher die Leitung der Partei geführt, jedoch wohl noch Autorität genug gehabt, um, wie schon angedeutet, zu verhindern, daß seine Anhänger der Marx'schen Richtung verfielen. Unzweifelhaft wäre ihm ein Mandat für den Reichstag zugefallen, und hier würde er ganz sicher eine klärende und treibende parlamentarische Thätigkeit geübt haben, um deren Einbuße sein frühes Ende aufrichtig beklagt werden muß.

Er hätte voraussichtlich seine gewaltige Beredtsamkeit, seine außerordentliche Gelehrsamkeit und sein eigenartiges schriftstellerisches Talent dazu verwandt, seinem Vaterlande zu nützen und die Einheit Deutschlands, für welche er alle Zeit schwärmte, zu kräftigen. Er wäre ein Realpolitiker geworden, wie dies auch

Lassalle war auf seine literarische und wissenschaftliche Thätigkeit sehr stolz — und in der That war ihm die Gabe des Schriftstellers in hohem Grade verliehen. Er hat philosophische, rechtswissenschaftliche, dichterische, politische, socialistische, kritische und polemische Schriften geschrieben; er hat seine Ideen in zahlreichen Briefen niedergelegt — aber wer liest ihn heutzutage? .. Seine Bücher und Broschüren sind zerstreut und manche derselben nur schwer zu bekommen, und doch verdiente er es, daß von berufener Hand das Zerstreute gesammelt und das Bleibende und Werthvolle zu einem Strauß vereinigt würde. Eine *Gesammtausgabe seiner Schriften* würde gewiß in den weitesten Kreisen willkommen geheißen werden.

Zwanzigstes Kapitel.

Schlußbetrachtung: wenn Lassalle nicht gestorben wäre!

Es dürfte wohl gestattet und nicht ohne Interesse sein, die Frage zu erörtern, wie sich voraussichtlich Ferdinand Lassalle zur *Politik* und *socialen Frage* gestellt hätte, wenn er von der Kugel des Bojaren nicht ereilt worden wäre.

Der merkwürdige, groß angelegte und dämonische Mann hätte sicherlich ganz andere Bahnen eingeschlagen, als die gegenwärtigen Führer der deutschen Socialdemokratie.

Zwar hat die Gräfin Sophie Hatzfeldt nach dem Tode ihres Lieblings sich als die Vollstreckerin seines politischen Testaments betrachtet und die Führerschaft des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins zu übernehmen sich bemüht, aber thatsächlich hat die „gute Gräfin“ politisches Verständniß nur im geringen Grade besessen und sich von ihren subjektiven Empfindungen zu sehr leiten lassen, um als geistige Erbin des Vaters der deutschen Socialdemokratie betrachtet werden zu können.

Zwar hat ferner, wie man weiß, die von Lassalle hervorgerufene Bewegung allmälig durch Liebknecht und Bebel die Marx'sche internationale Richtung angenommen, und die moderne socialdemokratische Partei hat in Wort und Schrift jene umstürzlerischen Grundsätze verkündet, welche den Staat schließlich zur Abwehr gegen die revolutionären Bestrebungen und zur Schaffung des Socialistengesetzes gezwungen haben, — aber zwischen dem Lassalleanischen nationalen Socialismus und der Bebel-Liebknecht'schen vaterlandslosen Socialdemokratie gähnt eine so unüberbrückbare Kluft, daß kein Verständiger in der letzteren eine Fortsetzung oder gar eine Consequenz des ersteren wird erblicken wollen.

Welche Rolle Lassalle gespielt hätte, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, noch einige Jahrzehnte am Leben zu bleiben, ist unschwer zu erkennen.

Zunächst hätten ihn die mannigfachen, über ihn von den Gerichten verhängten Freiheitsstrafen voraussichtlich auf längere Zeit in's Exil geführt. Er wollte ja „expatriiren", weil er die Kerkerluft nicht mehr ertragen konnte und — wollte. Die Amnestie des Jahres 1866 würde ihn aber höchstwahrscheinlich wieder in's Vaterland zurückgeführt haben und er hätte nach der Ermattung, die er fühlte, zwar nicht in dem Maße wie früher die Leitung der Partei geführt, jedoch wohl noch Autorität genug gehabt, um, wie schon angedeutet, zu verhindern, daß seine Anhänger der Marx'schen Richtung verfielen. Unzweifelhaft wäre ihm ein Mandat für den Reichstag zugefallen, und hier würde er ganz sicher eine klärende und treibende parlamentarische Thätigkeit geübt haben, um deren Einbuße sein frühes Ende aufrichtig beklagt werden muß.

Er hätte voraussichtlich seine gewaltige Beredtsamkeit, seine außerordentlic[illegible]hrsamkeit und sein eigenartiges schriftstelle-r[illegible]alen [illegible]wan[illegible] [illegible]inem Vaterlande zu nützen und [illegible]che er alle Zeit schwärmte, zu [illegible]ler geworden, wie dies auch

nicht anders hätte von einem Manne erwartet werden können, der bereits 1859 in seiner — oben erwähnten — Broschüre: „Der italienische Krieg und die Aufgabe Preußens" bezüglich des nationalen Berufs Preußens die begeisterten Worte schrieb: „Die Sympathie für Schleswig-Holstein, der Drang nach einer nationalen Stellung in der jetzigen Krise, der Durst nach nationaler Größe überhaupt, der Haß gegen Napoleon, die heiße fiebernde Sehnsucht nach nationaler Einheit, alle diese Flammen würden zu Einem Feuer zusammenschlagen, welches, sein Hinderniß selbst in seine Nahrung verwandelnd, mit jedem Widerstand nur wüchse, den man ihm entgegenstellte.... Und möge die preußische Regierung dessen gewiß sein: in diesem Kriege, der ebenso ein Lebens-Interesse des deutschen Volkes als Preußens ist, würde die deutsche Demokratie selbst Preußens Banner tragen und alle Hindernisse vor ihm zu Boden werfen mit einer Expansivkraft, wie ihrer nur der berauschende Ausbruch einer nationalen Leidenschaft fähig ist, welche seit 50 Jahren comprimirt in dem Herzen eines großen Volkes zuckt und zittert."

Im Buche des Schicksals war es aber anders verzeichnet: der schäumende, gährende Most hatte keine Zeit, sich zu einem feurigen, edlen Wein abzuklären!

Ohne seine Aufgabe befriedigend gelöst zu haben, in der Sturm- und Drangperiode seines Lebens, von Widersprüchen und Disharmonien erfüllt, endete das Leben Ferdinand Lassalle's.

Anhang.

1. Ungedruckte Briefe der Gräfin Hatzfeldt an Ferdinand Lassalle.

Wir haben bereits im Texte mehrere ungedruckte Briefe der Gräfin Hatzfeldt an Ferdinand Lassalle veröffentlicht und lassen hier nur noch diejenigen folgen, welche im Buche selbst zwar nicht Aufnahme fanden, die jedoch durch ihren Inhalt von solchem Interesse sind, daß deren Bekanntwerden sich wohl rechtfertigen läßt. Dieselben hängen durchwegs mit der Dönniges-Affaire zusammen und lauten:

I.

Wildbad, 5. August 1864.

Gestern Abend erhielt ich Ihren Brief, vor der Abreise nach Genf geschrieben, und den Ihrer Braut*), Sie haben ganz recht; das Gefühl, welches ihr eingab, mir gleich zu schreiben, war ein sehr gutes und richtiges, das ich ganz zu würdigen verstehe. Ich habe so lange in schlimmen Jahren in Kampf und Gefahren treulich zu Ihnen gestanden (Sie werden mir gewiß das Zeugniß geben, daß ich nie Ihrem Appell gefehlt habe); ich brauche also Ihnen nicht erst zu sagen, wie ich im selben Grade mich tief innig freue, Sie glücklich zu wissen und meine herzlichsten Glückwünsche Sie stets begleiten werden, so lange ich lebe.

Wenn ich Ihrer Braut nicht heute auch gleich, wie es mich drängt, schreibe, so ist es nur, weil ich rasend abgearbeitet bin,

*) Helene von Dönniges.

nicht anders hätte von einem Manne erwartet werden können, der bereits 1859 in seiner — oben erwähnten — Broschüre: „Der italienische Krieg und die Aufgabe Preußens“ bezüglich des nationalen Berufs Preußens die begeisterten Worte schrieb: „Die Sympathie für Schleswig-Holstein, der Drang nach einer nationalen Stellung in der jetzigen Krise, der Durst nach nationaler Größe überhaupt, der Haß gegen Napoleon, die heiße fiebernde Sehnsucht nach nationaler Einheit, alle diese Flammen würden zu Einem Feuer zusammenschlagen, welches, sein Hinderniß selbst in seine Nahrung verwandelnd, mit jedem Widerstand nur wüchse, den man ihm entgegenstellte.... Und möge die preußische Regierung dessen gewiß sein: in diesem Kriege, der ebenso ein Lebens-Interesse des deutschen Volkes als Preußens ist, würde die deutsche Demokratie selbst Preußens Banner tragen und alle Hindernisse vor ihm zu Boden werfen mit einer Expansivkraft, wie ihrer nur der berauschende Ausbruch einer nationalen Leidenschaft fähig ist, welche seit 50 Jahren comprimirt in dem Herzen eines großen Volkes zuckt und zittert.“

Im Buche des Schicksals war es aber anders verzeichnet: der schäumende, gährende Most hatte keine Zeit, sich zu einem feurigen, edlen Wein abzuklären!

Ohne seine Aufgabe befriedigend gelöst zu haben, in der Sturm- und Drangperiode seines Lebens, von Widersprüchen und Disharmonien erfüllt, endete das Leben Ferdinand Lassalle's.

Anhang.

1. Ungedruckte Briefe der Gräfin Hatzfeldt an Ferdinand Lassalle.

Wir haben bereits im Texte mehrere ungedruckte Briefe der Gräfin Hatzfeldt an Ferdinand Lassalle veröffentlicht und lassen hier nur noch diejenigen folgen, welche im Buche selbst zwar nicht Aufnahme fanden, die jedoch durch ihren Inhalt von solchem Interesse sind, daß deren Bekanntwerden sich wohl rechtfertigen läßt. Dieselben hängen durchwegs mit der Dönniges-Affaire zusammen und lauten:

I.

Wildbad, 5. August 1864.

Gestern Abend erhielt ich Ihren Brief, vor der Abreise nach Genf geschrieben, und den Ihrer Braut*), Sie haben ganz recht; das Gefühl, welches ihr eingab, mir gleich zu schreiben, war ein sehr gutes und richtiges, das ich ganz zu würdigen verstehe. Ich habe so lange in schlimmen Jahren in Kampf und Gefahren treulich zu Ihnen gestanden (Sie werden mir gewiß das Zeugniß geben, daß ich nie Ihrem Appell gefehlt habe); ich brauche also Ihnen nicht erst zu sagen, wie ich im selben Grade mich tief innig freue, Sie glücklich zu wissen und meine herzlichsten Glückwünsche Sie stets begleiten werden, so lange ich lebe.

Wenn ich Ihrer Braut nicht heute auch gleich, wie es mich drängt, schreibe, so ist es nur, weil ich rasend abgearbeitet bin,

---

*) Helene von Dönniges.

und zwar von den erbärmlichsten Kleinigkeiten, die aber doch gemacht sein wollen; und die Cur greift mich auch sehr an. Und ich will ihr doch wenigstens zum erstenmal ziemlich anständig und à tête reposée schreiben, was Ihnen gegenüber nicht nöthig. Aber in aller Welt, wo nehmen Sie denn den Gedanken und die Furcht her, ich könnte mich wollen in Ihre Ehe einmischen, Ihre Frau influenziren — wie habe ich Ihnen denn Gelegenheit dazu gegeben? Wie können Sie so gering von — ich spreche nicht von meinem Herzen, aber von meinem Verstand denken?

Nichts liegt mir ferner als dieser Gedanke und es wird auch gewiß so bleiben; und dann, woher nehmen Sie denn aus meinen Briefen, daß ich Ihnen abgerathen, versucht Sie abzuhalten, wozu es jetzt zu spät sei? Ich habe nicht abgerathen, wie könnte ich das? Ich habe nur in der Art und Weise zu etwas Ruhe und Ueberlegung gerathen, was mir in den beiderseitigen Verhältnissen zu liegen schien, worüber ich eine irrige, aber gewiß herzlich gemeinte Ansicht hatte. Ich werde also, wie Sie es wünschen, nach Genf kommen. Sie meinten zwar, ich würde nicht vor dem 18. hier abreisen, so lange wird es aber nicht dauern; ich werde schon am 18., vielleicht schon früher, am 16., in Genf sein, auch wenn ich nach Zürich gehe.

Nun leben Sie wohl, liebes Kind. Ich erwarte mit großer Spannung einen Brief aus Genf; wer weiß, ob mich noch einer hier erreicht, denn die Briefe gehen unbegreiflich und unverschämt lange hierher, sogar manchmal laufen sie, Gott weiß, warum, über Stuttgart.

Ich bitte Sie daher, gleich auch einen Brief nach Basel, Hôtel Drei Könige, Hôtel restant, zu schicken, worin Sie mir auch sagen, wohin in Genf ich meine Koffer adressiren kann, welches Hôtel?

Nun nochmals, leben Sie wohl und auf baldiges Wiedersehen! Die herzlichsten Grüße für Sie und Ihre Braut ganz vorzüglich. S. H.

II.

Wildbad, 6. August Abends.

Ich weiß nicht, woher es kommt, daß Sie jetzt immer gleich so gereizt sind; und nur aus einer Ursache, die ich nicht kenne, kann der gereizte Ton des Brief's vom 3. kommen, den ich heute den 6. erhalte. Meine Antwort ist:

1. Daß es mir nicht eingefallen ist, wie Sie mir heute und gestern vorhalten, Ihnen in der Sache abzurathen, ich habe eine ruhigere und vorsichtigere Art der Verfolgung des Zweckes angerathen, sogar gar nichts Anderes angerathen, als aus dem ersten Brief Ihrer Braut selbst, den Sie mir geschickt, hervorgeht. Denn sie sagt, Sie wollten erst Alles versuchen, um auf gütliche, ruhige Weise die Einwilligung der Eltern zu erlangen. Dies schien mir auch besser, und das Ziel nicht im Sturmschritt zu erreichen. Aber wenn es doch möglich, desto besser, oder, wenn sich die Ansicht Ihrer Braut hierüber geändert, so kann ich dies hier doch nicht errathen.

2. Konnte ich ebensowenig rathen, daß Helene großjährig; Sie haben mir freilich nicht geschrieben, daß Helene entschlossen sei, nicht gegen den Willen der Eltern zu heirathen. Sie schrieben mir aber, Sie fürchteten ihren unentschlossenen Charakter; und daß ich Ihre späteren Mittheilungen für meinen früher geschriebenen Brief nicht *rathen* konnte, ist doch auch nicht so „ungeschickt“.

3. Ist mir nicht eingefallen zu sagen, daß Sie Ihren Heiraths-Entschluß nach den Verurtheilungen richten sollten. Sie scheinen nicht rechte Zeit zu haben, meine Briefe zu lesen, was ich ziemlich natürlich finde; sonst würden Sie wissen, daß ich es für vernünftig und passend hielt, daß, bevor die Zeit, der Tag der Heirath bestimmt würde, Sie einen Entschluß über Ihr Verfahren diesen Verurtheilungen gegenüber gefaßt hätten. Ich meinte, daß es für Sie wie für Helenen, nicht zu empfehlen sei, es darauf ankommen zu lassen, wenn Sie jetzt gleich heirathen

und zusammen nach Berlin gehen, unter dem Damoklesschwert einer plötzlichen Verhaftung stehen. Wenn ich mich darin geirrt, wenn meine Furcht auch wirklich grundlos, so war der Rath doch aus bestem Herzen gemeint, und ich kann auch noch nicht finden, daß er so ganz verkehrt sei.

Ich wiederhole hier nochmals ausdrücklich, daß, sollte ich mich wirklich so „ungeschickt" ausgedrückt haben — was ich zwar nicht glaube, — es nie in meiner Absicht gewesen ist, Ihnen irgend wie „abzurathen", wie Sie immer wiederholen, sowie es nie in meinen Gedanken gelegen hat, Ihnen irgend etwas in den Weg zu legen. Durch diese Redeweise und vorgefaßte Meinung benehmen Sie mir alle nöthige Unbefangenheit, um auch da, wo Sie ihn verlangen, Rath auszusprechen.

In diesen letzten Tagen muß sich also Ihrem Brief gemäß die Haltung der Eltern entschieden haben. Die Briefe gehen so langsam — — immer über 3 Tage — und so unregelmäßig hier her, daß ich auf keine Antwort auf diesen mehr hier rechnen kann. Ich wiederhole also mein Ersuchen von gestern, mir sofort nach Basel, Hôtel Drei Könige, zu schreiben, wo ich Sie in Genf treffe. Ich rechne sicher darauf, den Brief in Basel zu finden. Nun leben Sie wohl, liebes Kind, herzliche Grüße an Beide und sans rancune wegen Ihrer Ungerechtigkeit. S. H.

III.

Wildbad, 7. August.

Soeben Ihren Brief erhalten; bin tief gerührt, und entrüstet, aber wie verlieren Sie gleich den Kopf! Eltern können sehr unangenehmen Eclat nöthig machen, kurze Zeit hinhalten, gar nichts verhindern. Sequestriren darf man heut zu Tage nicht mehr und man verliert sich auch nicht auf lange wie eine Stecknadel. Es wäre allerdings besser, die Eltern einige Tage einzuschläfern, damit sie Helenen nicht wegbringen, was immer

Schwierigkeiten, wenn auch keine erheblichen, macht. Ich bin am 10. oder 11. da, und solche Dinge verstehe ich besser als Sie, und habe auch leichteres Spiel als Sie, Verbindungen anzuknüpfen. Und Helene müßte wirklich zu einfältig sein, wenn sie nicht in kurzer Zeit Nachricht aus dem Haus bringen könnte, vorzüglich wenn ich ihr von draußen Gelegenheit biete. Also ich bitte Sie dringend, keinen Eclat, bis ich da bin. —

Helene müßte doch auch ja gar zu energielos sein, wenn sie sich wegbringen ließe; sie brauchte dem sogar nur reine inertie entgegen zu setzen; keinen Streit, nur es nicht thun. Sie ist großjährig und bleibt sie fest, ist nichts verloren; bleibt sie es nicht, nun dann, liebes Kind, so begreife ich und theile Ihren Schmerz, der aber dann nur noch ein Schmerz der Täuschung ist, denn dann war sie Ihrer auch nicht würdig.

In größter Eile. Nur Ruhe und Geduld. Stehen Sie für Helenen, so stehe ich für den Erfolg. — Also am 10. oder 11. — Ich packe sofort, kann aber früher unmöglich ankommen.

S. H.

IV.

Carlsruhe, 12. August.

Liebes Kind!

Daß Sie mir in acht Tagen, wo Sie mich in der tödtlichsten Angst wissen mußten, nur ganz unverständliche Depeschen geschickt, daß Sie, Rüstow — und gewiß haben Sie Becker*) auch zur Disposition — zu Drei, nicht fünf Minuten Zeit finden konnten, mich durch einen Brief von zehn Zeilen zu benachrichtigen und zu beruhigen; daß Rüstow mich ebenfalls auf die wiederholtesten Briefe keine Silbe hören ließ — das war nicht recht, und hat mich, da die Ungewißheit das Einzige ist, was ich nicht zu ertragen vermag, fast verrückt gemacht. Das

*) Johann Philipp Becker.

ist nun vorbei und ich habe mich nun ergeben in das, was ich nicht ändern kann.

Ich weiß also nun zwar gar nicht, in welcher Lage Sie sind, allein nach dem was ich darüber denke, ist meine Ansicht, daß Sie persönlich in Genf nichts mehr ausrichten, daß es dort nur mit List noch gelingen kann. So lange Sie da, wird die Wachsamkeit nicht nachlassen, und mit Gewalt glaube ich nicht, daß man jetzt gleich zum Ziele kommt. Ich bilde mir ein, daß ich das Nöthige jetzt dort am Besten machen könnte; ich habe ja früher Proben abgelegt, daß ich mich nicht fürchte und daß es mir für Sie an gutem Willen nicht fehlt, das wissen Sie doch auch. Man kennt mich nicht in Genf, ist also nicht gleich aufmerksam und wird sich auch gegen mich bedenken, Mittel anzuwenden, die man bei Ihnen nicht scheuen würde. Ueberdies sind ja Rüstow und Becker da, um zu beobachten und zu folgen, wenn nöthig.

Sind Sie meiner Meinung, daß ich nützlich sein kann, so telegraphiren Sie sofort und sagen mir, ob ich dann nach Genf kommen, oder ob Sie mich besser, um alles Aufsehen zu vermeiden, in der Eisenbahnstation vor Genf sprechen wollen. Die Eisenbahnzüge von hier nach Genf gehen so, daß wenn ich um 3 Uhr Morgens hier abfahre, den Abend 6½ Uhr in Genf bin, sonst muß man zwei Tage haben; hier bin ich ja zu gar nichts gut, als mich krank zu ängstigen, was Niemand etwas hilft.

Ich erwarte hier Ihre Entscheidung darüber. Wenn Sie wirklich am 14. kommen, was ich jetzt bezweifle, oder wenn ich hier irgend etwas thun kann, so bin ich natürlich bereit zu Allem. Ist das aber nicht der Fall, ist hier nichts zu thun, und Sie wünschen vielleicht aus Gründen, die ich nicht kenne, daß ich nicht nach Genf komme, so möchte ich nach Zürich gehen, wo ich Ihnen auch näher wäre, wenn Sie mich brauchen sollten, und nicht so allein wie hier bin. S. H.

2. Ungedruckter Brief des Generals Georg Klapka an den Oberst Wilhelm Rüstow in der Lassalle'schen Duellaffaire.

Wilhelm Rüstow kannte am 6. August 1864 die Adresse des Grafen Kayserlingk, des zukünftigen Schwiegersohnes des Herrn von Dönniges und späteren Secundanten des Bojaren von Rakowitz, nicht und wandte sich deshalb an den ungarischen General Georg Klapka um Auskunft. Dieser schrieb ihm nun:

„Geehrter Freund!

Die Adresse des Grafen K(ayserlingk) ist mir bis zur Stunde noch nicht zugekommen. Ich erwarte den jungen Freund, der mir dieselbe versprach, bis 6 Uhr auf meiner Wohnung. — Wäre es nicht besser, um Aufsehen zu vermeiden, wenn Sie mit Herrn Lassalle gegen 7½ Uhr lieber zu mir kämen? Es wird bereits zu viel Lärm in der Sache geschlagen und das erschwert unsere Aufgabe. Die ganze Stadt ist voll von der Geschichte! — Es bittet um Antwort

Ihr aufrichtig ergebener

Klapka".

Zur bestimmten Stunde ging Rüstow mit Lassalle zu Klapka; dieser hatte bereits die Adresse erhalten, und Klapka und Rüstow fuhren nach der Wohnung des Grafen.

---

3. Ungedruckter Bericht des Schweizerischen Obersten Johann Philipp Becker über die Duellkatastrophe am 28. August 1864.

„Lassalle war sehr böse auf mich wegen meiner Weigerung, ihm zu secundiren. Am Abend des verhängnißvollen 27. August war ich bis 12 Uhr bei der Gräfin von Hatzfeldt, und es traf mich schmerzlich, daß Lassalle mich während der ganzen Zeit beinahe völlig ignorirte, kaum meinen Gruß erwiederte. Ich hatte

an den Pistolen, die für das Duell bestimmt waren, eine Feder zerbrechen lassen, indem ich den Waffenschmied betrunken gemacht, und es schien mir, als ob Lassalle dies ahnte, und mir deshalb noch besonders zürnte. Leider half meine List nichts. Ich hatte darauf gerechnet, daß den anderen Tag, als an einem Sonntag, die Waffen nicht reparirt werden könnten; allein ich erfuhr nun, daß sie noch in der Nacht reparirt werden sollten. Da ich das Spiel nicht verloren geben wollte, verabschiedete ich mich um 12 Uhr von der Gräfin Hatzfeldt und eilte nach Rüstow's Wohnung im Pacquis, entschlossen, ihm nicht mehr von der Seite zu gehen und wenn dennoch am Duell festgehalten werden sollte, mitzukommen. Ich wartete bis 4 Uhr auf Rüstow, er kam aber die ganze Nacht nicht nach Hause*), und in Folge der heftigen Gemüthsbewegungen wurde ich gegen Morgen von einem schweren Unwohlsein befallen, welches mich daran verhinderte, zeitig im Hôtel „Victoria“ zu erscheinen. Als ich dort ankam, war Lassalle soeben mit Rüstow und Hofstetten abgefahren. Nun bemächtigte sich meiner die verzweifeltste Aufregung. Daß das Duell stattfinden sollte, war jetzt außer Zweifel. Aber wo? Ich lief von einem Kutscher zum andern, um womöglich zu erfahren, welche Richtung die Droschke genommen habe, in der die Freunde sich befanden, aber alle Nachforschungen waren umsonst. Als ich in's Hôtel zurückkehrte, war Lassalle schon mit der tödtlichen Wunde hereingebracht. Die Gräfin von Hatzfeldt bat mich, zu ihr zu eilen und ihr mit Rath und That beizustehen. Sie war wie betäubt. Sie kannte noch nicht die ganze Größe des Unglücks, aber ahnte sie. Wer malt unsere Gefühle? Man hatte uns Beide als Verschworene betrachtet, uns Alles verheimlicht, und unsere Bemühungen, eine Katastrophe abzuwenden, waren wirklich vereitelt worden.

„Rührend war mein Wiedersehen mit Lassalle. Er war

---

*) Rüstow hatte im Victoria-Hôtel in Genf ein Zimmer gemiethet und war dort geblieben.

bei vollem Bewußtsein und reichte mir die Hand, indem er mit sanfter Stimme sagte: „Mein lieber Becker, hilf mir!" — Ich richtete ihn etwas auf und ordnete ihm die Kissen. Wenn er die Gräfin sah, überflog sein Gesicht ein Lächeln, und wenn ihn auch der furchtbarste Schmerz peinigte. Er frug Tag und Nacht, jeden Augenblick, wo sie sei, wenn er sie nicht gleich vor sich sah. Sein Benehmen gegen die Gräfin war eine stillschweigende Abbitte."

---

4. Ungedrucktes Urtheil der Gräfin von Hatzfeldt über das Lassalle'sche Duell.

In einem gleich nach dem Tode Lassalle's als Manuscript erschienenen, dann aber *vernichteten* Schriftchen der *Gräfin Hatzfeldt* über die letzten Lebenstage Lassalle's finden wir folgende Aeußerungen derselben über den Zweikampf ihres Freundes:

„Wer darf sich als Richter über Lassalle aufwerfen und die völlige menschliche Berechtigung des rasenden Zornes zu leugnen wagen, der den so tief Gekränkten, so schwer Gereizten, so bübisch Hintergangenen, gegen den zur Beleidigung, zum Verrath noch Hohn und Spott hinzugefügt worden war, im Sturm mit sich fortriß? Wie groß Einer sei, er bleibt ein Mensch und nichts Menschliches kann ihm fern bleiben.

„Und was ist gerade die Hauptbedingung, die Größe bei hervorragenden Menschen? Die Geschichte lehrt uns auf jedem ihrer Blätter, daß es die Stärke und Intensität der Leidenschaften, die Fähigkeit der Concentrirung des ganzen Wesens auf Einem Punkte ist; sie zeigt uns aber auch zugleich, daß diese Stärke der Leidenschaft fast immer die Ursache frühen Unterganges geworden ist und werden mußte.

„Lassalle war ein ganzer Mann, aus Einem Guß. Bei Allem, worauf er einmal seinen Willen gerichtet, war er mit seiner *ganzen* Kraft, seinem *ganzen* Willen und seiner *ganzen*

Feuerseele. Nicht eine Anwandlung von Schwäche hat Lassalle's Untergang herbeigeführt — wäre er schwach gewesen, er lebte noch heute wie ein gewöhnlicher Mensch, hätte die Prüfung, welche ihm auferlegt worden, weit leichter überwunden. Nein, gerade die Kraft, die Unbeugsamkeit seiner ganzen Naturanlage war es, was in diesem Falle gegen ihn ausschlug, gegen ihn ausschlagen mußte.

„Er ging in Wahrheit an seiner eigenen Kraft zu Grunde“.

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.

ee



